This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

SA3638.99

Harvard College Library

FROM THE FUND OF

CHARLES MINOT

(Class of 1828)

WILHELM SCHIESS

QUER DURCH MEXIKO.

Popocatepetl.

QUER DURCH MEXIKO

VOM ATLANTISCHEN ZUM STILLEN OCEAN

VON

DR. WILHELM SCHIESS

MIT 55 ILLUSTRATIONEN UND 16 LICHTDRUCKTAFELN

BERLIN 1902
DIETRICH REIMER (ERNST VOHSEN)

2366.44
SA 3638.99

Minot fund.

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Otto Elsner, Berlin S.

VORWORT.

In diesem Buche habe ich meine Reise, die ich im Winter 1899/1900 in Begleitung meines Bruders nach Mexiko unternahm, beschrieben.

Zu der Ausarbeitung des Buches habe ich keine Litteratur benutzt, sondern nur meine persönlichen Erlebnisse niedergeschrieben und das, was ich gesprächsweise vernommen. Es kam mir hierbei zu gute, dass mein Bruder vollkommen die spanische Sprache beherrschte. Wir wählten unsern Weg durch Mexiko nicht den grossen Verkehrsstrassen nach, sondern suchten die wenig bekannten Gegenden auf.

Unsere Reiseroute von Durango nach Mazatlan ist meines Wissens noch nirgends beschrieben, und auch die interessanten Gegenden zwischen San Blas—Guadalajara—Chapalasee - Uruapan sind wenig bekannt.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Erstes Kapitel. New York und Umgebung . . . . . 1—6

Geschäftsviertel — Polizei — Vorzügliche Verkehrseinrichtungen — Hochbahn — Strassenbezeichnungen — Vierzehnte Strasse — Aquarium — Fünfte Avenue — Centralpark — Brooklynbrücke — Kolossalbauten — Fahrt im Lift — Feuersgefahr — Börse — Staten Island — Abendbeleuchtung Eisenbahnbillets — Fort Lee — Hackensack.

Zweites Kapitel. Niagarafälle. Chicago. St. Louis . . . . 7—12

Eisenbahnfahrt — Das Städtchen Niagara — Die drei Schwesterinseln — Stromschnellen — Aussichtsturm — In Canada — Am canadischen Fall — Die Gorges — Whirl pool — Von Kutschern verfolgt — Der Spring — Konkurrenzbahnen — Im Speisewagen — Amerikanisches Hotel — Die Schlachthäuser von Chicago — Lincoln-Park — Reclining chairs — Ankunft in St. Louis — Die braunen Fluten des Mississippi — Erkundigungen über die Mississippi-Dampfer — Grosse Brauereien.

Drittes Kapitel. Fahrt auf dem Mississippi . . . . . 13—18

Unser Gepäck — Früher mehr Leben auf dem Mississippi — Einrichtung des Flussdampfers — Längst verschwundene Pracht — Gesellschaft an Bord — Bedienung — Die Uferlandschaft — Landungsbrücke — Schiffsmaschine — Abends auf Deck — Unsere Kabine — Tafelgenüsse — Gestörte Nachtruhe — Die Toilette der schwarzen Dulcineen — Maultiere an Bord — Lehmufer — Kleiner Abstecher ins Innere — Ankunft in Memphis.

Viertes Kapitel. New Orleans . . . . . 19—26

Memphis — Gesundheitsbeamter — Gelbes Fieber in New Orleans — Im Bahnhof in New Orleans kein authentischer Bericht — Ein Abend im Negerquartier — Das Schreckensgespenst, die Quarantäne — Die Canalstreet — Der Park mit den gewaltigen Eichen — Mittagsmahl in der Grocery — Jäger — Besuch einer Zuckerplantage — Eine Negerfamilie wird photographiert — In der Schenke beim preussischen Wirt — Einiges über die Neger der Südstaaten — Trinkwasserverhältnisse — Schwierigkeiten, um über die Grenze nach Texas zu gelangen.

Sei

Fünftes Kapitel. In Texas. An der mexikanischen Grenze . 27—3

Durch weite Ebenen — Pullmanwagen — Ankunft in San Antonio — Charakter der Stadt — Die ersten Mexikaner — Spielhäuser — Das Leben auf dem Hauptplatz — San Pedro-Park — Viele Deutsche in San Antonio — Der Fair — Das Mittagessen in einem Temperenzdistrikt — Eagle Pass — Porfirio Diaz — Die ersten mexikanischen Häuser — Filtrierung des Trinkwassers — Das Leben auf den Strassen — Ein Fest auf dem Friedhof — Mexikanische Gerberei — Zollabfertigung.

Sechstes Kapitel. Silbermine Velardeña . . . . . 35—4

Eigenartige Gegend — Ankunft in Torreon und sofortige Weiterreise nach einem Minenplatz — Zustände auf den mexikanischen Bahnen — Per Rollwagen von Pedriceña nach Velardeña — Originelle Fahrt über die Brücken — Grosse Sterblichkeit an Pocken — Der Revolver spielt eine grosse Rolle — Der Minenarzt und seine Thätigkeit — Sonderbare Gesetze — Die vergitterte Arztwohnung — Apotheke — Gastfreundschaft — Die Hacienda unseres Gastgebers — Baukonstruktion — Das Schmelzwerk bei Nacht — Bei den Arbeiterwohnungen — Sinn für Reinlichkeit wenig entwickelt — Die Villen der Minenbesitzer — Das einzige Interesse des wahren Minenbesitzers — Die Umgegend von Velardeña — Abendspaziergang — 400 Fuss unter der Erde — Unterirdische Teiche — Arbeiterkleidung — Minenspekulationen und Minenschwindel — Ritt durch die Abendkühle — Beim Ranchero (Plantagenbesitzer) — Grundherr und Priester.

Siebentes Kapitel. Torreon und Umgebung . . . . . 47—5

Klimatische Verhältnisse — Rasches Aufblühen von Torreon — Plaza — Niemand macht hier Fusstouren — Eine kleine Bergbesteigung — Von Kakteen zerstochen — Alles öde und tot — Eine weite Rundsicht — Steiler Abstieg — Merkantiler Aufschwung Mexikos — Kleine Arbeitslöhne — Mexikanischer Arbeiter — Wie es einem Einbrecher ergeht — Haftpflicht — Markt — Stiefelputzer — Fliegenplage im Hotel — Unterhaltung — Schlechte Strassen — Für 100 Francs ein Pferd — Unterhalt der Pferde — Der mexikanische Sattel — Der Rancho San Carlos — Lerdo: Plaza und Spital — Ein trauriger Friedhof — San Pedro — Meskitholz — Gewaltige Staubwolken — Baumwollenplantage — Nächtliches Abenteuer — Das Amateur-Stiergefecht — Gute Ratschläge — Abschied von Torreon

Achtes Kapitel. Durango. Reisevorbereitungen . . . . . 59—7

Der Eisenberg — Schreckliches Pflaster — Klima — Katholische Geistlichkeit — Sandalen — Mondscheinnächte — Jagdabenteuer — Blick auf Durango — Ermordung von zwei Amerikanern — Jeder giebt uns einen andern Rat — Beratungen am Biertisch — Man will uns das Gruseln lehren — Drei Wege von Durango nach Mazatlan — Reisevorbereitungen — Einkauf — In Tobia auf der Jagd — In Verlegenheit wegen Sätteln — Markt am Sonntagmorgen — Auf einer Anhöhe in der Nähe der Stadt — In der grössten Dunkelheit — Wir kaufen zwei Sättel.

Seite

Neuntes Kapitel. Der erste Tag in der Sierra . . . . . 72—78

Zusammensetzung unserer Karawane — Wir verlassen Durango — Erstes Abenteuer — Raubwirtschaft — Der einsame Rancho Tepnio — Der erste Frühschoppen — Ein baufälliges Brückchen — Ein harter Sattel — Der Mittagshalt — Macedonio und Nicolas, unsere beiden Mozos — Einsame Gegend — San Charcos — Eine primitive Hütte — Unser Nachtlager.

Zehntes Kapitel. In der Sierra . . . . . 79—84

Dicker Nebel — Das Frühstück — Winterlandschaft — Tortillas bereitende Frauen — Haustiere — Hirschjagd — Mein Bruder vom Jagdteufel ergriffen — Ziegenfleisch — Rancho Coyotes und Salto — Der Ritt in den Abendstunden — Ein ungemütlicher Weg bei Nacht — Am Lagerfeuer — Das Menu — Macedonio als Kammerdiener.

Elftes Kapitel. Von den Höhen der Sierra nach Mazatlan . . 85—100

7,5° Kälte — Schöne Tannenwaldungen — Las Chuntas — Maiskarawanen — Rancho Ciudad — Wir suchen Holz — Die Mulas haben sich in der Nacht verlaufen — Grossartige Fernsicht — Der Nachzügler — Rancho Sauz — Erster Blick auf den Stillen Ocean — Piedra gorda — Ein wundervoller Abend — Tepalcates — Wir kauen Zuckerrohr — Indianische Dörfer — Espinasso del diablo — Das Dörfchen Pueblito — Papageien — La Lamas — Der Fluss Uraca — Durch viele kleine Dörfer — Flussbad — Puerta de San Marcos — Die Klapperschlange — Puerta de las canovas.

Zwölftes Kapitel. Am Stillen Ocean . . . . . 101—107

Mazatlan — Im Theater — Der Hafen — Mazatlan von einer Anhöhe gesehen — Eine Fahrt über das grosse Wasser — Unser Gepäck — Der Dampfer »Carlos Pachecos« — Auf dem Stillen Ocean — Liebenswürdigkeit des Mexikaners — Die Pacificküste — Landung in San Blas — Man muss handeln können — Zigarren-Fabrik — Im Hotel America.

Dreizehntes Kapitel. Von San Blas nach Tepic . . . . . 108—115

In den Tropen — Wunderbarer Blick auf das Meer — Auf der Höhe angelangt — Navarette — Ein Punsch wird gebraut — Ein Blockhaus — Das Unterkunftshaus — Ein Volksfest — Der altertümliche Postwagen — Mein Pferd brennt durch — Kleine Restaurants — Billige Lebensmittel — Adobehütten — Ankunft in Tepic — In der goldenen Kugel — Plaza — Unsere Reisebegleiter — Wir mieten andere Reittiere.

Vierzehntes Kapitel. Von Tepic nach Los Planos . . . . . 116—125

Unsere Reittiere — Das mexikanische Mütterlein — Karawanen — Ochsenwagen — Mexikanische Infanterie — Magueypflanzungen — Hacienda Leones — Mexikanische Poststrassen — Abendbeleuchtung — Chapalilla — Ein frugales Mahl — Im Hofe eines Rancho — Der Colima — Mexikanische Dulces — Isatlan — Mexikanisches Hotel — Wir erwarten umsonst den Mozo, reiten ohne denselben weiter — Ein gefährlicher Ritt — Ankunft in Los Planos — Im Refugio.

Fünfzehntes Kapitel. Von Los Planos nach Guadalajara . . 126—135

Kriegsrat — Los Planos — Ankunft unseres Mozos — Gute Ausreden — Erzmühle — Die Theewirtschaft in La Venta de Muchitilde — Die

Uhr des Mexikaners — Bekleidung der Kinder — Laguna de San Magdalena — Schokolade — Der Sattel der Lasttiere — Magueypflanzungen Tequila — Jahrmarkt — Konflikt mit der Polizei — Ein erfrischendes Bad — Vino de Mesqual-Fabrik — Plantagenarbeiter — Amatitlan — Der blinde Schimmel — Aranat Träume — La Venta de astiero — Erfolglose Entenjagd.

Sechzehntes Kapitel. Guadalajara. Salto de Juanacatlan. Chapala 136—144

Unser Mozo streikt — Im Hotel abgewiesen — Guadalajara — Mexikanische Schule — Salto de Juanacatlan — Wäscherinnen — Auf der Fähre — Verschiedene Sorten Bier — Bootfahrt — Thonwaren — Das Leben am Bahnhof — Bewölkter Himmel — Eine tolle Fahrt — Atequiza — Chapala.

Siebzehntes Kapitel. Eine Nacht auf dem Chapalasee. Nach Zamora . . . . . 145—152

Dampfschiff — Segelbarke — Ein unfehlbares Mittel gegen Seekrankheit — Windstille — Furcht vor den Indianern — Die beiden Mozos — Die Nacht auf dem See — Fabelhafte Morgenbeleuchtung — Regen — Indianerdörfchen — Wir treffen ein Schiff — Die Mozos gehen an Land — Die Bucht von Ocatlan — In Ocatlan — Im Hotel richten wir uns gemütlich ein — Auf dem Kirchturme — Bahnhofrestaurant — Von Jurecuaro nach Zamora.

Achtzehntes Kapitel. Von Zamora nach Uruapan . . . . . 153—163

Zamora — Alles prächtig grün — Jacona — Kirchenglocken an einem Baum — Ein moderner Wasserfall — Indianertypen — Patamba — Im Mezon de San Franzisco — Primitive Thonwaren-Industrie — Die Mozos trinken unsern Cognak — Im Walde verirrt — Unsere Rache — Durch Föhrenwaldung — Das Lasttier — Charapa — Unser Frühstück auf der Plaza des Indianerdorfes — Coruh — Santiago — Plötzlicher Uebergang von Tannenwaldung zur Tropenvegetation.

Neunzehntes Kapitel. Uruapan—Patzcuaro . . . . . 164—172

Markt in Uruapan — Hotel Oriente — Kaffeepflanzungen — Ein malerischer Kirchhof — Die Plaza — Unmöglichkeit zu Fuss zu gehen — Der Wasserfall Zzaráracua — Fabrikation von Adobeziegeln — Niemand weiss, wann der Zug fährt — Ein aufdringlicher Mexikaner — Eisenbahnfahrt nach Patzcuaro — Gespräche über Stiergefechte und Politik — Der See von Patzcuaro — Morelia.

Zwanzigstes Kapitel. Die Hauptstadt Mexiko und Umgebung 173—187

Plateros — Plaza principale — Kathedrale — Chapultepec-Mixcoac — Castañeda — Canal de Viga — San Anita — Ixtacalco — Bäder in Peñon — Die verschiedenen Nationalitäten — Museum nationale — Schiffsverbindungen zwischen Veracruz und Europa — Xochimilco — Pulque, ein Nationalgetränk — Eine Bootfahrt auf den Kanälen — Ritt nach San Angel — Las Pelotas.

Einundzwanzigstes Kapitel. Popocatepetl . . . . . 188—196

Amecameca — Wallfahrtsort — Vorbereitungen — Durch steilen Wald zum Sattel hinauf — Im Walde verirrt — Popocatepetl bei Mondbeleuchtung

Seite

— Wir übernachten in den Hütten von Tlamacas — Eine eigenartige Fussbekleidung — Die Maultiere kommen kaum mehr vorwärts — Sonnenaufgang — Die Sandalen werden angelegt — Am Kraterrand — Zum Gipfel hinauf — Atembeschwerden — Der Abstieg — Von Amecameca nach Mexiko.

Zweiundzwanzigstes Kapitel. Veracruz — Alvarrado . . . . 197—207

Pyramiden von Teotiuacan — Apizaco — Esperanza — Die Fahrt nach Veracruz — Orizaba — Prächtige Vegetation — Cordoba — Ankunft in Veracruz — Ich ändere meinen Reiseplan — Ungesunde Lage — Aasgeier — Nach Alvarrado — Von hier kann man prächtige Touren unternehmen — Flussfahrt — Tlacotalpan — Beim Schneider — Rückkehr nach Veracruz — Ein Leuchtkäfer.

Dreiundzwanzigstes Kapitel. Von Veracruz über Cordoba, Guanajuato und Aguas calientes nach Torreon . . . . . 208—222

Maiskolben — Cordoba — Die Plaza — Vernachlässigte Kaffeeplantage — Hotel America — Malerische Tracht — Durch Zucker- und Bananen-Pflanzungen — Amatlan — Ein tropischer Weihnachtsbaum — Der Orizaba — Nach Mexiko zurück — In der Gemäldegalerie — Amerikanische Getränke — Silao — Nach Guanajuato — Eine alte Minenstadt — La Preza de Loia — Geschäftsreisende — Aguas calientes — Jardin San Marcos — Schmelzwerk — Die Lage der Stadt — Der Kirchhof — Die Thermen — Chinesische Restaurants — Zacatecas.

Vierundzwanzigstes Kapitel. Rückreise über New Orleans — Washington — Philadelphia . . . . . 223—234

Abschied von Torreon — New Orleans — Esplanade Avenue — St. Louis Cemetery — Cemetery Saint Patric — Die Geschäftsstadt — Nach Washington — Einiges über die Neger — Washington-Monument — Engraving and Printing Bureau — National Museum — Das Capitol — Philadelphia — Pennsylvania-Depot — Chestnutstreet — Alkoholfreie Restaurants — Das Leben auf den Strassen — Binghamhouse — In New York — Central-Park — Brooklyn — Die Oper — Das deutsche Theater — Statue of Liberty — Reklame — Das Geschäftshaus von Siegel — Heimkehr.

Verzeichnis der Abbildungen.

		Seite
	Titelbild: Popocatepetl. (Lichtdruck)	
	Mein Bruder mit Landsleuten auf dem Deck der »Gascogne«	1
	Der amerikanische Niagarafall. — Ernst im Kautschukkostüm	9
	»City of Sheffield« mit dem gewaltigen Heckrad	16
	Viele Fuss überragen uns die Zuckerrohre	22
	Negerfamilie im sonntäglichen Schmuck	23
	Die Neger kleiden sich ganz nach europäischer Art	24
	Wasserträgerin	33
	Bahnhof in Torreon	36
	Velardeña. Vor den Adobehäuschen stehen Gruppen von Männern	41
	Torreon mit Blick auf das Gebirge	48
	Mexikanischer Marktplatz	53
	Mexikanischer Wasserträger	61
	Mexikanischer Markt	69
	Teig knetende Mexikanerin	73
	Brücke in der Sierra. (Lichtdruck)	80
	Der Verfasser in der Sierra. (Lichtdruck)	80
	Termitenbauten	86
	Unsere Karawane sieht heute sehr frostig aus	87
	Weit unten am Bergabhang sah man ein kleines Dörfchen	90
	Wir durchzogen eine wunderbar schöne Landschaft	91
	Am Flüsschen Tepalcates	93
	Beim Dörfchen Las Canitas	94
	Im Dörfchen Pueblito. Unser Führer Nicolas	95
	Primitive Hütten	96
	25. November morgens 9 Uhr	98
	Wir setzen über den Fluss	99
	San Blas. (Lichtdruck)	104
	Unsere Reisegesellschaft. (Lichtdruck)	104
	In der Zigarrenfabrik	106
	Aussicht vom Hotel auf die Plaza von Tepic	114
	Ochsenwagen	117
	Waschende Frauen bei Juanacatlan. (Lichtdruck)	136
	Der Rio Grande bei Juanacatlan. (Lichtdruck)	136
	Salto de Juanacatlan von der Terrasse des elektrischen Werkes	139
	Waschende Weiber oberhalb des Falles von Juanacatlan	140
	Hütten in Juanacatlan	141
	La Barca. — Mexikaner preisen ihre Esswaren an	150

Seite

La Barca. — Blinde Bettler 151
Chapala-See. (Lichtdruck) 152
Indianerin 153
Plaza in Chiapa 160
Santiago 161
Halt bei Santiago. — Indianerinnen 162
Ein Bach in Uruapan 163
Zuzuracua-Wasserfall. In der Nähe von Uruapan 167
✓ Eine Strasse in Patzcuaro. (Lichtdruck) 168
✓ Alameda in Mexiko City. (Lichtdruck) 172
✓ Park bei Chapultepec. (Lichtdruck) 174
Indianerin in einem kleinen Boot 176
San Anita 177
An der Landungsstelle am Canal de Viga 179
Aztekisches Götzenbild 180
✓ Am Canal de Viga. (Lichtdruck) 180
Kirche in Xochimilco 181
Gewinnung der Pulque 182
Waschende Weiber 183
✓ Aztekische Bauten in Xochicalco. (Lichtdruck) 184
Kanal bei Xochimilco 185
✓ Die Schutzhütte beim Popocatepetl. (Lichtdruck) 188
✓ Kraterwand des Popocatepetl. (Lichtdruck) 188
✓ Ixtaccihuatl mit Amecameca. (Lichtdruck) 192
✓ Auf dem Wege zum Popocatepetl. (Lichtdruck) 192
Auf dem Popocatepetl-Firn 193
✓ Auf dem Gletscher des Popocatepetl. (Lichtdruck) 196
✓ Auf der Spitze des Popocatepetl, 5600 m über dem Meere. (Lichtdruck) 196
Eine Strasse in Jalapa 198
Bahn nach Veracruz. Zwischen Cordoba und Orizaba 200
✓ Eine Hütte im Staate Veracruz. (Lichtdruck) 200
Scenerie im tropischen Mexiko bei Veracruz 203
Der Hafen von Veracruz 207
✓ Der Orizaba von Cordoba aus. (Lichtdruck) 208
Plaza von Cordoba 209
Der Hofraum von einem Rancho bei Cordoba 212
Beim Bahnhof von Cordoba 213
✓ Guanajuato. (Lichtdruck) 216
Guanajuato 217

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

ERSTES KAPITEL.

New York und Umgebung.

Geschäftsviertel — Polizei — Vorzügliche Verkehrseinrichtungen — Hochbahn — Strassenbezeichnungen — Vierzehnte Strasse — Aquarium — Fünfte Avenue — Centralpark — Brooklynbrücke — Kolossalbauten — Fahrt im Lift — Feuergefahr — Börse — Staten Island — Abendbeleuchtung — Eisenbahnbillete — Fort Lee — Hackensack.

Die Sehnsucht, die von einer ewig strahlenden Sonne beglückten Hochebenen Mexicos zu besuchen, war durch das melancholische Grau der formlosen Nebelmassen und durch das Gefühl des herannahenden Winters auf ihren Höhepunkt gelangt, als ich am 5. Oktober 1899 abends Basel verliess, um am folgenden Mittag mit meinem Bruder Ernst in Havre zusammenzutreffen und von da an die Reise mit ihm gemeinsam nach der

Mein Bruder mit Landsleuten auf dem Verdeck der »Gascogne«.

neuen Welt anzutreten. Nach einer angenehmen Ueberfahrt, die nur zuletzt durch hartnäckigen Nebel unliebsam verzögert wurde, fuhren wir am 16. Oktober endlich in New York ein. Sobald die nötigen Zollformalitäten erledigt waren, nahmen wir Abschied von unserm gastlichen Schiff, der »Gascogne«, und stürzten uns sofort mitten in das Leben und Treiben der Stadt.

Im südlichen Stadtteil liegt das Geschäftsviertel. In den riesenhaftesten der Gebäude befinden sich gegen Tausend Bureaus, eine kleine Stadt für sich. Mit einem der zahlreichen Lifts lässt man sich in den 20. Stock, selbst höher hinauf fahren. Bei der Fahrt in die Tiefe hat man ein eigentümliches Gefühl, als ob der Magen nicht ebenso rasch wie der übrige Körper in die Tiefe gehe, sondern gleich einem Ballon in der Höhe sich zu halten bemühe. Alles ist in New York praktisch eingerichtet und man merkt gar bald, dass nur der Sinn für das Praktische den Amerikaner in seinen Unternehmungen leitet. Wer ein Bureau mietet, hat sich weder um Reinhaltung noch Heizung desselben zu bekümmern, alles das ist in der Miete einbegriffen.

Abends um 7 Uhr trifft man in diesem Stadtteil nur noch Polizisten. Die Geschäfte und Bureaus sind geschlossen, und da niemand hier wohnt, ist dieser Stadtteil thatsächlich dann absolut verlassen. Obwohl die gewaltigen Fenster nachts nicht durch Eisenläden geschützt sind und in den Geschäften das Licht brennt, wird wenig eingebrochen, dank der vorzüglichen wachsamen Polizei. Die Polizisten, ohne Ausnahme wahre Athleten von über 6 Fuss Höhe, bewaffnet mit kurzen Prügeln, vermögen gewöhnlichen Sterblichen zu imponieren und solchen mit bösem Gewissen Angst und Furcht einzuflössen.

Nach allen Richtungen der Stadt hat man die besten Verbindungen durch die elektrischen Tramways. Wenigstens jede Minute folgt ein Wagen dem andern, oft aber sieht man deren bis sechs dicht einer hinter dem andern. Auf weitere Distanzen ist der Elevator (Hochbahn) das bequemste Beförderungsmittel. Auch hier folgen sich die Züge von Minute zu Minute; morgens und abends erleichtern Expresszüge der Hochbahn den Verkehr zwischen den grösseren Entfernungen, und in kurzem soll die Untergrundbahn die entlegensten Stadtteile, die bis zu sechs Stunden von einander entfernt liegen, einander bedeutend nähern. Die Hochbahn ist nicht etwa eine Zierde, wohl aber ein Kuriosum der Stadt, und man trifft in drei Avenues diese eisernen Riesengestelle, welche die betreffenden Strassen ganz verdunkeln. Für die Anwohner ist der ewige Rauch, sowie der Lärm, der die ganze Nacht nie ruht, nichts weniger als angenehm, aber was fragt der Amerikaner danach, wenn sich die Einrichtung nur als praktisch erweist. Man zahlt auf der Hochbahn sowie in den Trams 5 Cents, fahre man zwei Stunden oder nur zwei Minuten; die Abonnements kennt man hier nicht. Dies vereinfacht den ganzen Betrieb ungeheuer. Da nur die stundenlangen

Längsstrassen Namen besitzen, die Querstrassen aber fortlaufend nummeriert sind (mit Ausnahme des alten Geschäftsviertels), so hat man sich in Bälde die ganze Nomenklatur der Strassen New Yorks gemerkt und kennt sich sofort aus. Die Hochbahn, die Tramways, die Unmasse Fuhrwerke, sowie die Zeitungen ausrufenden Jungen sorgen dafür, dass man auf den Strassen sein eigenes Wort nicht versteht.

Nachmittags suchten wir unsern Vetter auf und waren erstaunt über die lichten, luftigen Geschäftslokale mitten in New York. Während wir gestern auf dem Meer nicht genug auf den tückischen Nebel hatten schimpfen können, war New York und dessen Umgebung zur gleichen Zeit von der erwärmenden Sonne bestrahlt gewesen, und umsonst hatte eine Menge Leute gestern stundenlang die Ankunft der »Gascogne« erwartet. Heute hatten wir in New York einen unfreundlichen Tag. Als wir aber nachts den Broadway und die 14. Strasse besuchten, war alles taghell durch viele tausende von Glühlampen beleuchtet, und hier konnte man nun das Leben New Yorks studieren. Wir gewöhnten uns rasch an das amerikanische Bier, das eiskalt, fast noch kälter als das Bier in München, getrunken wird. Für 5 Cents bringt uns der Kellner nur ein kleines Gläschen amerikanisches Bier, und das Münchener Bier kostet das Doppelte. Um 1 Uhr nachts ist es hier noch ebenso belebt wie um 9 Uhr abends.

Am Dienstag Morgen besuchten wir das Aquarium und waren erstaunt über die grossartige Farbenpracht verschiedener Fische. In der fünften Avenue bewunderten wir die Villen der bekannten amerikanischen Millionäre. Während im Geschäftsviertel die Kirchen zwischen den 20 bis 30stöckigen Häusern ganz verschwinden, erheben sich hier stolz die beiden Türme der Kathedrale. Im Centralpark, den wir nun betraten, kann man allerliebste Spaziergänge machen durch hübsche Wälder. An kleinen Seen und Bächen vorbei kamen wir zu schönen Felspartien. Auch hier hatten die Bäume bereits ihr Laub verloren, obwohl die strahlende Sonne uns mitten in den Sommer versetzte. Von Grants Tomb, wohin wir an der Universität und dem Museum vorbei gelangten, hat man eine schöne Aussicht auf den Hudson und dessen jenseitiges Ufer. Ueberall ist Gelegenheit vorhanden, die verschiedenartigen kalten Sodawasser zu trinken, die der Amerikaner so sehr liebt. Abends besuchten wir mit Geschäftsfreunden meines Bruders, nachdem dieselben uns in die lukullischen Genüsse New Yorks eingeweiht und uns die verschiedenen Weinstuben gezeigt, wo man vortreffliche Rheinweine trinkt, einige Theater. General Dewey, der Sieger von Manila, trat am Schlusse der Vorstellungen stets in den verschiedensten kinematographischen Bildern auf und wurde von dem Publikum mit einem kolossalen Enthusiasmus begrüsst. Dieser Mann wird in den Staaten buchstäblich vergöttert, und Ende September dieses Jahres wurde ihm ein grossartiger Empfang in New York bereitet. Den Triumphbogen, ein wahres

1*

Kunstwerk, leider nur in Gips erstellt, konnten wir jede Nacht am Broadway bewundern. Die Königin von England wurde mit der gleichen Begeisterung aufgenommen wie Alfred Dreyfus.

Einen Morgen benutzten wir zu einem Spaziergang nach der Brooklynbrücke, einem Riesenwerk, das den Verkehr zwischen den beiden Millionenstädten New York und Brooklyn als einzige Brücke vermittelt. Die Brücke soll die längste der Welt sein, und man braucht ca. 20 Minuten, um dieselbe zu überschreiten. In der Mitte gehen die Fussgänger, zu beiden Seiten dieses mehrere Meter breiten Fusssteiges führen die Gleise der Trolley cars, und an diese schliessen sich wiederum die Strassen für die Trams und die Fuhrwerke an. Die mittlere Spannweite der Brücke ist fabelhaft und wird ermöglicht durch gewaltige Stahlrohre, an welchen die Brücke durch Drahtseile befestigt ist. Von hier aus schweift das Auge über einen grossen Teil von Brooklyn und New York, nur das gewaltigste der Gebäude mit seinen 32 Stockwerken, sowie die goldene Kuppel des World hemmen ein wenig den Blick. Auf ein Meer von flachen Dächern und roten Ziegelbauten mit ihren Unmassen von Plakaten blicken wir hinunter.

Was ist das für ein Leben gerade unter uns auf dem Meeresarm! Segelschiffe mit den höchsten Masten werden anstandslos unter der Brücke durchgeschleppt. Ein Dampfer nach dem andern fährt unter uns dahin. Im Süden, von einem feinen Dunstschleier umhüllt, erblickt man die Statue of Liberty. Nach New York zurückgekehrt, liessen wir uns durch den Lift in den 16. Stock des World hinauffahren, und von hier erreichten wir nach längerem Steigen die Plattform auf der goldenen Kuppel. Auch hier benahm uns nur der 32stöckige Riesenbau die Aussicht. Diesen Riesen entschlossen wir uns nun auch noch zu erklimmen. Wir nahmen eine ernste Geschäftsmiene an, setzten uns in den einen der sieben Lifts, und nun fuhren wir mit rasender Eile in die Höhe. Im siebenten und zehnten Stockwerk wurde gehalten, im vierzehnten Stockwerk stieg der letzte der Mitreisenden aus und wir befahlen auf gut Glück, obwohl wir die Anzahl der Stockwerke noch nicht gezählt, »twentysix!« Unser Führer war erbost, in diese Höhe fahren zu müssen, und passte uns auf, was wir beginnen würden. Wir waren gefesselt durch die weite freie Aussicht, die wir hier genossen, da sich nichts mehr hemmend in den Weg stellte, ja selbst die Kuppel des World tief unter uns lag, und waren eben im Begriffe, die letzten sechs Stockwerke noch zu Fuss zu ersteigen, als wir im 27. Stockwerk vom Lift erreicht wurden, dessen Führer uns erklärte, das Gebäude sei nicht gebaut worden, um die Aussicht zu bewundern, und uns mit sarkastischem Lächeln einlud, mit ihm wieder in die unteren Regionen zu fahren. Für Luft und Licht ist in diesen Wohntürmen vortrefflich gesorgt; aber bei einem Orkan, wenn sich das ganze Gebäude

im Sturme wiegt, gleich einem gewaltigen Baume, und die Wanduhren infolge des Schaukelns stehen bleiben, dann wird es für gewöhnliche Sterbliche, die an diese luftigen Höhen nicht gewöhnt sind, recht ungemütlich hier oben. Unheimlich und schauderhaft muss es sein, wenn in einem dieser Türme Feuer ausbricht, reicht doch der Wasserstrahl der Hydranten höchstens bis zum siebenten Stockwerk. Dass auch diese hauptsächlich in Stein und Eisen aufgeführten Gebäude immerhin den Flammen Nahrung genug zu bieten haben, konnten wir wenige Strassen von hier entfernt mit eigenen Augen konstatieren, wo vor wenigen Wochen ein solcher Riesenbau bis zum sechsten Stockwerk hinunter ganz ausgebrannt war. Das eiserne Gerüst, obwohl durch die kolossale Hitze nach allen Richtungen verbogen, zeugte allein noch von der einstigen himmelstrebenden Höhe des Kolosses.

Nachmittags besuchten wir unter der freundlichen Führung unseres ortskundigen Vetters die Börse. War das ein Lärm und Spektakel in dieser mit Menschen angefüllten Halle. Wie von Furien gehetzt, schossen die Männer aufeinander los, und einer suchte den andern zu überschreien, bis endlich die Stimmen müde und heiser geworden. Jeden Moment erwartete man einen blutigen Zusammenstoss der wahnsinnig gestikulierenden Menge. Auf die uns soeben noch so belebt erscheinende Strasse zurückgekehrt, schien uns dieselbe nun im Vergleiche zum Börsensaal wie ausgestorben.

Auf einer der luxuriös ausgestatteten Fähren fuhren wir gegen 3 Uhr südlich an der Statue of Liberty vorbei nach Staten Island hinüber. Auf dieser Fahrt hat man einen grossartigen Blick auf den Hafen New Yorks und die charakteristischen Häuserkolosse der südlichen Stadt. Gewaltig präsentiert sich hier die Brooklyn bridge, auf welcher ein Heer von Ameisen sich zu bewegen scheint.

Nach allen Richtungen von New York hat man Tag und Nacht die bequemsten und billigsten Verkehrsmittel, und der Geschäftsmann kann im Sommer — der in der Stadt ebenso heiss, wie der Winter meist schrecklich kalt — mit Leichtigkeit weit ausserhalb New Yorks ein friedliches Heim mitten im Grünen bewohnen und doch täglich seinen Besuch dem Bureau abstatten. Abends gegen vier oder fünf Uhr begiebt sich in den heissen Monaten die fashionable Welt New Yorks ans Meer, um dort bis tief in die Nacht hinein sich zu belustigen. In einer halben Stunde hatten wir Staten Island erreicht und waren froh, wieder einmal im Grünen, abseits von dem Lärm der Stadt, gemütlich ein Glas Bier trinken zu können. Abends 5 Uhr hatten wir noch 23° C.

Das Meer war belebt von einer Unmasse von Schiffen, grossen, dreikaminigen, überseeischen Passagierdampfern, gewaltigen Segelschiffen, welche in das offene Meer hinausgeschleppt wurden. Zur Rechten er-

blickten wir vier Kriegsschiffe, zur Linken wimmelte es von einer Unmenge kleinerer Segler und Dampfer. Auf der Rückfahrt hatten wir eine wunderbare Beleuchtung. Im Westen erglühten die Wolken in purpurner Pracht und spiegelten sich in der ruhigen Wasserfläche. Kaum war die Sonne unsern Blicken entschwunden — noch glühten die Wolken sowie das Meer —, als sich im Osten der Mond hin und wieder zwischen den dunkeln schwarzen Wolkenmassen hervorwagte und beim Abnehmen des westlichen Glühens über das Meer einen silbernen Streifen zog. Eine solche grossartige Farbenpracht vermöchte selbst aus der langweiligsten Gegend ein herrliches Bild zu schaffen.

Auf der Reise von Havre nach New York hatte uns ein Amerikaner, der viel gereist, angeraten, das Billet nach Mexiko nicht am Bahnhof, sondern bei einem Agenten zu kaufen, da wir auf diese Weise eine bedeutende Ersparnis machen könnten. Am Tage vor unserer Abreise von New York besuchten wir die verschiedenen Ticket Offices am Broadway, aber überall wurden uns für ein zehn Tage giltiges Billet nach Torreon 82 bis 89 Doll. abverlangt, während im Bureau der Central-Bahn das gleiche Billet mit viel längerer Giltigkeitsdauer nur 69 Doll. kostet. Man thut eben trotz unseres Gewährsmannes am besten, sich die Billete am Bahnhof zu kaufen, da die Agenten einen übervorteilen, falls man nicht ganz genau die Preise kennt.

Von einer Mississippireise wurde uns überall abgeraten, da die Fahrt langweilig und die Dampfer daselbst nichts weniger als komfortabel eingerichtet seien. Da der Geschmack der verschiedenen Reisenden aber gewaltig differiert und wir obendrein hier keinen authentischen Berichterstatter hatten, beschlossen wir, vorerst bis nach St. Louis zu fahren, um daselbst dann an Ort und Stelle Erkundigungen einzuziehen.

Mit der Hochbahn fuhren wir nachmittags bis zur 130. Strasse hinauf und erreichten von dort per Tram den Hudson. Eine Fähre führte uns über das ruhige breite Gewässer zum jenseitigen Ufer nach Fort Lee. Vom Schiff aus hat man einen hübschen Blick auf die den Hudson einschliessenden bewaldeten Hügelketten. Die Wälder, welche uns nun die Pferdebahn in sausender Geschwindigkeit durcheilen liess, standen im schönsten herbstlichen Gewand und hin und wieder drang die Abendsonne durch das bunte Laub und beleuchtete einige malerische Partien des Hudson. An verschiedenen Dörfchen vorbei, passierten wir auf einer langen hölzernen Brücke ein malerisch von dem in der Abendsonne purpur gefärbten Himmel abstechendes Moor. Auf holperiger Landstrasse, in einem altväterischen Omnibus, in dem man sich schon Hunderte von Stunden von dem belebten New York entfernt glauben konnte, erreichten wir das Städtchen Hackensack.

ZWEITES KAPITEL.

Niagarafälle. — Chicago. — St. Louis.

Eisenbahnfahrt — Das Städtchen Niagara — Die drei Schwesterinseln — Stromschnellen — Aussichtsturm — In Canada — Am canadischen Fall — Die Gorges — Whirl pool — Von Kutschern verfolgt — Der Spring — Konkurrenzbahnen — Im Speisewagen — Amerikanisches Hotel — Die Schlachthäuser von Chicago — Lincoln-Park — Reclining chairs — Ankunft in St. Louis — Die braunen Fluten des Mississippi — Erkundigungen über die Mississippi-Dampfer — Grosse Brauereien.

Am 20. Oktober verliessen wir morgens New York und erreichten nachts Niagara. Die Gegend bietet wenig Abwechslung, auch fährt man zu rasch, um sie genau betrachten zu können. Nirgends sahen wir die prächtig gepflegten und unterhaltenen Landstrassen, welche bei uns das Land durchziehen. In den Dörfern trifft man meist Backsteingebäude oder Holzhäuser mit Bretterverschlägen, mit allen möglichen Plakaten und Annoncen bemalt. Wir wurden ganz gehörig gerüttelt und geschüttelt, da wir in dem hintersten Wagen, dem einzigen, wo das Rauchen gestattet war, Platz genommen hatten. Früchte, Zigarren, englische, deutsche und französische Lektüre wurden feilgeboten. Unser Reisegepäck hatten wir direkt nach St. Louis aufgegeben und man hat für dasselbe nichts extra zu bezahlen. — Während wir in New York eine sommerliche Wärme getroffen, war es am Tage unseres Aufenthaltes an den Niagarafällen bitter kalt. Starker Reif bedeckte morgens früh die Wiesen. In einer guten Viertelstunde erreichten wir vom Bahnhof, wo unser Hotel gelegen, Niagara. Das Städtchen hat breite schmucke Strassen und sieht recht sauber aus. Die Häuser, ausgenommen in der Hauptstrasse, sind alle freistehend, umgeben von einem Stückchen Rasen mit einigen Laubbäumen. Diese Gärtchen, von den Nachbarn durch keine Gehege getrennt, geben dem Ort ein sehr wohnliches, freundliches Aussehen. Die grauen, mit Brettern verschlagenen Häuser haben ausser dem Erdgeschoss nur noch ein Stockwerk.

Während im Sommer die Niagarafälle ein Anziehungspunkt für eine Menge Touristen sind, ist jetzt Ende Oktober alles wie ausgestorben.

Zuerst besichtigten wir die verschiedenen Inseln, welche zwischen den zwei Hauptarmen des Stromes liegen. Diese beiden Ströme bilden in einer Entfernung von wenigen Minuten die zwei grossen Wasserfälle. Der nördlichere, grössere, imposantere und pittoreskere von den beiden, auf canadischem Boden gelegen, heisst der canadische Fall, zum Unterschied vom amerikanischen. Ueber eiserne Brücken gelangten wir zu den Inseln, die sämtlich mit Laubwald bedeckt und, gleich einem prächtigen Park, von Strassen durchzogen sind. Die drei Schwesterinseln sind nur ganz klein und auch die grösseren Inseln kann man in fünf Minuten durchqueren. Wir hatten eine prachtvolle Beleuchtung am frühen Morgen und bedauerten nicht, uns trotz der Kälte bei Zeiten auf den Weg gemacht zu haben.

Schon weit oberhalb der Fälle fliesst der Strom nicht mehr ruhig dahin, sondern bildet Stromschnellen, auf welche man hauptsächlich von den Inseln aus einen wundervollen Blick hat. Ueber Tausende von Felsen springt der Fluss und bietet in der Morgensonne ein prächtiges Farbenspiel. Die Ufer des Flusses weiter oben sind flach, zum Teil von Waldungen eingesäumt. Am fernen Horizonte sieht man aus der Ebene graue Wolken und Nebelmassen aufsteigen. Flussabwärts zeigen sich drei gewaltige eiserne Brücken, welche die hier steil abfallenden Ufer in grosser Höhe über dem Wasserspiegel verbinden. Auf den canadischen Fall hat man vom unteren Ende der grossen Brücke einen pittoresken Blick. Man sieht hier nur die obere Hälfte des Falles, eine grüne, in der Sonne glitzernde Masse, die sich mit gewaltigem Tosen in die Tiefe stürzt, aus welcher eine Staubmasse aufsteigt, die allmählich in eine grossartige Nebelsäule sich verwandelt und hoch zum Himmel steigt, um hier sich thatsächlich mit den Wolken zu mengen.

In das Städtchen zurückgekehrt, bestiegen wir den ca. 300 Fuss hohen Aussichtsturm. Von hier aus hat man eine ungeheure Rundsicht über die flachen Länder. Gegen Süden hin vermag das Auge eben noch das Häusermeer der Stadt Buffalo zu erkennen. Nach Norden und Westen schweift das Auge über die canadischen Ebenen. Die Inseln erscheinen hier oben sehr klein, und je höher man steigt, desto mehr verlieren die Fälle an Grossartigkeit. Aber auch hier oben sieht man die Staub- und Nebelwolken des canadischen Falles, die bis zu den Wolken reichen. Das Getöse der in die Tiefe sich stürzenden Wassermassen hat auch fast nichts von seiner Gewalt verloren. — Nachdem wir das Brückengeld bezahlt, wurden wir in Canada eingelassen. Von der Brücke, besonders aber vom canadischen Ufer aus, hat man den grossartigsten Blick auf die beiden gewaltigen Wasserriesen in ihrer ganzen Grösse, während man sich auf den Eisenbahnbrücken schon etwas zu entfernt von den Fällen befindet. Die Züge halten meist einige Minuten auf der Brücke, um die Reisenden das Naturwunder besichtigen zu lassen. Der amerikanische Fall fällt in einer Linie ab,

während der canadische Fall einen Halbbogen bildet. Die grünen Wassermassen stürzen sich über Felsen in die Tiefe, lösen sich in Tausende von Raketen auf und verwandeln sich in feinen Wasserstaub, der vom Wind weit über das Land geweht wird. In ihrem neuen Bette angelangt, gleichen die tosenden Massen einem Schneefeld, bis sich das Wasser beruhigt und weiter unten wieder eine schwarze Farbe annimmt, aber noch lange mit weissem Gischt vermischt bleibt.

Bei dem canadischen Fall warfen wir uns in ein Kautschuk-Kostüm und fuhren mit dem Lift zum Wasser hinunter. Zum Teil durch einen Tunnel gelangt man in die nächste Nähe des Falles und wird hier von einem alles durchnässenden Regenschauer empfangen. Hier bekommt man einen Begriff von der Menge der sich überstürzenden Wassermassen und deren kolossalen Kräften, die nur zu einem ganz minimalen Teil der Industrie dienstbar gemacht sind. Während oberhalb der Fälle der Strom breit und wenig tief ist, bildet er unterhalb derselben die sogenannten Gorges. Der Fluss ist hier zwischen zwei Felswänden eingezwängt und bildet von neuem Stromschnellen, so dass man an den engsten Stellen nur weisse, schimmernde, über ungeheure Felsblöcke thalabwärtsstürzende, lärmende Wassermassen sieht. Plötzlich macht der Strom eine rechtwinklige Biegung. Die mit vehementer Kraft vorwärts schiessenden Wassermassen haben hier den Whirl pool, einen kleineren See, gebildet, in welchen das Wasser einströmt, um im Wirbel zurückzukehren und seinen Abfluss zu suchen. Der Pool, von steil abfallenden Wäldern umgeben, bietet einen imposanten Anblick.

Der amerikanische Niagarafall. — Ernst im Kautschukkostüm.

Eine Unmasse Kutscher, die in dieser Jahreszeit nicht mehr viel zu thun haben, hatten uns den ganzen Tag verfolgt, und gegen Abend gaben wir dem Drängen eines dieser Rosselenker nach, um uns auf der canadischen Seite thalaufwärts führen zu lassen. Die Fahrt durch die herbstlich gefärbten Wälder an den Fällen und Stromschnellen vorbei, durch die ruhige, von der Abendsonne beleuchtete Landschaft, war grossartig schön. Unser Führer drängte uns, die Hauptsehenswürdigkeit der Gegend, einen Spring, zu besuchen, wo man eine Feuersäule sehe, die nicht heiss sei und die aus

dem Wasser komme. Um seinen Worten mehr Nachdruck zu verleihen, brachte er aus der innersten Rocktasche ein farbenreiches, phantastisches Bild hervor. Da wir nicht viel von diesem Spring erwarteten, waren wir nicht enttäuscht, als man uns nur ein schwaches Flämmchen zeigte, herrührend von wenigen unter Wasser hervorkommenden Gasblasen, die, angezündet, sogleich wieder erlöschen. — Nachts hätten wir die Fälle noch bei Mondenschein bewundern können, aber zu solchen Wanderungen war es uns zu kalt und das Hotel zu weit entfernt.

Am Sonntag Morgen peitschte der Regen die Fenster unserer Schlafzimmer. Zum Glück für uns hatte der Zug bedeutend Verspätung, sonst hätten wir einen weiteren Tag hier bleiben müssen. Wir warteten auf dem Bahnhof, wo wir gestern Abend ausgestiegen, vergebens auf unsern Zug, bis uns endlich ein Bahnangestellter auf einen andern Bahnhof wies, wo wir gerade noch rechtzeitig ankamen, um in den Zug zu springen. In Amerika muss man bei Eisenbahnfahrten mehr aufpassen als bei uns, denn eine Menge Konkurrenzbahnen, die zuweilen längere Strecken parallel nebeneinander herfahren, verbinden oft die gleichen Städte miteinander. Oefters durchschneidet auch eine Bahn die Gleise einer andern auf gleichem Niveau, wo sie bei uns in verschiedenen Höhen übereinander wegfahren würden. Dies führt natürlich sehr oft zu Zusammenstössen.

Beim Mittagessen im Speisewagen wurde uns von den Negern eine Unmasse kleiner Plättchen miteinander aufgetragen. Auf europäische Art und Weise serviert, könnte man aus all diesen Gerichten ein Diner von etwa fünfzehn Gängen zusammensetzen.

Meilenweit fuhren wir durch die ebene Landschaft, ohne eine menschliche Wohnung zu treffen. Einzelne Kuh-, Pferde- und Schafherden bringen in die Eintönigkeit etwas Leben. Die Weideplätze sind eingehegt wie bei uns in den Alpen. Der in Büschel zusammengebundene Mais bedeckt unabsehbare Felder. Bei Detroit betraten wir wieder den amerikanischen Boden, nachdem der ganze Zug auf einer Riesenfähre über den See geführt worden war. Hier trafen wir wieder die eintönigen Ziegelbauten, welche, wo immer nur sich eine leere Wand zeigt, mit ungeheueren Plakaten »verziert« sind.

Erst mitten in der Nacht gelangten wir endlich nach Chicago, wo dank der kundigen Führung meines Bruders bald das Great Northern Hotel erreicht war. In unsern Schlafzimmern fehlten die Betten, nur Kasten, Tische und Kommoden waren vorhanden. Aber ein Druck an einer geheimen Feder verwandelte die Kasten in die komfortabelsten Betten. Ein Badezimmer, ein eigenes Kloset gehörte noch zu unserm Appartement. Die amerikanischen Hotels sind wirklich sehr praktisch eingerichtet. Man braucht nur einen Hahn zu öffnen, und in wenigen Minuten steht dem von der langen Eisenbahnfahrt ermüdeten Reisenden ein erquickendes warmes

Bad zur Verfügung. In den zehnten oder fünfzehnten Stock hinauf fährt man so bequem und rasch, wie bei uns in das vierte Stockwerk. Während in New York Sonntags ein grosser Teil der Wirtschaften geschlossen war, merkte man hier bedeutend weniger von der Sonntagstille.

Am Morgen früh fuhren wir nach der Union Stock Yard Chartered hinaus, um uns hier die enormen Schlachthäuser anzusehen, welche eine Stadt für sich bilden. Grosse Länderstrecken sind durch Gehege in eine Unzahl von Hürden abgeteilt, in welchen sich die Ochsen, Kühe, Schweine und Schafe befinden. Auf hölzernen Brücken kann man über das Ganze hinweggehen und erblickt die gut berittenen Käufer und Verkäufer, welche da unten ihre Rosse tummeln, die Tiere von einer Hürde in die andere treiben und ihre Geschäfte abwickeln. Nachdem sich einige Zuschauer gesammelt, wurden wir in den kolossal ausgedehnten Schlachthäusern herumgeführt. Ein Ochse nach dem andern fällt, von einem mit erstaunlicher Sicherheit geführten langstieligen Hammer getroffen, zu Boden und passiert nun Hunderte von Händen, bis er ganz zerlegt ist. In der Schweineschlächterei werden die Tiere in ganzen Herden in das Schlachtlokal getrieben. Einige Arbeiter fesseln die Tiere an den Hinterfüssen und nun zappeln sie, von der Maschinerie getrieben, am Schlächter vorbei, der in einer Minute wohl zwanzig Tieren den Hals aufschlitzt. Das widrige, weithin tönende Geschrei der sterbenden Tiere treibt den Besucher fort von diesem Orte des Todes. Durch Tunnels wandern nun die Tiere in die unteren Stockwerke und passieren in rascher Reihenfolge viele Hunderte von Händen, die jede wieder eine andere Prozedur mit dem Fleisch vornehmen, dieselbe in wenigen Minuten beendend. So erblickt man tausende und abertausende dieser aufgehängten Tiere, bis weiter unten nur noch die Schinken übrig bleiben. Dann tritt man in die Säle, wo die Büchsen gekocht und verlötet werden, um dann nach der ganzen Welt versandt zu werden.

Als wir von hier nach der Stadt zurückgefahren, vernahmen wir, dass das Schiff, das uns nach St. Joseph hatte bringen sollen, bereits vor einigen Stunden abgefahren war. Das Schiff hatte seit einigen Tagen seinen Fahrplan geändert. So nahmen wir denn Platz in einem kleineren Boot, um uns nach dem Lincoln-Park fahren zu lassen. Obwohl uns der Führer des Schiffes versprochen hatte, in wenigen Minuten abzufahren, warteten wir eine volle Stunde und immer noch liess der alte Seemann jede halbe Minute seine Stentorstimme erschallen, um Passagiere anzulocken, was aber nicht den gewünschten Erfolg erzielte. Endlich hatte sich unser Schiffskapitän müde geschrien und gab das Zeichen zur Abfahrt. Nun hatten wir einen guten Ueberblick über den Hafen, der nur wenig Leben zeigte. Ein schwerer grauer Dunst lagerte über der Stadt. An einer Unmenge von Fischern, die ihre Netze und Angeln auswarfen,

an einzelnen Frachtschiffen und den langen, mit Holz verschalten Dämmen, auf welchen kolossale Holzmengen abgelagert wurden, fuhren wir auf dem ruhigen Wasser vorbei und erreichten in vierzig Minuten den Park, wo die amerikanischen Damen ihre Rosse lenkten und auf leichten, zierlichen Wagen an uns vorbei sausten.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Chicago setzten wir unsere Reise nach St. Louis fort. Auf dieser Strecke fuhren wir in einem Wagen mit sogenannten »reclining chairs«. Hier sitzt der Reisende äusserst bequem. Er kann seinen Fauteuil drehen wie er will und die Lehne, falls es ihn gelüstet zu schlafen, tief hinten herunterlassen und die Füsse nach echt amerikanischer Sitte in die Höhe strecken, um dann so bequem wie im Pullman zu schlafen, da er von seinem Nachbar nicht belästigt werden kann, falls dieser etwa nicht die üble Gewohnheit des Schnarchens besitzt.

Kaum waren wir aus dem erquickenden Schlummer erwacht, so färbte die aufgehende Sonne den östlichen Horizont erst grünlich, dann, sobald es etwas heller wurde, zeigten sich alle Farbennuancen von gelb, orange, rot, purpur bis violett. Der Zug sauste über die unendlich weiten Stoppelfelder mit einer Geschwindigkeit dahin, die ein Oeffnen der Fenster, des Windes wegen, nicht gestattete. Als wir bei St. Louis auf einer stolzen eisernen Brücke über die breiten chokoladefarbigen Wasser des Mississippi fuhren, beleuchtete die vom wolkenlosen Himmel strahlende Sonne die Ufer des gewaltigen Stromes.

Abends 7 Uhr zeigte heute das Thermometer noch 22° C. Unser erster Gang galt nun natürlich dem Mississippi. Wir besahen uns daselbst die Schiffe und erfuhren, dass heute, Dienstag, den 24. Oktober, abends 5 Uhr, die »City of Sheffield«, einer der grossartigsten Salondampfer des Mississippi nach Memphis abfahren werde. In Memphis, hiess es, würden wir etwa am Freitag ankommen, bis nach New Orleans könne der Dampfer, des Wasserstandes wegen, nur im Januar und Februar fahren. Ein Dampferbillet I. Klasse von St. Louis bis Memphis kostet 4 Doll. Für dieses Geld kann man drei Tage den Mississippi befahren, bekommt eine Kabine und wird so gut verköstigt, dass noch nie einer auf dieser Fahrt Hungers gestorben ist. Wir waren äusserst gespannt auf die Abenteuer, die wir erleben würden.

DRITTES KAPITEL.

Fahrt auf dem Mississippi.

Unser Gepäck — Früher mehr Leben auf dem Mississippi — Einrichtung des Flussdampfers — Längst verschwundene Pracht — Gesellschaft an Bord — Bedienung — Die Uferlandschaft — Landungsbrücke — Schiffsmaschine — Abends auf Deck — Unsere Kabine — Tafelgenüsse — Gestörte Nachtruhe — Die Toilette der schwarzen Dulcineen — Maultiere an Bord — Lehmufer — Kleiner Abstecher ins Innere — Ankunft in Memphis.

Abends punkt 5 Uhr befanden wir uns an Bord. Wir versicherten vorerst unser Reisegepäck gegen Diebstahl, damit dasselbe bei den vielen Aufenthalten unterwegs nicht etwa aus »Versehen« ausgeladen würde. Am Bahnhof hatten wir Mühe gehabt, unser Gepäck, das schon seit mehreren Tagen hier auf uns wartete, zu erhalten. Endlich wurde dasselbe, nachdem die Bahnangestellten bereits behaupteten, es sei überhaupt noch nicht hier angelangt, unter einem Berg von Koffern und Kisten hervorgeholt. Es befahren nur noch wenige Passagierdampfer den Mississippi. Da aber die Fahrt auf dem Dampfer trotz freier Verpflegung nur etwa halb soviel kostet als die Eisenbahnfahrt, so finden sich immerhin noch einige Reisende, die mit der Zeit nicht so sehr zu kargen brauchen. Wir machten uns keine Illusionen, hofften keinen Luxus an Bord zu treffen, sondern erwarteten im besten Fall eine interessante Tour.

Hunderte von Negern waren noch stundenlang beschäftigt, Kisten und Säcke an Bord zu schleppen, und endlich, als die unteren Räume des Schiffes angefüllt, häuften sich Kisten, Fässer, Pakete von jeglicher Form und Gestalt in den Gängen, und nur mit Mühe gelang es uns, zwischen diesem Chaos durch uns einen Weg in unsere Kabine zu bahnen. Mein Bruder wähnte sich bereits in Torreon in seinen Magazinen. Einen grossen Vorteil hat doch ein Flussdampfer gegenüber einem Oceanfahrer. Man hat Luft und Licht in Fülle in den Kabinen. Weil diese ganz auf dem Deck sich befinden, braucht man nicht zu befürchten, das Wasser dringe in die Schlafräume ein. Während die äussere Thür auf den rings um das

Schiff führenden Gang hinausging, konnten wir durch die zweite Thür unseres Schlafsalons direkt in den grossen Gesellschaftsraum treten, wo man isst, trinkt, schreibt, spielt; bei Regenwetter ist dies der einzige Platz im ganzen Schiff, wo man sich aufhalten kann, während bei schönem Wetter wir immer auf Deck uns befanden, wo wir uns mit Kisten und Fässern, Säcken etc. ein lauschiges Plätzchen herrichteten. Der Saal ist ganz hübsch eingerichtet, aber schlecht oder, besser gesagt, gar nicht unterhalten, wie denn überhaupt alles auf dem Schiff von einer längst verschwundenen Glanzperiode spricht, wo die Eisenbahnen der Schiffahrt noch keine Konkurrenz machten.

Die Gesellschaft an Bord übertraf unsere Erwartungen bei weitem. Wir machten sofort die Bekanntschaft zweier trefflicher Schachspieler von Memphis. Nun war unser kleines Schachbrett, das uns auf der ganzen Reise begleitete, fortwährend von Zuschauern und Spielern belagert. In dem grossen Salon befand sich sogar ein Klavier. Tischtücher, Servietten, alles predigte von längst verschwundener Pracht. Jetzt war alles in Fetzen und durchlöchert. Neger bedienten uns bei Tische, und ein altes Negerweibchen machte sich in unserer Kabine nützlich. Die Beleuchtung nachts war wunderschön, sobald der Mond die Fluten des Mississippi beleuchtete.

Langsam, äusserst vorsichtig ging das Schiff vorwärts, und man begriff sofort, dass 8—10 Tage nötig sind, um New Orleans zu erreichen, besonders wenn man sich unterwegs noch in den verschiedenen Städten längere Zeit aufhält. Die Ufer, soweit wir nachts sehen konnten, sind hügelig, meist bewaldet, hier und da tauchten Lichter auf, wir waren menschlichen Ansiedelungen also nicht ferne. Nachts stoppten wir einige Male und wurden durch die eiligen Tritte der lasttragenden Neger geweckt. — Schon bei Sonnenaufgang waren wir auf dem Verdeck und liessen die erhabene Ruhe der gewaltigen Natur auf uns einwirken. Im Osten rötete sich der Himmel. Die wenigen Wölklein am Horizont färbten sich purpurrot, und nun beleuchtete der feurige Ball die gelben Fluten des Mississippi und dessen einsame bewaldete Ufer. Die Mississippifahrt bietet des Interessanten und Schönen doch bei weitem mehr als uns in New York erzählt worden. Ein Geschäftsreisender oder der elegante Globetrotter wird allerdings diese Route nicht wählen, denn die Verpflegung an Bord ist sehr einfach, der Reisende entbehrt fast allen Komforts und verliert zudem noch viel Zeit, aber uns interessierte die Reise ungemein. Würde man die Fahrt auf einem kleinen Ruderboot unternehmen, so könnte man sich in die Zeiten der ersten Ansiedelungen, wo hier noch die Indianer ihre Streifzüge unternahmen, versetzt glauben, denn stundenlang fährt oft unser Schiff ruhig dahin, ohne dass wir irgend einer menschlichen Ansiedelung gewahr werden.

Endlich taucht ein kleines Dörfchen auf, und hier wird nun gelandet, Die Neger lassen die lange Falltreppe hinunter und schleppen Kisten und Säcke ans Ufer, bringen dagegen an Bord den ganzen Hausrat einer auswandernden Familie. Nach längerem Aufenthalt wird die Landungsbrücke wieder an Bord gezogen, und das Schiff zieht mit Gemächlichkeit seine Strasse. Die verschiedenen kleinen Ortschaften liegen meist recht idyllisch in der Höhe der lehmigen, oft abschüssigen Ufer des gelben Stromes. Meist aber sind vom Schiff aus nur wenige Hütten sichtbar, während die Ortschaften landeinwärts liegen. Eine Wendung nach der andern beschreibt der Fluss, und man glaubt des öfteren auf einem kleinen See zu schwimmen, bis sich plötzlich wieder ein Ausweg zeigt. So wechselt denn auch die Breite des Stromes sehr oft. Hier liegt ein verlassenes Warenhaus in der einsamsten Gegend, die man sich denken kann, aber bei der Annäherung unseres Schiffes wird es am Ufer lebendig. Viele Meilen weit aus dem Innern sind die Pflanzer gekommen, um den neuen Pflug, den neuen Wagen oder gar die Maultiere in Empfang zu nehmen, die wir ihnen bringen. Kaum haben wir unsere Fahrt fortgesetzt, so sind die uns umgebenden Wälder wieder so einsam wie zuvor. Ein hübsches Landschaftsbild folgt nun dem andern. Bei jeder Biegung des Flusses zeigen sich neue Hügelketten, von der Sonne beschienen. Einige Maisfelder beweisen, dass die Gegend nicht unbewohnt ist.

Der Mississippi hat immer eine dunkelgelbe Farbe. Aber wie erstaunten wir, als bei der Abendbeleuchtung sich dieses Gelb in die schönsten grünschwarzen Tinten verwandelte, die purpurn aufleuchteten durch den Reflex der sich spiegelnden Wolken. Die Strömung des Flusses bemerkt man nicht. Gegen Abend fuhren wir durch ein Labyrinth von Kanälen, gebildet von zahlreichen bewaldeten Inseln. Hier begegneten wir einem Schwesterschiff von der gleichen absonderlichen Gestalt wie das unsere. Die Schiffe werden vorwärts bewegt durch ein gewaltiges Heckrad von etwa 20 Schaufeln, die so breit sind wie das ganze Schiff. Diese plumpe Maschinerie, die das hintere Drittel des Schiffes ausmacht, dreht sich, durch Dampf getrieben, langsam um ihre Achse und treibt das Schiff vorwärts.

Wir hatten einen herrlichen milden Abend, so dass wir bis nachts spät auf Deck bleiben konnten. Der elektrische Scheinwerfer beleuchtet die phantastischen Ufer, und das Schiff schleicht ruhig und äusserst gemächlich dem steil abfallenden Ufer entlang. Kein Ton, kein Ruf tönt von den Ufern zu uns herüber, nur das einschläfernde »five and a half, six feet« etc. des das Senkblei handhabenden Negers und dessen Echo erschallt durch die Sternennacht. Bei 9 Fuss fühlt man sich wieder sicher, und nun wird es für einige Minuten totenstill, bis der Neger wieder aus seinem Halbschlummer erwacht und das Senkblei wieder die Tiefe sucht.

Um 9 Uhr abends haben sich bereits alle Passagiere in ihre Kabinen zurückgezogen. Welch ein Unterschied gegen das Leben auf dem Oceandampfer! Für die Schiffsangestellten sind im Salon, dem sogenannten Speisesaal, Matratzen auf dem Boden ausgebreitet. Das eintönige Schnarchen der hier ruhenden Schläfer, die heisse, schwere Luft, der fast unmerkliche, ruhige Gang des Schiffes, die monoton und langsam arbeitende Dampfmaschine, all dies wirkt auf die noch Wachenden einschläfernd.

Unsere Kabinen waren luftig, aber höchst primitiv eingerichtet. Unsere Negerin war der Ansicht, dass ein Handtuch, das noch zur Hälfte

Die »City of Sheffield« mit dem gewaltigen Heckrad.

aus Löchern bestand, für zwei Brüder genüge. Ein Waschbecken und ein Kessel, gefüllt mit gelbem Mississippi-Wasser, das war das ganze Ameublement unseres Schlafsalons. Am Morgen früh weckte ein Nachbar den andern beim blossen Umdrehen im Bett, so dünn waren die Kabinenzwischenwände. Auf dem Gang erschienen Herren und Damen im tiefsten Negligée, um dem Mississippi das ihm geraubte Waschwasser wieder zuzuschütten. — Am zweiten Tage unserer denkwürdigen Mississippifahrt waren alle Kabinen besetzt, in einzelnen schliefen die Reisenden sogar am Boden. Unser Schachfreund äusserte, wir hätten uns nun durch das Spiel so gut kennen gelernt, dass er seine überfüllte Kabine verlassen werde, um sich bei uns niederzulassen. Um uns vor Eindringlingen zu schützen,

waren wir jetzt gezwungen, die Kabine zu verrammeln. Nur das alte Negerweibchen durfte für einige Momente daselbst eindringen.

Die drei Tische im Saal vermochten nicht alle Reisenden auf einmal zu bewirten. Wir warteten daher geduldig, bis die erste Tafel vorbei war, was allerdings nicht lange dauerte. In wenigen Minuten fand sich auch für uns ein Plätzchen. Ein grinsender Neger erschien mit einer Unmasse kleiner Plättchen, von denen er jedem Gast vier vorsetzte. So hatte man die ganze Mahlzeit vor sich, und brauchte nicht erst das Menu zu studieren. Wahrlich, der Koch machte sich wenig Sorge, um seinen Gästen viel Abwechslung zu bieten. Dreimal des Tags erschienen die kleinen Plättchen mit Kartoffeln, Reis und einem harten Beefsteak. Das Gebäck und der Kaffee waren das beste, was wir bekamen. Wasser, so trübe wie das des Flusses, woher es ganz sicher auch stammte, mit ein wenig Eis vermischt, war das einzige Getränk, das, ausgenommen Kaffee, bei den Mahlzeiten serviert wurde. Wir konnten uns nie entschliessen, dieses gelbe Getränk zu kosten. Bier oder Wein sah man nie bei Tisch, und wenn mein Bruder und ich zuweilen abends eine Flasche Bier konsumierten, so war dies für die Mitreisenden ein Ereignis. Sobald man aber Temperenzdistrikte durchfuhr, wurde die Bar geschlossen. Beim Mittag- und Nachtessen bekam man stets gelbliche »ice-cream«, bestehend aus etwas verzuckertem, halb gefrorenem Mississippi-Wasser. — Um 1 ½ Uhr nachmittags hatten wir 23,5 ° C. In Cairo war nachts 3 Uhr gestoppt worden. Wer da noch schlafen kann, wenn die Neger mit ihren Lasten an den Kabinen vorbei trampeln und die Kisten vor den Thüren aufstapeln, der muss allerdings einen beneidenswerten Schlaf haben; aber wer nicht aufschreckt, wenn nun über seinem Kopfe auf dem Oberdeck Wagen und Maschinen aufgehäuft werden, der erwacht überhaupt nicht mehr.

Am Morgen früh überrascht man die schwarzen Dulcineen bei ihrer Toilette auf Deck, und es ist köstlich, zu beobachten, welche Mühe sie sich gegenseitig geben, ihr kurzes, krauses, wolliges Haar in künstliche Coiffuren zu bringen. Die Zöpfchen werden trotz aller aufgewendeten Geschicklichkeit und Sorgfalt nicht länger als fünf Zentimeter, dafür aber entschädigt die grosse Anzahl derselben für ihre Kürze.

Während der letzten Nacht sind circa 20 Maultiere an Bord gebracht worden, welche uns durch den sich verbreitenden Stallgeruch sehr unliebsam an ihre Gegenwart erinnern. Der Mississippi wurde, je mehr wir uns Memphis näherten, immer breiter und erreichte wohl die Breite einer Viertelstunde. Die Ufer verloren, je breiter der Fluss wurde, je mehr von ihrer Lieblichkeit. Die idyllischen Waldpartien wichen mehr und mehr zurück und machten den weite Ebenen bedeckenden Baumwollplantagen Platz. Ueberall, wo wir landen, bestehen die Ufer aus Lehm und Sand. Einzelne Riesenstämme, die hier angeschwemmt worden,

zeigen, dass auch der sanftfliessende Mississippi gelegentlich bewaldete Uferpartien mit fort reisst. Bei manchem Aufenthalt hätten wir Lust und Zeit gehabt, einen kleinen Ausflug zu machen; aber mochten wir zehn Minuten oder vier Stunden liegen bleiben, immer erhielten wir vom Kapitän die Antwort, in einer schwachen halben Stunde werde der Kurs weiter verfolgt. Gegen Ende unserer Reise fragten wir die Mannschaft überhaupt nicht mehr, wir besichtigten die Frachtgüter, die an Land herum lagen und auf ihre Einschiffung harrten, und wussten dann ziemlich genau, wie weit wir uns entfernen durften.

Als um 4 Uhr abends die Landungsbrücke herabgelassen wurde und nun die emsigen Neger begannen, die Maultiere sowie die Fuhrwerke auszuladen, benutzten wir die Zeit zu einem kleineren Streifzug ins Innere. An einigen kleinen elenden Holzhütten, die höchstens Raum für 1—2 Zimmer boten, führte unser sandiger Feldweg vorbei. Grunzend kamen einige Mutterschweine mit ihren zahlreichen Familien auf uns zu. Freundliche Kinder wünschten uns einen guten Abend. Durch ein Ahornwäldchen gelangten wir zu Baumwollenplantagen und Maisfeldern, wo die zwölf Fuss hohen Pflanzen noch standen. Einige Reiter auf munteren Rösschen sprengten im Galopp an uns vorbei, um noch zum Schiffe zu kommen, die Post in Empfang zu nehmen und Bekannte zu grüssen. Einen der Reiter machte ich darauf aufmerksam, dass seine Rosinante drei Hufeisen verloren, aber bald gewahrten wir, dass auch die andern Pferde sowie Maultiere gar keine oder höchstens zwei Eisen trugen. Die Tiere sind äusserst flink, und die Reiter sitzen fest in ihren texanischen Sätteln. Wieder zurück gekehrt, bot der Landungsplatz ein von der Abendsonne beleuchtetes lebhaftes Bild. Unsere Neger waren noch immer beschäftigt, allen möglichen Hausrat an Bord des Schiffes zu schleppen. Unter den gewaltigen Bäumen lagerten am Ufer des hier seeartigen Mississippi die Pflanzer, die die Neuangekommenen herzlich begrüssten. Die Maultiere suchten ihr spärliches Futter und wurden vor die neuen Wagen gespannt. Abends 4 Uhr hatten wir noch 17,5 ° C.

In der Nacht auf Sonnabend, den 28. Oktober, hatte es tüchtig geregnet, und morgens früh strahlten die beiden gewaltigen eisernen Oefen im Salon eine angenehme Wärme aus. Der Fluss bot bei dem trüben Wetter ein trauriges Bild der Verlassenheit. Seine Fluten schienen in der vergangenen Nacht noch dunkler geworden zu sein. So waren wir denn froh, als wir um 10 Uhr Memphis erreichten.

VIERTES KAPITEL.

New Orleans.

Memphis — Gesundheitsbeamter — Gelbes Fieber in New Orleans — Im Bahnhof in New Orleans kein authentischer Bericht — Ein Abend im Negerquartier — Das Schreckensgespenst, die Quarantäne — Die Canalstreet — Der Park mit den gewaltigen Eichen — Mittagsmahl in der Grocery — Jäger — Besuch einer Zuckerplantage — Eine Negerfamilie wird photographiert — In der Schenke beim preussischen Wirt — Einiges über die Neger der Südstaaten — Trinkwasserverhältnisse — Schwierigkeiten, um über die Grenze nach Texas zu gelangen.

Bei Memphis, einer Stadt von über 100000 Einwohnern, führt eine eiserne Brücke über den gelben Strom, der hier wieder viel schmäler ist. Obgleich unsere Schachfreunde, Bürger von Memphis, von dieser Stadt als dem Eldorado aller Städte sprachen und uns deren Sehenswürdigkeiten nicht genug zu rühmen wussten, kamen wir absolut nicht in Versuchung, uns hier länger, als durchaus notwendig, aufzuhalten. Als uns nun ein Rosselenker mitteilte, der 8 Uhr-Zug nach dem Süden habe drei Stunden Verspätung, schien uns dies eine gütige Fügung des Himmels zu sein und wir liessen uns sofort nach dem Central-Depot fahren.

Vor 11 Uhr hatten wir Memphis schon im Rücken. Durch ebenes Land sauste unser Zug dahin. Als wir nach zwei Stunden Fahrt zum ersten Male hielten, hatten wir schon mehr Meilen zurückgelegt, als auf dem Mississippidampfer in 24 Stunden. Bei einer Fahrt in diesem Tempo bietet auch eine etwas eintönige Landschaft Abwechslung genug. — Gegen Abend hatten wir bereits ein sonnigeres, wärmeres Land erreicht. Die untergehende Sonne färbte den eisenhaltigen Boden prächtig rot. Hin und wieder tauchte ein auf Pfählen stehendes Gebäude, einzelne Baumgruppen auf. Ueber uns wölbte sich der blaue Himmel, dessen wenige Wolken sich purpurn färbten.

Ein Gesundheitsbeamter frug uns nach Namen, Herkunft und Ziel unserer Reise und gab uns zu verstehen, dass in New Orleans das gelbe Fieber herrsche und der Reisende, der sich daselbst aufhalte, wenn

er nach Texas wolle, vorerst eine zehntägige Quarantäne durchzumachen habe. New Orleans hatten wir auf unser Programm gesetzt, um dort uns ein wenig das Leben und Treiben der Neger anzusehen; wir hätten also nur sehr ungern von einem Aufenthalt daselbst abstrahiert und gaben vorläufig noch nicht alles verloren, sondern hofften uns an Ort und Stelle besser informieren zu können.

Abends 9 Uhr hatten wir endlich die Gelbfieberstadt erreicht. Der Bahnhof schien ganz ausgestorben, nur einige wenige Gepäckträger waren zu sehen, und die wenigen Bahnangestellten teilten uns mit, dass es mit dem gelben Fieber nicht so schlimm sei, jedoch die zehntägige Quarantäne in Texas streng gehandhabt werde. Durch das Suchen eines authentischen Berichterstatters, den wir aber nicht fanden, war es spät geworden und hätten wir nun doch nicht mehr rechtzeitig den nächsten Zug nach Texas erreicht, da wir uns vorerst hätten nach einem andern Bahnhof verfügen müssen. Wir liessen uns daher ins Hotel Grunewald führen und waren froh, nun zu einem Aufenthalt in New Orleans gezwungen zu sein.

Die Sorgen um die Quarantäne liessen wir im Hotel zurück und begaben uns auf Entdeckungsreisen in die Negerquartiere. Nur selten erblickten wir beim Durchqueren dieser Strassen einen Weissen. Die Neger scheinen sich gut zu amüsieren unter sich und kein Verlangen nach der Gesellschaft der Bleichgesichter zu haben. In einem Café sahen wir die Männlein und Weiblein vergnügt mit einander tanzen, und man erblickte unter ihnen alle Farbenabstufungen vom tiefsten Schwarz bis zum hellsten Braun; letztere verrateń nur noch durch die wulstigen Lippen und ihr krauses Haar ihre Abstammung. Einige winkten auch uns einzutreten, doch da weit und breit kein Weisser zu sehen war, blieben wir unter der offenen Thür stehen, um dann durch die düsteren Strassen auf gut Glück weiter zu wandeln. Zwischen den halbverschlossenen Jalousien blickten die schwarzen Schönen auf die Strassen und luden uns zu einem Besuch der zahlreichen Cafés chantants ein. — Den meisten Strassen entlang ziehen sich Wassergräben, und die Trottoirs sind fast zwei Fuss über der Strasse erhaben. Das Wasser in diesen Gossen stagniert und ist nichts weniger als sauber, sondern führt allerlei Unrat mit sich und verpestet hauptsächlich im Sommer die Luft. Im Hotel mussten wir auch eine gelbe Brühe, die sehr an den Mississippi erinnerte, als Waschwasser benutzen.

Am Sonntag Morgen, den 29. Oktober, weckte mich bereits um $6^1/_2$ Uhr die aufgehende Sonne. Wir hatten einen wolkenlosen, südlich blauen Himmel, der uns hinaus lockte in die freie Natur. Man konnte glauben, ein herrlicher Junitag breche an. Mein Bruder begab sich nun sofort zum Bahnhof, um dort endlich zu erfahren, wie es in That und Wahrheit mit dem Schreckensgespenst, genannt Quarantäne, gemeint sei. Er kehrte mit trüben Aussichten zurück. Man hatte ihm geraten, den Morgenschnell-

zug zu nehmen, da, wenn er bis abends noch in New Orleans bleibe, er schwerlich mehr in Texas eingelassen werde, ohne die zehn Tage abgebüsst zu haben. Es waren zwar in den letzten Tagen nur drei Fieberfälle in der grossen Stadt bekannt geworden, aber wir beschlossen doch, abends weiter zu fahren, um dann vielleicht noch glatt durchzukommen.

Hübsch und freundlich sah heute Morgen die breite Hauptstrasse, die Canalstreet, aus. Unser Hotel mit den fünf Stockwerken gehört hier schon zu den Riesen, während an der Canalstreet die meisten Gebäude nicht höher sind als in europäischen Städten. Die Arkaden, die Menge Balkone und Terrassen lassen die Stadt sehr wohnlich erscheinen. Hübsch macht sich auch der grüne Rasen, der auf dem drei- bis vierfachen Schienenweg, der für die Tramways dient, wuchert. Zu beiden Seiten der Trams befinden sich breite Strassendämme für die Fuhrwerke, und dann erst folgen den Häusern entlang die Trottoirs.

Durch die Charlesavenue, an grossen, von kleinen Gärtchen umgebenen Villen mit Balkonen und Veranden, meist aus Holz gebaut, vorbei, fuhren wir zum Park hinaus. Hier waren wir der frühen Morgenstunde wegen noch fast die einzigen Gäste. Die weiten Rasenplätze waren noch vollständig grün. Die Hauptzierde der Anlagen sind die riesenhaften Eichen, von deren gewaltigen, breiten, schattenspendenden Kronen in langen Strängen Flechten herunterhängen. Die Sonne sandte schon brennende Strahlen hernieder, als wir das Ende des Parkes erreichten und uns hier mit einem Dampfboot über den Mississippi setzen liessen, um auf der andern Seite Zuckerplantagen zu besichtigen. Doch ohne unsern Zweck erreicht zu haben, mussten wir wieder zurück, um viel weiter unten nochmals unser Glück zu versuchen.

Inzwischen war es 12 Uhr geworden und die kurz bemessene Zeit gestattete uns nicht, in die Stadt zurückzukehren. Wirtschaften waren nirgends zu entdecken. So traten wir denn in einen kleinen Laden und liessen uns hier die schönsten Austern für wenig Geld öffnen. Dann nahmen wir unsere Zuflucht zu einer Grocery, wo wir durch ein Hinterpförtchen in das spärlich beleuchtete Innere gelangten. Ein gutes Glas Bier, Biskuits und Schinken machten uns wieder frischen Mut. Wir kehrten zu dem braunen Mississippi zurück. Einige Jäger, deren man hier überall eine Menge trifft, waren mit ihren Hunden zu uns in das kleine, kaum zehn Personen Platz bietende Dampfboot gestiegen. Mit reicher Beute an Vögeln, Ratten und Dachsen sahen wir nachmittags die Nimrode heimkehren.

Vom Damm des jenseitigen Ufers hatten wir nun einen weiten Blick über die unendlichen, prächtig hellgrünen, wogenden Felder der Zuckerplantagen, die am Horizont von Waldungen eingesäumt waren. In circa acht Tagen soll hier die Ernte beginnen, wie uns ein alter graubärtiger

Neger berichtete. Viele Fuss überragten uns die saftigen Zuckerrohre, als wir uns zur näheren Besichtigung in eine Plantage hineinwagten.

Ein kleines Dörfchen, gebildet von den Maschinenhäusern und den kleinen weissen Hütten der Neger, die meist eine hübsche zierliche Veranda besitzen, gehört zur Plantage. Ueberall sitzen die Schwarzen gemütlich beisammen in ihren Veranden oder vor ihren Häusern in dem kleinen Hof. Man sieht nur vergnügte, grinsende Gesichter, und die Leutchen scheinen nicht von Nahrungssorgen geplagt zu sein. Einige Photographien wurden rasch von diesen Negerfamilien aufgenommen, und bereitwilligst

Viele Fuss überragen uns die Zuckerröhre.

holten die Mütter ihre Kleinen aus den Schlupfwinkeln hervor. Die Mädchen kämmten noch ihr krauses Haar und warfen sich schnell in das beste Sonntagsgewand. Aber die vorher so heiteren Mienen unserer gefälligen Schwarzen wurden traurig, als wir uns mit den Kodaks wieder entfernten, ohne ein »picture« dazulassen.

Nachdem wir den gelben Strom zum vierten Male durchfahren, gelangten wir wieder in etwas belebtere Gegenden, ganz in der Nähe des Hafens. Hier liegen die grössten Oceanfrachtdampfer sowie gewaltige Segler vor Anker, und an den Kais sind ungeheure Mengen Baumwolle aufgestapelt.

Wir waren müde und setzten uns als einzige Gäste in einer kühlen Schenke nieder. Das grosse, spärlich erleuchtete Lokal mit steinerner Decke und Fussboden war bei der draussen herrschenden Sonnenhitze ein äusserst angenehmes Ruheplätzchen. Der Wirt, ein altes Männlein mit weissem Bart, aus Preussen gebürtig und seit mehr als 30 Jahren in Amerika angesiedelt, brachte uns frisch vom Fass das schäumende Bier und erzählte uns von seinen Erlebnissen. In New Orleans trifft man sehr viele Deutsche und Franzosen, welch letztere in einem Quartier zusammenwohnen. Die Weissen sind numerisch den Negern in der Stadt bei weitem überlegen.

Die Schwarzen sind ein heiteres, sorgloses Volk, das meist von der Hand zum Mund lebt und keine Reichtümer ansammelt, obwohl auch

Negerfamilie im sonntäglichen Schmuck.

hier die Ausnahme die Regel nur bestätigt. Die Neger dürfen in den südlichen Staaten, also dort, wo sie durch ihre Anzahl überhaupt in Betracht kommen, auf den Bahnen nie die gleichen Waggons benutzen wie die Weissen. Jeder Zug führt einen besonderen Wagen »for the negroes«. Auch in den Bahnhöfen sind für dieselben besondere Wartesäle eingerichtet. Ein Neger, mag er auch eine hohe soziale Stellung einnehmen, darf nie »sleeping car« fahren, er müsste denn ein ganzes Coupé für sich und seine Familie reservieren und bezahlen, während die Angestellten auf den Bahnen sowie die Kellner fast ausnahmslos Schwarze sind. Auf den Trams fallen diese Beschränkungen weg. In den Hotels und Bars, wo die Weissen verkehren, lässt sich kein Neger blicken, und wo der Schwarze hingeht, da hält sich der Weisse fern. Sollte es einem Neger einfallen, ein Lokal durch seine Gegenwart bei den Weissen in Misskredit zu bringen, so hat der praktische amerikanische Wirt ein sehr einfaches, aber probates Mittel, um sich den lästigen Neger vom Leibe zu halten. Er verleidet ihm durch

eine exorbitante Rechnung das Wiederkehren gründlich; denn dem Neger direkt das Gewünschte zu verweigern, dazu hat der Amerikaner das Recht nicht. Obwohl eigentlich die Neger dem Gesetze nach dieselben Rechte wie alle übrigen Amerikaner geniessen, besteht doch zwischen den beiden Rassen eine weite gesellschaftliche Kluft, und durch Spezialverordnungen wissen die Südstaaten manches amerikanische Gesetz faktisch zu umgehen. Durchschnittlich arbeitet der Neger gerade so viel, um leben zu können. Hat er den Lohn einiger Arbeitstage in der Tasche, so verzehrt er in den folgenden Tagen seinen Erwerb in Ruhe. Als Kutscher, Knechte und Mägde findet man eine Menge Schwarzer in festen Stellungen. Der Neger ist höflich und zuvorkommend gegen den Weissen. Er fühlt sich noch oft als unter demselben stehend. Ein Schwarzer arbeitet für weit geringeren

Die Neger kleiden sich ganz nach europäischer Art.

Lohn als ein Weisser, leistet aber auch durchschnittlich weit weniger. Laut amerikanischem Gesetz hat der Neger ganz dieselben politischen Rechte wie seine früheren Unterdrücker, und es machen auch in einzelnen Staaten die Schwarzen von ihrem Wahlrecht ausgiebigen Gebrauch. In einigen Südstaaten, wo es den Weissen anfing ungemütlich zu werden, haben sie durch Spezialgesetze den Neger in den Hintergrund gedrängt. Es wurde einfach beschlossen, dass nur derjenige wählen kann, der Steuern bezahlt, Grundbesitz hat und lesen und schreiben kann. Das veränderte sofort die Sachlage, obwohl es unter der jüngeren schwarzen Generation immer weniger Analphabeten giebt. In Louisiana sind Neger schon zu Senatoren gewählt worden. Die Neger kleiden sich ganz nach europäischer Art, bieten also in dieser Beziehung gar nichts Interessantes. Amüsant sehen die Negerinnen mit ihren grossen weissen Capuchons aus, welche vorzüglich gegen die Sonnenstrahlen schützen.

Mit den Trinkwasserverhältnissen steht es in New Orleans nicht gut, und die gelbe Brühe, die wir meist zu sehen bekamen, war für uns ein noli me tangere. Grosse industrielle Etablissements, welche viel Wasser gebrauchen, haben 100 und mehr Fuss tiefe Brunnen. In dieser Tiefe stösst man auf reichliches Wasser, das, wie man sagt, von fernen Gebirgen hierher fliesst und vermittelst Maschinen an die Oberfläche gepumpt wird. Fast jedes Haus besitzt im Hof ein ungeheures Regenfass, in welches die sämtlichen Dachrinnen münden, damit von dem köstlichen Nass womöglich kein Tropfen verloren geht.

Im Winter giebt es auch kalte Tage in New Orleans, doch hält die Kälte nie längere Zeit an. Indessen ist das Klima im Winter ganz bedeutend kälter als in Kairo, obwohl beide Städte unter dem gleichen Breitengrade liegen.

Wir nahmen von unserm freundlichen Wirt Abschied, um noch einen kleinen Ausflug in den Park zu machen, wo wir uns bei dem prächtigen Abendhimmel unter die dunkeln breitkronigen Eichen setzten. Wunderbar heben sich diese Bäume von dem grün und rötlich schimmernden Horizont ab. Eine Kutsche nach der andern fuhr an uns vorbei, alle mit kolossal langen Achsen, auf welchen der schmale, leichte Wagen wie ein Kistchen ruht. Vor dem Umkippen ist dieses Vehikel allerdings möglichst gesichert, aber es bietet keinen bequemen Sitz und ist schwer zu erklimmen.

Abends am Bahnhof waren wir höchst gespannt, wie es uns ergehen würde, und wären froh gewesen, uns schon frei und sicher in Texas zu wissen. Zuerst begaben wir uns auf das Gepäckbureau und spedierten unsere Koffer an die mexikanische Grenze. Da man auf den mexikanischen Bahnen 150 Pfund Freigepäck hat, war hier sofort alles in Richtigkeit. Am Billetschalter wurden wir von dem graubärtigen Beamten freundlich empfangen; doch sobald er unsere von Memphis herrührenden Billets, die hier gegen andere Kupons umgetauscht werden mussten, gewahr wurde, nahm sein Gesicht einen fast mitleidigen Ausdruck an, und er teilte uns zu unserm Erstaunen mit, es sei unmöglich für uns, in New Orleans zu bleiben, er habe von Memphis aus telegraphischen Bericht erhalten, wir hätten im Sinne, New Orleans uns anzusehen, er dürfe uns diesen Aufenthalt aber nicht bewilligen. Obwohl wir von Memphis am 28. abgereist waren, glaubte man hier, wir kämen direkt vom andern Bahnhof, denn unser Billet war in Memphis auf den 29. ausgestellt worden. Wir hüteten uns nun natürlich den Beamten über seinen Irrtum aufzuklären und erkundigten uns lebhaft, ob denn die Quarantäne so streng durchgeführt werde, ob wirklich keine Möglichkeit vorhanden sei, New Orleans noch einen Besuch abzustatten. Hier, wie überall, wo wir uns über diese Angelegenheit erkundigten, wurde nun scharf über Texas abgeurteilt. Erst seit zwei Jahren habe Texas diese strengen Massregeln gegenüber New Orleans ergriffen und bezwecke

damit, nach den Aussagen unserer Gewährsleute, die Hafenstadt empfindlich zu schädigen und so indirekt Galveston zu heben. Sicher ist, dass die Reisenden kolossal chikaniert werden, und gar mancher wird, wenn er diese Verhältnisse kennt, New Orleans meiden; wir wenigstens hätten in diesem Falle sicherlich auch eine andere Route gewählt. Da in den letzten Tagen in New Orleans nur ein einziger Fall von gelbem Fieber zur Anzeige gekommen war, schienen mir die Vorsichtsmassregeln weit übertrieben und im Grunde eigentlich nutzlos, da die vom Norden kommenden Reisenden doch, um von dem einen Bahnhof zum andern zu gelangen, einen grossen Teil der Stadt passieren müssen. In der Ticket Office liessen wir uns zur Vorsicht bestätigen, dass wir soeben vom Norden angekommen, und glaubten durch dieses Zertifikat, das uns der Beamte in gutem Glauben ausfertigte, einen Talisman gewonnen zu haben, der uns unfehlbar über die Grenze bringen müsste. Schon hatten wir das Zertifikat wohl geborgen, als uns der Beamte bemerkte, das Schriftstück werde nicht viel nützen, die Gesundheitsbeamten seien sehr misstrauisch und könnten einen Eid von uns verlangen. Das war denn doch zu stark, und wir hofften, ohne so weit getrieben zu werden, Texas zu erreichen.

Morgens um $5^1/_2$ Uhr hatten wir die Grenze erreicht. Der Zug stand still, und wir entdeckten längs der Bahnlinie einige weisse Zelte. Man verspürte gar keine Lust, den warmen Bahnwagen zu verlassen, um bei dem trüben kalten Morgen sich in einem solchen Zelte wohnlich einzurichten. Was hätten wir hier in dieser eintönigen flachen Gegend anfangen wollen?! Ein Mann in mittleren Jahren, der mehr den Eindruck eines armen Landschulmeisters als eines Arztes machte, kam, uns zu verhören. Unser Talisman hatte nicht den gewünschten Erfolg. Im Gegenteil schien er den Gesundheitsbeamten misstrauisch gemacht zu haben. Wir waren dem Manne im höchsten Grade verdächtig geworden. »Ich sehe schon, Sie haben sich in New Orleans aufgehalten, Sie sind nicht direkt durchgereist und ich muss Sie daher ersuchen, mit mir zu kommen, zu jenen Zelten. Wir haben genügend Platz, und zudem dürfen Sie in zehn Tagen wieder Ihre Fahrt fortsetzen«, so sprach der Beamte mit nicht geringer Schadenfreude. Direkt leugnen konnten wir nicht, aber ich ermunterte doch meinen Bruder, der bereits die Reiseeffekten zusammensuchen wollte, den Kampf noch nicht aufzugeben. Wir hätten nur $23^1/_2$ Stunden in New Orleans zugebracht, hätten nicht Zeit gehabt, unser Gepäck zu spedieren, um gleich weiter reisen zu können, und bemerkten zudem, dass wir nur die Canalstreet besucht hätten. So waren wohl zehn Minuten verstrichen, und mehr Zeit konnte uns nicht gewidmet werden. Wir waren herzlich froh, als endlich die Lokomotive pfiff und uns dieser ominösen Stelle entführte.

FÜNFTES KAPITEL.

In Texas. An der mexikanischen Grenze.

Durch weite Ebenen — Pullmanwagen — Ankunft in San Antonio — Charakter der Stadt — Die ersten Mexikaner — Spielhäuser — Das Leben auf dem Hauptplatz — San Pedro-Park — Viele Deutsche in San Antonio — Der Fair — Das Mittagessen in einem Temperenzdistrikt — Eagle Pass — Porfirio Diaz — Die ersten mexikanischen Häuser — Filtrierung des Trinkwassers — Das Leben auf den Strassen — Ein Fest auf dem Friedhof — Mexikanische Gerberei — Zollabfertigung.

Der Morgen war schneidend kalt. Ein leichter Frost, der die Felder weiss überzogen, machte uns klar, dass auch in diesen südlichen Distrikten der Winter bereits seinen Einzug gehalten. Unser Frühstück bestand aus einem Stück Apfelkuchen, welches wir mit Mühe an einer Station hatten auftreiben können, und erst gegen 10 Uhr konnten wir eine Tasse warmen Kaffee erhalten. Unter wolkenlosem tiefblauen Himmel fuhren wir nun dahin durch die unendlichen, weiten Ebenen. Eine erhabene Ruhe lag über der sonnigen Landschaft, nur hin und wieder unterbrochen durch das monotone Geschrei einiger aufgescheuchten Vögel. Plötzlich befanden wir uns in einem hübschen Eichenwald, dessen grosse, moosbehangene dunkle Bäume sich malerisch abhoben von dem gelblich schimmernden Horizont. Dann wieder erblickte das Auge nichts als die flachen Stoppelfelder, einige Maisäcker und etwas Gebüsch. Nur selten tauchte die Bahn in eine Tannenwaldung, deren Boden mit ganz kleinen, kaum meterhohen Palmenarten bedeckt waren. Vereinzelte Viehherden belebten das monotone Landschaftsbild. Das Geschrei der widerlich aussehenden, nackthalsigen Aasgeier erinnerte uns daran, dass wir schon weit im Süden uns befanden.

Ich hatte schon viel von der Vortrefflichkeit und dem Luxus der amerikanischen Bahnen gehört, jedoch nur wenig von diesen eleganten Einrichtungen gesehen; um diese geniessen zu können, muss man wohl die Route New York—San Francisco wählen, wo die Konkurrenz der verschiedenen Gesellschaften in Frage kommt. Hier hatten wir höchst einfache I. Klasse-Wagen, deren Sauberkeit viel zu wünschen übrig liess.

Unserer I. Klasse entspricht hier eigentlich der Pullmanwagen, zu dessen Benutzung der I. Klasse Reisende durch Bezahlung eines Zuschlags von ungefähr 5 Doll. pro Tag berechtigt ist. Nachts wird im Pullmanwagen dem Reisenden durch Negerhand ein bequemes Bett hergerichtet. Alle Schnellzüge besitzen nur I. Klasse und sleeping car. Der II. Klasse Reisende darf auch mitfahren, muss sich aber gefallen lassen, dass er in die ältesten Wagen, die meist auch als Rauchcoupés dienen, verbannt wird, und zudem wird ihm der sleeping car nur gegen eine sehr beträchtliche Bezahlung geöffnet.

Um 6 Uhr abends gelangten wir endlich nach San Antonio. In den Hauptstrassen der Stadt, in der Commercestreet und der Houstonstreet, war ein kolossales Leben und Treiben, das uns an die belebtesten Strassen New Yorks erinnerte. Die Stadt von ca. 70 000 Einwohnern beherbergte gegenwärtig zehntausend Fremde, die aus weiter Entfernung hierher geströmt waren, um die landwirtschaftliche Ausstellung und den Fair zu besuchen. Nach langem Suchen fanden wir endlich mit Mühe noch ein primitives Unterkommen. Die grossartigen Magazine ermöglichen dem Mexiko-Reisenden, hier alles das zu kaufen, was er in Mexiko nur für den doppelten Preis erstehen könnte. Die San Antonier Stores mit ihren geradezu grossartig elektrisch beleuchteten Schaufenstern machen uns glauben, dass wir uns in einer weit grösseren Stadt befinden.

Die Stadt macht einen recht gemütlichen Eindruck auf den aus dem Norden kommenden Reisenden. Die Häuser sind nur ein- bis zweistöckig. Viele Gebäude tragen einen recht südlichen Charakter. Durch ein grosses Thor sieht man in den von dem Gebäude eingeschlossenen grünen Hof. An der Peripherie der Stadt sind die Häuser nach mexikanischem Stil gebaut; sie bestehen aus Adobe und haben nur Zimmer zu ebener Erde. Das flache Dach besteht ebenfalls aus Lehm. In den Aussenquartieren der Stadt trifft man eine Menge Mexikaner, die sich sofort durch ihre Tracht zu erkennen geben. Um ihre Schultern haben sie den meist roten Sarape (Shawl) geworfen und als Kopfbedeckung tragen sie breitgeränderte, hohe, konisch zulaufende Strohhüte. Man merkt hier auf Schritt und Tritt, dass Texas ursprünglich zu Mexiko gehörte und seit kurzem von den Staaten annektiert worden ist. Ueberall hört man spanisch sprechen.

Aus verschiedenen kleinen Wirtschaften heraus ertönte lustige mexikanische Musik und Gesang. In den hinteren Lokalen wurde Lotto und Karten gespielt. Auch regelrechte Rouletten wurden von den Mexikanern umlagert. All dieses kann man sehen in einem amerikanischen Staat, wo das Spiel streng verboten ist, wo es nicht einmal erlaubt ist, um einen kleinen Geldeinsatz Karten zu spielen. Aber die Spielhäuser sind ein recht lukratives Geschäft. Die Regierung drückt deshalb ein Auge zu und be-

zieht von diesen Banken ein hübsches Einkommen durch öfteres Einziehen von Bussen für unerlaubtes Spiel. Natürlich sind diese Strafgelder nur so hoch, dass die Banken trotzdem ihr Geschäft weiter betreiben können, dem Staat aber diese Einnahmequelle nicht versiegt. Aus andern Lokalen ertönte eine monotone, einschläfernde Musik, und man konnte hier Neger tanzen sehen, einen schleppenden, einförmigen Tanz.

Auf dem Hauptplatz lauschten wir unter den prächtigen grünen Bäumen den hübschen Weisen eines guten Orchesters. Man konnte bei der milden Temperatur noch ohne Ueberzieher nachts draussen sitzen; wir bewunderten zu der späten Abendstunde das bunte Leben und Treiben dieser Menschenmassen. Einen gewaltigen Eindruck machte bei der gespensterhaften violetten elektrischen Beleuchtung die Kathedrale mit dem einen noch unvollendeten Turm. Das Regierungsgebäude auf der andern Seite der Plaza, ein stolzer, mit Türmen gezierter Bau, sowie die taghell elektrisch beleuchteten Stores auf den übrigen Seiten geben dem Platz ein grossartiges Aussehen. Durch die Strassen ritten bis spät in die Nacht hinein die in ihre roten Shawls gehüllten Mexikaner auf ihren flinken Rösschen. An einer der zahlreichen, gegen die Strasse offen stehenden Bars tranken wir ein Glas vorzügliches San Antonier Bier. Hier wie überall in Amerika trinkt man fast immer sein Glas stehend am Schenktisch.

Nach einer kurzen Nachtruhe verliessen wir schon 1/4 nach 6 Uhr noch bei Dämmerlicht unser Hotel. Mit dem elektrischen Tram fuhren wir vor die Stadt hinaus in der Richtung des San Pedro-Parks. Von unserm erhöhten Standpunkte aus hat man einen hübschen Blick über San Antonio, welches in einem zwischen niederen Hügelketten gelagerten flachen Kessel liegt. Wir waren an vielen grossartigen Landhäusern und Villen vorbeigekommen, die, meist aus Holz gebaut, mit hübschen Erkern und Veranden verziert und von kleinen zierlichen Gärtchen umgeben sind. Man begreift gut, dass der aus Mexiko kommende Europäer, der dort mehrere Jahre gelebt hat, gern in San Antonio einige Tage bleibt. Auf einem Feldweg, durch Gestrüpp und Gebüsch, gelangten wir zum San Pedro-Park, dessen Zierde die gewaltigen dunkelgrünen Eichen bilden. Von hübschen Rasenplätzen sahen wir keine Spur, dafür aber überall grauen Lehm- und Sandboden. Aus verschiedenen Quellen sprudelt reines klares Wasser in Menge hervor und bildet einen kleinen Bach. Diesen Quellen und den Eichbäumen verdankt der Park seine Berühmtheit. — Wir hatten im Sinne, mit dem 9 Uhr-Zuge San Antonio zu verlassen, da unser Billet keinen längeren Aufenthalt gestattete, aber der Kondukteur des ankommenden Zuges gab uns Hoffnung, dass wir wohl noch einen Tag länger in San Antonio bleiben könnten.

Per Tram und Eisenbahn gelangten wir nun durch die lebhaften Strassen San Antonios, durch dessen hübsche Vorstädte mit den niederen,

höchstens einstöckigen, wohnlichen Holzhäusern, dann weiter durch Park und Gebüsch zum Fair. Eine grosse Menge Deutsche hat sich in San Antonio niedergelassen und man hört fast ebenso viel Deutsch wie Englisch sprechen. Der San Antonio River durchfliesst die Stadt. Seine grünen Ufer, die über das Wasser hängenden Aeste der zahlreichen Bäume erzeugen viele abwechslungsreiche, malerische und idyllische Bilder. Ganz San Antonio schien heute nach dem Fair zu wallfahrten. Es fiel mir auf, dass man unter dieser grossen Menschenmenge keinen einzigen Neger erblickte, wohl aber belebten die Mexikaner mit ihren gewaltigen Hüten und bunten Shawls das Bild. Der kahle Sandboden, nur selten mit etwas spärlichem Gestrüpp bedeckt, strahlte eine sommerliche Hitze aus, so dass wir es als Zuschauer der Wettrennen nicht lange aushielten, sondern uns in den nahe gelegenen grossen, wilden Park flüchteten. Hier herrschte eine herrliche Ruhe und Stille. Während vor der Ausstellung Hunderte von Fuhrwerken warteten, um die Menschenmenge wieder nach der Stadt zurückzubringen, verirrte sich in diesen parkartigen Wald kein menschliches Wesen. Im Schatten des Vordaches einer Gartenwirtschaft hörten wir die fernen Klänge der Jahrmarktsmusik. Ein Eisenbahnzug nach dem andern führte die gewaltige Menschenmenge in die Stadt zurück. Amerikanische Soldaten in ihren blauen Uniformen, die von der Zivilkleidung wenig abstechen, sorgen mit geschultertem Gewehr für Ordnung.

Bei der Heimfahrt nach der Stadt kamen wir bei einer alten zerfallenen spanischen Kirche vorbei. Malerisch hob sich das mitten zwischen dunkelgrünen Bäumen stehende Gemäuer von dem rot strahlenden Horizont ab. Bei der Abenddämmerung in die Stadt zurückgekehrt, besuchten wir den Alomo-Platz. Ein altes spanisches Gebäude, die Mission genannt, sieht bei dem Halbdunkel höchst imposant aus. Gegenüber liegt das grossartige Postgebäude. Der Main- und der Alomo-Platz sind die Sammelpunkte des musikliebenden Publikums, und hier lustwandeln abends unter den schönen Bäumen die Mexikaner, in ihre Sarape gehüllt, mit ihren Dulcineen. In den äusseren Quartieren waren auf mehreren Plätzen unter freiem klaren Sternenhimmel weiss gedeckte Tische aufgeschlagen, und hier brauten die Mexikanerinnen über hell lodernden Feuern einen uns vortrefflich schmeckenden Kaffee.

Am folgenden Morgen, den 1. November, führte uns der Zug durch ödes, sandiges, flaches Land der Grenze Mexikos entgegen. So oft wir anhielten, bot sich uns meist dasselbe eintönige Gemälde, ein kleines, aus Holz gebautes Stationsgebäude, sowie einige aus getrocknetem Lehm erstellte Hütten, ein einstöckiges, aus Backsteinen hergestelltes Hotel. In der Ferne sah man einzelne wenige Bäume und hin und wieder ein Gebüsch. Alles dies erschien grau in grau, denn heute hatten wir, eine Seltenheit zu dieser Jahreszeit für die hiesige Gegend, selbst einige

Tropfen Regen gehabt. Als Staffage diente diesem melancholischen Bild eine Herde Maultiere und einige Mexikaner.

Von San Antonio aus reisten wir in Begleitung eines Deutsch-Amerikaners, Herrn T., einem Bekannten meines Bruders. Um 11 Uhr, bei einem kürzeren Aufenthalt, verliess Herr T. die Bahn und kehrte nach wenigen Minuten mit Bierflaschen beladen zu uns zurück. — »Na! Na! Herr T., Sie scheinen plötzlich einen gewaltigen Durst bekommen zu haben«. — »Oh nein, meine Herren, dem ist gar nicht so, aber sehen Sie, wenn man in diesen Gegenden vernünftig leben will, so muss man die lokalen Verhältnisse kennen. Jetzt zum Beispiel sind wir an einem Ort, wo der Verkauf alkoholischer Getränke gestattet ist, aber wir werden an einer Station zu Mittag essen, wo dieser Verkauf verboten ist, und da muss der praktische Amerikaner sich zu helfen wissen.«

Um 12 Uhr nahmen wir unser Mittagessen in einem Hotel, das mich etwas an die algerischen Karawanserais erinnerte, ein. Das Gebäude war aus Adobe gebaut, mit flachem Dach. Der Esssaal mit Backsteinboden lag zu ebener Erde. Fenster und Thüren gingen gegen den Hof hinaus und wir hatten hier eine schöne kühle Temperatur. Während nun die andern Gäste, welche die Geheimnisse nicht kannten, sich mit einer Tasse Thee oder schwarzem Kaffee begnügen mussten, stiessen wir fröhlich mit einem Glas Bier an. In vielen Ortschaften, selbst ganzen Staaten Amerikas ist der Verkauf alkoholischer Getränke verboten. Der Amerikaner, der seine persönliche Freiheit liebt, weiss sich aber sehr gut zu helfen, und so wird denn auch in diesen Staaten zu Hause oft eins über den Durst getrunken. Unser Gewährsmann behauptete sogar, dass die alkoholfeindlichen Staaten weit hinter den andern zurückständen!

Abends 6 Uhr, mit zwei Stunden Verspätung, kamen wir in Porfirio Diaz, der ersten mexikanischen Ortschaft, an. Die Gegend bot, sobald wir uns der mexikanischen Grenze näherten, einen hübschen, pittoresken Anblick dar. In der Ferne erblickt man wieder einzelne Berge, und längs der Bahnlinie sind die Wohnungen von grünen Gärtchen umgeben. Den Rio Grande, welcher hier die Grenze zwischen den Staaten und Mexiko bildet, überbrückt eine gewaltige eiserne Brücke. Durch Vermittlung des Herrn T. wurde die Giltigkeitsdauer unserer Billets in Porfirio Diaz verlängert. Nachdem wir uns noch mit mexikanischen Zigarren versehen, die in puncto Vortrefflichkeit und Billigkeit mit den nordamerikanischen gar nicht zu vergleichen sind, machten wir uns auf den Weg, zu Fuss nach der eine halbe Stunde entfernten amerikanischen Grenzstation zurückzukehren. Nachdem wir dem Wächter das Verlangte bezahlt, konnten wir die lange, eiserne, mit Holzdielen belegte Brücke passieren. Dieses Riesenwerk ist von einer amerikanischen Gesellschaft erstellt worden und soll sich gut rentieren, obwohl letztes Jahr bei schreck-

lichem, lang andauerndem Regen, als der Rio Grande, der gegenwärtig äusserst unschuldig aussah, zum reissenden Strom angeschwollen war, die eine Hälfte der Brücke, auf der amerikanischen Seite, weggeschwemmt worden ist. Wir mussten, da die Brücke noch nicht vollständig repariert war, eine Strecke weit in dem zur Zeit trockenen Flussbett unsern Weg suchen, ein nichts weniger als angenehmer Spaziergang bei der inzwischen eingetretenen völligen Dunkelheit. In Eagle Pass trafen wir noch einige Deutsche und verlebten hier bei Gläserklang und Gesang einen urgemütlichen Abend, und erst morgens früh suchten wir das Dolch-Hotel auf.

Ein plötzlich eintretender Nordsturm und ein gewaltiger Regen peitschte die Fenster, aber am Morgen weckte mich ein grossartiger Sonnenaufgang, wie man ihn nur selten schaut. Mittags kehrten wir nach Porfirio Diaz zurück. Von der Brücke aus geniesst man eine hübsche Aussicht auf den Rio Grande und die beiden an den Ufern desselben gelegenen Ortschaften mit ihren im Grünen der Bäume halb versteckten weissen Hütten.

Porfirio Diaz ist fast ganz aus Adobe gebaut. Die Sonne brannte glühend auf die mit dem weissesten Kalk getünchten Hütten, deren Widerstrahl den Wanderer blendet. In den Hütten aber herrscht ein angenehmes Halbdunkel und es ist hier hübsch kühl. Die Wohnhäuser haben meistens nur einige wenige, etwa vier Meter hohe, ineinandergehende Zimmer zu ebener Erde. Bei den grösseren Gebäuden gelangt man durch das Thor in einen viereckigen Hof, in den sich die Zimmerthüren öffnen, die meist zugleich als Fenster dienen. So gleichen diese Gebäude ganz den orientalischen, wie man sie in Algier trifft, nur vermisst man die hübschen Dekorationen. Der Hof selbst ist geschmückt durch ein hübsches Gärtchen, dessen Hauptzierde eine Ricinuspflanze mit grossen dunkelgrünen Blättern, rötlichem Stengel und roten Blumen bildet. Hier befindet sich auch der Brunnen, ein ausgemauertes, 70—100 Fuss tiefes Loch von ca. zwei Meter im Durchmesser, auf dessen Grund das Wasser stets ein bis zwei Meter hoch steht. Mittelst Blechkannen oder auch durch Pumpen wird das Wasser in die Höhe befördert. Hier wie beinahe überall in Mexiko sieht man fast in jeder Haushaltung ein grosses, mit Wasser gefülltes Steingefäss. Nachdem das Wasser hier filtriert worden, bringt man dasselbe zur Kühlung in enghalsige poröse Krüge. Das so gewonnene Wasser ist klar und schmackhaft, meist sehr gut Diese tiefen Brunnen haben den grossen Vorteil, dass das Wasser auch nach monatelanger Trockenheit nicht ausbleibt. Je weiter man sich von dem Centrum der Ortschaft entfernt, je primitiver werden die Wohnungen. Auf die hübschen, sauberen, weiss getünchten Häuser folgen rohe, graurötlich aussehende Adobehäuschen, welche nur aus ein bis zwei Gelassen bestehen. Eine Menge Ruinen deuten an, dass diese Bauten, wenn

sie nicht sorgfältig unterhalten werden, nicht von langer Dauer sind. Noch weiter draussen erblickt man, zwischen Gebüschen halb versteckt, sehr leicht konstruierte Hütten aus Maisstroh.

Ein Rudel kläffender Hunde begrüsste uns, als wir uns diesen Wohnungen näherten. Eine Unmasse Schweine wälzte sich vor den Hütten oder zog mit ihren Ferkeln auf Nahrung aus und verzehrte alles, was sie nur finden konnte. Einzelne Strassen boten ein äusserst lebhaftes Bild. Ein Mexikaner nach dem andern reitet in kurzem Trab oder Galopp an uns vorbei. Vor den Häusern herumlungern sieht man sie nirgends. Es war ein herrlicher frischer Tag. Wir machten einen Spaziergang nach dem Friedhof, der im Walde gelegen und von Gebüschen ganz versteckt ist. Es war eben ein hoher kirchlicher Festtag, und ganz Porfirio Diaz, was nur an Mexikanern dort lebt, schien hier versammelt zu sein. An und für sich bietet der Kirchhof dem Besucher gar nichts. Die Gräber sind nur kenntlich durch ein schwarzes Kreuz und entbehren jeglichen Blumenschmuckes. Nur hie und da ist ein Grab durch vier niedere Backstein- oder Adobemauern eingezäunt. Wege sind nicht vorhanden, und das Ganze gleicht nach unsern Begriffen mehr einer Sandwüste als einem Kirchhof. Eine Unmasse Leute belebte den Ort, und die Abendbeleuchtung gab dem Ganzen ein höchst malerisches Aussehen. Hier kniete eine Mexikanerin, in einen schwarzen Shawl gehüllt. Neben ihr kauerte ihr Mann, bekleidet mit einem roten Shawl und weissen Mantahosen (einfaches Baumwollentuch). Sie beten andächtig beim Schein einiger Kerzen für ihr kürzlich verstorbenes Kind. An einem andern Grab knieten bei Kerzenschein einige alte, braune, runzelige Frauengestalten. Sie hatten Thränen in den Augen, während um sie her Hunde sich tummelten, Knaben lachten und kicherten. Neben einer schwarz gekleideten Señora kniete ihr in ein

Wasserträgerin.

weisses Tuch gehüllter Mann. Sie war eifrig mit Beten beschäftigt, er betrachtete aufmerksam, was um ihn her vorging. Eine grosse Zahl von Andächtigen hatte sich um den Priester versammelt, der in vollem Ornat sich von einem Grab zum andern begab, begleitet von einem mexikanischen Messner. Der verschmitzte Küster trug dem Pfaffen den Weihkessel nach und sondierte vorsichtig unter den andringenden Leuten, wie viel sie für die Weihung eines Grabes bezahlen wollten. Bevor der Priester ein Gebet murmelt und ein Grab mit Weihwasser besprengt, wechselt er erst einen Blick mit seinem Messner und erfährt von demselben durch Augenblinzeln, wie viel für das Geschäft bezahlt wird. Ein Thaler nach dem andern verschwindet in der weiten Tasche des Priesters, immer wieder dringen Leute nach. Ausnahmsweise musste er einige Reales auf einen Thaler zurückgeben, dann aber wurde das so wie so kurze Gebet noch rascher beendet und das Grab nur einmal besprengt. Wenn man diesem Treiben eine Weile zusieht und beobachtet, wie die schlauen Augen des Pfaffen aufblitzen und mit einem Blick erfassen, wo die Thaler sitzen, bekommt man Mitleid mit diesen armen Mexikanern; aber weshalb? Die Leute sind glücklich und zufrieden, wenn sie ihr Geld los sind und dafür ein Gebet geleiert wird. Der Priester wird abends mit einem Schmunzeln seine Beute zählen. Beide sind zufrieden, der Preller und der Geprellte. Die ärmsten Mexikanerinnen geben den letzten Centavo der Kirche. Letztere wird vom Staate nicht unterstützt, sondern muss sich selbst erhalten.

Zerlumpte Mädchen und Knaben tummeln sich auf dem Kirchhof und scheinen sich noch wenig um Festtag, Kirche und Priester zu bekümmern. Hin und wieder sieht man auch einen Mexikaner mit einem gewaltigen, breit geränderten, nach oben spitz zulaufenden, silberbordierten Filzhut. Dies sind wohlhabendere Leute. Ein solcher Hut von respektablem Gewicht kostet 30 und mehr Pesos (1 Peso = 2,50 Frcs.). Auf staubiger, unsauberer Strasse kehrten wir zum Bahnhof zurück. Unterwegs kamen wir bei einer mexikanischen Gerberei vorbei. Rinderhäute, eine dicht neben der andern, waren ausgespannt und zum Trocknen aufgehängt. Ziegenfelle lagen am Boden ausgebreitet, bedeckt mit einer weissen lehmartigen Erde.

Da wir uns jetzt noch in der zollfreien Zone befanden, so wurden die letzten Einkäufe gemacht. Unser Gepäck musste noch den mexikanischen Zoll passieren und die Beamten sahen wenig vertrauenerweckend aus. Jedes Stück wurde geöffnet und auf das genaueste untersucht.

SECHSTES KAPITEL.

Silbermine Velardeña.

Eigenartige Gegend — Ankunft in Torreon und sofortige Weiterreise nach einem Minenplatz — Zustände auf den mexikanischen Bahnen — Per Rollwagen von Pedriceña nach Velardeña — Originelle Fahrt über die Brücken — Grosse Sterblichkeit an Pocken — Der Revolver spielt eine grosse Rolle — Der Minenarzt und seine Thätigkeit — Sonderbare Gesetze — Die vergitterte Arztwohnung — Apotheke — Gastfreundschaft — Die Hacienda unseres Gastgebers — Baukonstruktion — Das Schmelzwerk bei Nacht — Bei den Arbeiterwohnungen — Sinn für Reinlichkeit wenig entwickelt — Die Villen der Minenbesitzer — Das einzige Interesse des wahren Minenbesitzers — Die Umgegend von Velardeña — Abendspaziergang — 400 Fuss unter der Erde — Unterirdische Teiche — Arbeiterkleidung — Minenspekulationen und Minenschwindel — Ritt durch die Abendkühle — Beim Ranchero (Plantagenbesitzer) — Grundherr und Priester.

In Mexiko ist man gezwungen, die Nacht im sleeping car zuzubringen, denn die Wagen erster Klasse sind nach unsern Begriffen sehr primitiv eingerichtet. In der zweiten Klasse fehlen die Polster und in der dritten Klasse fahren nur mexikanische Arbeiter. — Am Morgen des 3. November befanden wir uns in einer ganz eigenartigen Gegend. Nur etwa eine Viertelstunde von uns entfernt, gegen Osten, erheben sich Hügel und Berge von mehreren Hundert Meter Höhe. Diese Berge steigen urplötzlich, ohne jeden Uebergang, steil aus der Ebene empor und bilden ein formenreiches Gebirge. Ein Gipfel taucht hinter dem andern auf, zwischen sich kleine kahle Hochthäler bildend. Nirgends entdeckt das Auge eine Waldung, und doch erscheinen die Berge grün durch die hier überall in Menge gedeihenden Kakteen, kleinen Sträucher und grossartigen, in Büscheln stehenden Pflanzen mit gelben Blumen. Einige Kühe und Pferde suchen sich hier ihr Futter oder versammeln sich um die Wassertümpel zu kleineren Herden. Gegen 9 Uhr erreichten wir das etwa 12 000 Einwohner zählende Städtchen Torreon. Ich hatte erwartet, hier eine tote Sandwüste anzutreffen und war angenehm überrascht, als ich nahe dem Bahnhof mehrere Bäume in hellgrünem Blätterschmuck sowie

3*

im Süden, kaum eine halbe Stunde von der Ortschaft entfernt, einen malerischen Höhenzug erblickte. Von einigen Freunden meines Bruders, welcher hier schon vor mehreren Jahren sich niedergelassen, wurden wir herzlich bewillkommnet.

Ohne mir nur Zeit zum Frühstück zu gönnen, entführte mich Herr Pf. nach dem Süden, um daselbst einen Minenplatz zu besichtigen. Ich hatte keine Zeit mehr, ein Billet zu lösen, aber dies hat in diesem Lande nicht viel zu bedeuten. Mein Begleiter drückte dem Kondukteur nach hiesigem Gebrauch etwas in die Hand, und die Angelegenheit war erledigt. Sobald die Bahn ein kleines Thälchen, gebildet von zwei Kalkhügeln, passiert hat,

Bahnhof in Torreon.

gelangen wir in eine weite grüne Ebene, in welcher sich ungeheure Maisfelder ausdehnen. Mit Wohlgefallen ruht das Auge auf den schön geformten, mit niederem Gebüsch und Kakteen bewachsenen Bergen. Ein prächtig blauer Himmel dehnte sich über dem schwarzblauen duftigen Gebirge und den grünen Feldern.

Nach einer zweistündigen heissen Fahrt gelangten wir gegen Mittag nach Pedriceña. Von Torreon, welches 1100 Meter hoch liegt, waren wir 900 Meter gestiegen, und die Bahn beschreibt oft gewaltige Schlangenwindungen. Obwohl nur sehr wenige Züge verkehren, auf den meisten Linien pro Tag nur ein Personenzug, sind doch Eisenbahnunglücke in Mexiko nichts seltenes. Die Bahnen sind möglichst billig gebaut, und obwohl viel Geld in die Taschen der Kondukteure fliesst, die meist nach

wenigen Jahren ein Vermögen sich erwerben, finden die Bahngesellschaften immer noch ihre Rechnung. Pedriceña liegt auf einer weiten Hochebene, und man geniesst von hier eine Rundsicht auf die silber- und bleireichen Gebirge. Hunderte von Silberminen befinden sich in diesen Bergen. Ein Schienenstrang vermittelt den Verkehr zwischen Pedriceña und Velardeña, einem der wichtigsten Minenplätze.

Sobald ein bereitstehender Güterzug die Station verlassen, die Bahn also frei war, wurde von einigen Mexikanern ein Rollwagen auf die Schienen gehoben, ein Maultier vor denselben gespannt, und nun fuhren wir im Galopp durch die sandige, mit kleinen Gebüschen gesprenkelte Ebene. Mehrere Male führte der Schienenstrang über breite Gräben. Diese Stellen konnte das Maultier auf der Bahnlinie nicht überschreiten, weil zwischen den Schwellen die Ausfüllung fehlte. Sobald wir uns einer solchen Stelle näherten, wurde von einem flinken Mexikanerjungen während der Fahrt das Maultier ausgespannt. Mexikaner und Maultier verschwanden im Galopp in der Tiefe des Grabens und nahmen mit gewaltigen Sprüngen die jenseitige Böschung. Der Rollwagen wurde durch einen nachspringenden Mann in Bewegung erhalten. Das ganze Manöver wurde mit einer solchen Präzision ausgeführt, dass die Fahrt nicht im mindesten in Stockung geriet. Diese Scene, die sich einige Male wiederholte, war so originell, dass ich sie mit meinem Kodak verewigen wollte. Zu diesem Zweck liess ich den Wagen vor dem nächsten Brücklein halten, sprang selbst voraus, stellte mich in Position und zielte nach dem heranrollenden Wagen und dem in den Graben setzenden Maultier. Eben wollte ich losdrücken, da empfand ich einen sehr empfindlichen Schmerz am rechten Unterschenkel. Eine 10 Centimeter lange Heuschrecke hatte sich hier niedergesetzt und mich durch die Kleider hindurch gebissen. Das Tier bezahlte seine Bosheit mit dem Leben, aber ich hatte fehlgeschossen und das Maultier ohne Wagen festgenagelt.

Ich machte während der Fahrt die Bekanntschaft eines deutschen Arztes, der schon seit vier Jahren seinen Beruf in Velardeña ausübt, als Angestellter der Minenkompagnie. In früheren Jahren hatte er bei derselben Gesellschaft als Chemiker gearbeitet und die Erze analysiert; später, nachdem ihm in diesem Fach ein Konkurrent erwachsen, hatte er sich wieder seinem ursprünglichen Beruf zugewendet und war Minenarzt geworden. Der Arzt, ein netter und jedenfalls tüchtiger respektabler Kollege, machte nicht den Eindruck, als ob er hier auf Rosen gebettet.

Velardeña hat ungefähr 5000 Einwohner, fast alles mexikanische Arbeiter mit ihren Familien. Innerhalb weniger Monate sind hier 700 Menschen an Pocken gestorben, eine fast unglaubliche Zahl, die mir aber vom Arzte und den Minenbesitzern verbürgt wurde. Der Kirchhof konnte die Toten nicht fassen und ausserhalb der Mauern desselben stehen schwarze Kreuze in Menge.

Wenn man durch diese Gegend reitet, begegnet man des öfteren einem einfachen Holzkreuz, welches dem Wanderer verkündet, dass hier jemand gestorben, das will heissen, umgebracht worden ist. Niemand geht ohne geladenen Revolver aus. Diese monströsen schweren Waffen trägt man in einem um den Leib geschnürten ledernen Gürtel, der auch als Aufbewahrungsort für die Patronen dient. Jedermann in Mexiko, wenigstens ausserhalb der Städte, ist Besitzer von einem, meist mehreren Revolvern. Ueber dem Bett des Hausherrn hängt eine ganze Waffensammlung. Viele behaupten, nicht schlafen zú können, ohne die geladene Feuerwaffe neben dem Bett oder gar unter dem Kopfkissen zu haben. Ich glaube ganz bestimmt, die Furcht vor Räubern und Mördern ist weit übertrieben. Der Einwohner dieses Landes, der neben der Jagd wenig Vergnügungen kennt, hat einen Stolz auf seine Waffen, wie in Europa ein Sammler auf seine Kunstgegenstände.

In unserm Rollwagen sass auch ein mexikanischer Doktor mit der arroganten Physiognomie eines selbstbewussten Quacksalbers. Ein bis zwei Jahre Studium genügen in Mexiko, um ein vollkommener Arzt zu werden Meistens aber wird auch diese kurze Lehrzeit für unnötig befunden und es wimmelt eben auch hier von Kurpfuschern. Herr Dr. H. war wenig entzückt von seinem ärztlichen Wirkungskreis und wollte einen sechswöchentlichen Urlaub, während dessen ihn der arrogante Mexikaner zu vertreten hatte, benützen, um an einem andern Minenplatz wieder eine Anstellung als Chemiker zu suchen. Eine Besoldung von ca. 9000 Francs pro Jahr für einen Herrn in den fünfziger Jahren an einem abgelegenen Ort wie Velardeña hat wenig Anziehungskraft für einen Europäer. Der Arzt hat hauptsächlich Mexikaner zu behandeln, die in einem entsetzlichen Schmutz leben und daher auch von Ungeziefer wimmeln. An Arbeit fehlt es einem Arzt hier allerdings nicht. Tuberkulose und Lues sind sehr verbreitete Krankheiten, und oft treten Epidemien von Variola und Diphterie auf. Pneumonien fordern jährlich viele Opfer unter den Arbeitern. Unfälle kommen sehr häufig vor und der Arzt muss mit einem reichhaltigen Instrumentarium versehen sein. Unter welchen sanitären Verhältnissen wird hier operiert! Von einem Spital besteht bis jetzt keine Spur, obwohl ein energischer Arzt mit verhältnismässig kleinen Mitteln etwas ganz Ordentliches schaffen könnte. So muss denn die Wohnung des Patienten als Operationssaal dienen, und doch sind die Resultate ganz gute. Ereignet sich ein Unfall, so muss, nach mexikanischem Gesetz, der Betreffende an Ort und Stelle liegen gelassen werden, bis eine obrigkeitliche Person den Thatbestand protokolliert hat, und jetzt erst kann der Arzt helfend eingreifen. So wird thatsächlich verfahren, wenn der Verunglückte ein Mexikaner, und man lässt eventuell denselben kaltblütig umkommen, um nur dem Gesetz zu genügen. Einem Europäer springt man natürlich rascher bei.

Die Wohnung des Arztes bestand aus einem kleinen, zu ebener Erde gelegenen Zimmerchen. Direkt von der Strasse gelangten wir in dieses Gemach, dessen Fenster nicht nur mit Eisenstangen, sondern auch mit Drahtgeflecht vergittert waren. Die Eisenstangen allein vermochten das Eigentum des Doktors nicht zu schützen. Mit langen Haken fischten die Mexikaner die gewünschten Gegenstände. Das höchst einfache Gebäude, sowie das Innere, das jedes Schmuckes entbehrte, machte nichts weniger als einen freundlichen Eindruck. Ein eisernes Bett, zwei Holzstühle, ein Tisch, auf welchem einige medizinische Bücher, unter anderm Tillmann und Strümpell, lagen, ein kleiner Waschtisch und einige wohl verschlossene Koffer bildeten das ganze Mobiliar. Der unebene Backsteinboden ohne Matten- oder Teppichbelag erhöhte den Reiz dieser Arztwohnung nicht. Mein Begleiter führte mich nun nach der etwa zwei Minuten entfernt liegenden Apotheke, die gleichzeitig auch als Konsultationszimmer dient. Quecksilber und Jodpräparate spielen in der reichhaltigen Apotheke eine grosse Rolle. Ich hatte gerade Gelegenheit, einer Sprechstunde beizuwohnen. Ein junger Mexikaner war bereits beschäftigt, leichtere Verletzungen zu verbinden und Verbände zu wechseln. Er verteilte unter den vor der Thür Harrenden Tabletten und Mixturen, welche der Arzt verordnete, und dispensierte sogar nach Rezepten. Der Bursche benahm sich sehr geschickt und wird in Bälde als selbständig praktizierender Arzt die Kenntnisse, die er sich hier erworben, verwerten. Da die Leute für den Arzt nichts zu zahlen haben, suchen sie sehr häufig Hilfe bei demselben.

Kehren wir nun aus der Apotheke wieder zu unserer Beschreibung zurück. Nach einer etwa einstündigen Fahrt hatte uns der Rollwagen nach Velardeña gebracht, und mein liebenswürdiger, sehr besorgter, immer heiterer Solothurner führte mich zu der Hacienda des Minenbesitzers E., einem gastlichen, freundlichen, amerikanischen Schweizer, der nur noch wenige Worte Schweizerdeutsch sprach, während seine Frau, eine gemütliche Pfälzerin, ihren deutschen Dialekt noch eben so gut beherrschte, als ob sie erst kürzlich und nicht bereits als siebenjähriges Mädchen Deutschland verlassen. Ich als Wildfremder wurde sofort eingeladen, hier zu bleiben, eine Einladung, die ich natürlich mit Dank annahm, denn ohne diese hätte ich mir ein Quartier unter freiem Himmel suchen müssen. Um unsern Durst zu löschen, brachte der Sohn des Hauses eine Flasche deutsches Gerolsteiner Wasser und Rotwein, und nun konnten wir uns, als wenn wir angemeldete Gäste gewesen, sofort an die reich gedeckte Tafel setzen, der man anmerkte, dass eine deutsche Frau die Küche überwachte. Gemütlich speisten wir in der geräumigen, hohen Küche zu ebener Erde, wo in einem Winkel eine alte, wenig verführerisch aussehende Mexikanerin mit Kaffeemahlen beschäftigt war.

Die Hacienda des Herrn E., das Wohngebäude mit Annexen, bildet ein grosses Viereck. An dem Hofthor stand deutlich geschrieben: »Achtung vor

dem Hund«, und um von den Bestien nicht zerrissen zu werden, gebrauchten wir die Vorsicht, uns durch Rufen bemerklich zu machen. Das kräftige Gebelle mehrerer Hunde antwortete uns, und erst nachdem diese vorsichtshalber an Ketten gelegt, öffnete uns der Sohn des Hauses. Wir traten in einen geräumigen, mit einem kleinen Gärtchen verzierten Hof, von wo aus man in sämtliche Zimmer des Hauses gelangen kann. Luxus trifft man nicht in der Wohnung des reichen Minenbesitzers, aber die luftigen, hohen kühlen Räumlichkeiten sind wohnlich und behaglich eingerichtet. Der Adobe ist ein schlechter Wärmeleiter und hält, obwohl nur aus Lehm und etwas Stroh zusammengebacken und an der Sonne getrocknet, doch unzählige Jahre, ohne vom Regen aufgelöst zu werden. An den Decken der Zimmer verlaufen Querbalken. Diese dienen zur Stütze des flachen, ebenfalls aus getrocknetem Lehm bestehenden Daches. Bei heftigem Regen bewährt sich ein solches Dach nicht vollkommen, und man sieht in den meisten Häusern einige Regenspuren an Decke und Wänden der Zimmer. Jedes Jahr nach der Regenzeit müssen die Lehmdächer ausgebessert werden. Sie halten eine Wohnung aber viel kühler als jede andere Bedachung.

Gegen Abend, als es etwas kühler geworden, suchten Herr P. und ich in dem hinteren Hofe, wo sich Pferde und eine Unmasse Esel, die zum Wassertragen nach den entfernteren Minen gebraucht werden, befanden, uns die beiden hübschesten Rösslein aus, liessen sie satteln und ritten im Galopp nach den Schmelzwerken durch die von der Abendsonne bestrahlte baumlose Landschaft. Die reine Bergesluft veränderte sich plötzlich, als wir beim Schmelzwerk ankamen, sie ist hier mit giftigen Blei- und Arsenikdämpfen geschwängert. Grossartig war der Anblick der Oefen, nachdem vollständige Dunkelheit eingetreten. Ein flüssiger, glühendroter Strahl ergoss sich fortwährend aus jedem Ofen und wurde aufgefangen in eisernen Kesseln. Hier erstarrt das Silber und Blei bald zu einer festen Masse, während die Schlacke länger flüssig bleibt und weggeschüttet werden kann. Ueberall herumgestreut liegen Schlackenstücke, und hier heisst es aufpassen. Aus der Ferne erkennt man bei Nacht die Schmelzöfen schon aus stundenweiter Entfernung an den glühenden, senkrecht gegen den dunkeln Nachthimmel aufsteigenden Dunstsäulen.

Auf eine sternenhelle Nacht folgte ein strahlender Morgen. Ein wolkenloser Tag folgt hier dem andern, und es ist äusserst angenehm, bestimmt zu wissen, dass man keinen Regen oder Nebel zu befürchten braucht. Morgens früh war es ordentlich frisch, aber schon gegen 9 Uhr wurde es angenehm warm. Soweit das Auge reicht, nirgends ein schattenspendender Baum, und doch hat die Gegend einen grossen Reiz mit ihren formenreichen Gebirgen. Bei Tageslicht gesehen, erschien Velardeña als ein unansehnliches Dorf, doch sollen hier gegen 5000 Menschen woh- Die breiten, unregelmässigen, schmutzigen Strassen waren äusserst be

und Kinder hockten vor den Häusern und waren zum Teil mit Handarbeiten beschäftigt. Vor den kleinen, meist nur ein oder zwei Zimmer enthaltenden grauen Adobehäuschen stehen Gruppen von Männern beieinander, eifrig zusammen plaudernd.

Für die Erziehung der Kinder wird von den Arbeitgebern nichts gethan. Schulzwang kennt man hier nicht. Grosse Familien besitzen als Wohn-, Ess- und Schlafgemach nur einen einzigen Raum. Das gesamte Mobiliar des einzigen Raumes besteht aus einigen sehr schwachbeinigen Stühlen und einem primitiven Bettgestell; zuweilen ist sogar ein Tisch vorhanden. Einen Schrank oder gar einen Waschtisch bemerkt man nirgends, und der mexikanische Arbeiter kann letzteren wohl entbehren, da er sich nur selten einmal wäscht. Die ganze Familie, Vater, Mutter

Velardeña. Vor den Adobehäuschen stehen Gruppen von Männern.

und sämtliche Kinder teilen sich in den einen Raum, und hier übernachten auch noch die Hunde und Schweine. Auf einigen Brettern steht das Küchengerät, aus einigen irdenen Töpfen und Tellern bestehend.

Auf dem Herd wird nur Feuer gemacht, um die Bohnen zu kochen und die Tortillas zu wärmen, dann wird das Feuer rasch wieder gelöscht, denn das Holz ist teuer, und der Hausvater lässt den grössten Teil des Verdienstes in Alkohol und Sprit aufgehen. Mein Begleiter führte mich zu den primitiven Kochherden, aus einigen Steinen zusammengesetzt, wo die Mexikanerinnen im Freien ihr Mittagsmahl bereiteten. »Jetzt sind wir noch im besseren Quartier, aber weiter aussen wohnen die Leute noch viel primitiver.« So eine Hütte, aus einzelnen Maisstengeln und Maisblättern zusammengesetzt, bietet nicht einmal Schutz gegen den Wind, und an vielen Stellen kann man durch das ganze Haus hindurchsehen.

In der allernächsten Nähe des Dorfes findet sich aller mögliche Unrat abgelagert, und auch die Strassen selbst sind äusserst schmutzig. Wenn das Klima nicht so trocken wäre und die zahlreichen frei herumlaufenden Schweine nicht die Strassen reinigten, so könnte es ein Europäer hier kaum aushalten. Dass bei solchen Verhältnissen die Moralität der Arbeiter auf keiner hohen Stufe steht, lässt sich leicht denken.

Die Häuser der wohlhabenden Minenbesitzer hingegen sehen in ihrem reinen Weiss sehr hübsch aus. Die aus Adobe gebauten, mit Kalk beworfenen Häuser sind meist von einem wohlgepflegten Garten umgeben. Blaue Winden ranken sich an den Hecken empor und bilden undurchdringliche Spaliere. Ricinussträucher, prächtige rote Blüten tragende Oleander sowie hellgrüne Laubbäume lassen für einen Moment vergessen, dass man sich eigentlich in einer Wüste befindet. Wir traten näher zu einer dieser Villen und blickten durch das geöffnete Thor in einen hübschen grünen Hof und ruhten dort unter einer Laube von blaublühenden Winden einen Moment aus.

»Erst vor kurzem ist hier in der Nähe eine ganze Ziegenherde umgekommen, vergiftet durch das auf den Grasplätzen abgelagerte Arsen,« erzählte mein Begleiter.

»Ich begreife nicht, warum die meisten Minenbesitzer sich so nahe dem Schmelzwerk häuslich niedergelassen haben«, bemerkte ich, »statt einen gesunden Wohnort, wie unser Gastgeber, sich zu wählen.«

»Wenn Sie Minenbesitzer wären und ihren letzten Peso in diesen Minen vergraben hätten, würden Sie es wahrscheinlich ebenso machen, wie die andern.«

Der Minenbesitzer von echtem Schrot und Korn hat für nichts anderes mehr Interesse. Seine einzige Freude besteht in dem Besitz einer möglichst grossen Anzahl gut unterhaltener Minen; er schachert sein ganzes Leben gleich einem Geizhals Silber zusammen, und ob vielleicht Millionär, lebt er doch nicht besser als in Europa ein Fabrikarbeiter. Er vertröstet seine Frau auf spätere Jahre, und so ereilt ihn meistens der Tod, vielleicht als reichen Mann, aber als einen, der vom Leben nach meinem Begriff nichts genossen hat, als Arbeit und Entbehrung. Da lebt der mexikanische Arbeiter gerade nach dem entgegengesetzten Prinzip, er giebt sofort wieder aus, was er verdient hat, und geniesst den Augenblick.

Der Frau unseres Gastherrn war das Leben in Velardeña verleidet. Schon seit Jahren bearbeitete sie ihren Mann umsonst, die Minen zu verkaufen und nach den Staaten zurückzukehren. Während der Mann wenigstens Unterhaltung und Freude am Geschäft hat, muss die Frau zu Hause bleiben, entbehrt jedweder Unterhaltung und Bequemlichkeit. Mit den mexikanischen Dienstboten ist nicht viel anzufangen, und die Frau muss, wenn sie ordentlich essen will, selbst Hand anlegen. Fast alle Frauen

ohne Ausnahme sehnen sich daher aus Mexiko nach Europa zurück, und nur die Chance, dass ihr Mann hier rascher als drüben Reichtümer erwerben kann, versöhnt sie mit ihrem Schicksal.

Die Gegend von Vellardeña übt auf den nur wenige Tage hier weilenden Besucher einen eigentümlichen Zauber aus. Am Morgen früh kriechen einige leichte Nebel um die Bergesgipfel, werden dünner und durchsichtiger, je höher die Sonne steigt, und bald sieht man kein Wölklein mehr am Himmel. Ein Abendspaziergang auf dieser von hunderten von mehr oder weniger spitzen, kegelförmigen Gipfeln umgebenen Hochebene gehört zum schönsten, was man sich denken kann. Die Sonne steht schon tief im Westen und schickt sich an, hinter den Bergen zu verschwinden. Im fernen Osten sind die kulissenartig hintereinander gereihtenBergketten in einen bläulichen Dunst gehüllt, der sich allmählich purpurn färbt, so dass die Konturen der Berge verschwinden. Es wird dunkler, der Fuss der Gebirge liegt in tiefem Schatten und nur noch die Gipfel glühen. Die scharfen Formen treten wieder zum Vorschein. Das sind Abende, wie man sie bei uns nur selten in schönen Herbstnächten in den Alpen geniesst.

Ich wollte natürlich womöglich den Minenplatz nicht verlassen, ohne mir die unterirdische Thätigkeit daselbst angesehen zu haben. Nicht gerne gestatten die Minenbesitzer einem Fremden den Zugang zu den unterirdischen Gängen, da sie befürchten, derselbe sei selbst Sachverständiger und komme nur, die Geheimnisse der Tiefe auszuspionieren. Ich war als unverdächtig befunden. Durch einen etwa 2 Meter breiten senkrechten Schacht wurde ich in Begleitung eines wegkundigen Führers in eine Tiefe von 300 bis 400 Fuss hinuntergelassen. Wir standen auf dem Rande eines grossen eisernen Kessels, welcher dazu bestimmt ist, das Erz aus der Tiefe an die Oberfläche zu befördern, und hielten uns mit beiden Händen an dem sich langsam abwickelnden Drahtseile fest. Grausig gähnt unter uns die dunkle Tiefe, auf deren Grund ein kaum sichtbares Lichtlein leuchtet. Senkrecht über uns sah man ein winziges Stücklein blauen Himmels, das immer kleiner wurde und schliesslich kaum noch handgross erschien. Die Wände des Schachtes waren der ganzen Länge nach mit Brettern und Balken gestützt. In einem Abstand von jedesmal etwa 30 Fuss öffneten sich in unsern Schacht Seitenstollen, die stockwerkartig über einander liegen. Tüchtige Ingenieure beaufsichtigen diese Arbeiten, und man gebraucht eigene Pläne, um sich in dem Labyrinth der Gänge, die stundenweit ganze Berge unterminieren, zurecht zu finden. Mit dem überflüssigen Material werden die alten Gänge zugeschüttet.

Nach mehreren Minuten stiess unser Kessel auf Grund. Mit einem Sprung hatten wir den Rand des Kessels verlassen. Ein Mexikaner bot jedem ein Licht an, und nun begannen wir unsere über eine Stunde dauernde Wanderung durch die Tunnels. Wir konnten aufrecht

gehen und mussten uns nur bücken, wenn wir Gänge durch loses Gestein passierten, die infolge dessen durch Holzverschalungen gestützt waren. Ich wunderte mich über die reine Luft, die man hier unten, so fern von der Erdoberfläche, atmet. Die Ventilation geschieht ohne Maschinen durch die senkrechten Schächte, welche nicht überall gleich hoch sind. Soeben kommt ein Karren auf Schienen an uns vorbei, gestossen von halbnackten Mexikanern. Die Arbeiter tragen hier unten als einziges Kleidungsstück ein kurzes Hemd, und man sieht schon 12jährige Knaben hier beschäftigt. Wir mussten dem Rollwagen ausweichen und ich entdeckte in der Wand ein grosses Loch. Hier gähnte eine tiefe Höhlung, welche ich mit meinem Kerzenlicht nicht zu erhellen vermochte. Mein Führer erklärte mir, dass man öfter auf solche Kessel stösst, die ganz mit Wasser angefüllt sind und unterirdische Teiche bilden. Aus einem kaum einen halben Meter breiten Loch, fast an der Decke unseres Ganges, sah man Arbeiter aus- und einschlüpfen. Hier öffnete sich ein Nebenstollen, und die mit Erz gefüllten Karren vor demselben bewiesen, dass reichliches Metall zu Tage gefördert wird. Tag und Nacht wird da unten gearbeitet. Von schlagenden Wettern haben die Leute nichts zu befürchten, und man sieht daher auch offene Feuerchen in den Stollen brennen. Die einzige Gefahr besteht im Einstürzen der Gänge oder im Brand von Gerüsten. Ich hätte allein sicherlich den Ausgang nicht mehr gefunden, so ähnlich sehen sich die Stollen. Schneller als wir in die Tiefe gesunken, fuhren wir wieder in die Höhe.

Wie das blendete da draussen! Der weisse Boden reflektierte die Sonnenstrahlen so hell, dass ich die Augen schliessen musste. Die Männer, die im Freien arbeiten, tragen Sandalen. Ueber die weissen, aus Manta gefertigten Hosen haben sie noch ein einst weiss gewesenes Lendentuch geschlungen. Die Weiber gehen in Schuhen und sehen in ihren blauen Rebossos (Shawl), die sie um den Hinterkopf und den Oberkörper werfen, oder in den weissen Hemden und Röcken mit den Wasserkrügen auf den Schultern recht pittoresk aus. Am 1 Uhr mittags zeigte das Thermometer im Schatten 22° C. Nach dem Mittagessen sucht man daher gern den Schatten auf, den man jedoch nur im Innern der Häuser findet.

In den Minen liegt der Hauptreichtum Mexikos. Ist die Mine gewinnbringend, so gräbt man in die Tiefe bis zu 1000 Fuss und mehr, bis die Hitze so gross wird, dass Eiskühlung und künstliche Ventilation nichts mehr nützen, und Halt gebietet. Viel wird erzählt von reich gewordenen Minenbesitzern, und erst, wenn man sich genauer erkundigt, erfährt man von den bei weitem Zahlreicheren, die in solchen Spekulationen ihren letzten Heller nutzlos vergraben. Man weiss eben nicht, wie weit eine Ader führt, und auch die gewiegtesten und erfahrensten Fachleute, die ihr ganzes Leben hier gearbeitet, können sich

täuschen. Es kommt sehr häufig vor, dass selbst kleine Leute ihren Beruf aufgeben, eine Mine kaufen, hier selbst arbeiten, unter allen Entbehrungen ihr Letztes opfern, und immer noch zeigt sich das nutzbringende Erz nicht. Jetzt muss die Mine brach liegen oder sie wird verkauft. Der Käufer wird kontraktlich verpflichtet, so und so tief und weit zu graben. Nach einem festgestellten Termin ist er verpflichtet, die Mine zu bezahlen, oder dieselbe fällt nun erweitert und vergrössert mit sämtlichem Inventar wieder an den ersten Käufer zurück. In wenigen Tagen, wenn das Glück hold ist, kann sich die lange Arbeit bezahlt machen. Aber wer jemals Minen selbst besichtigt, wer einmal an einem solchen Ort gehört hat, wie es zugeht beim Kauf und Verkauf der Minen, der wird sicherlich nicht so bald sein Geld an solche Unternehmungen wagen. Wenn es schon schwierig ist, sich an Ort und Stelle über diese Unternehmungen zu orientieren, wie ergeht es nun erst dem spekulationssüchtigen Publikum, das tausende von Meilen entfernt wohnt? Wohl in keinem andern Geschäft wird so viel betrogen. Es kommt vor, dass gutes, reichhaltiges Erz gekauft und in die Gänge gebracht wird. Der Kauflustige geht an Ort und Stelle, schlägt selbst Erz los, lässt dasselbe untersuchen, ist von dem gewonnenen Resultate äusserst befriedigt und merkt erst zu spät, dass er hinters Licht geführt worden ist. Aber bei grösseren Kompagnien soll auch das umgekehrte vorkommen, um die Aktien im Werte zu stürzen. So wurden schon Minen absichtlich unter Wasser gesetzt, damit grosse Unkosten erwuchsen und für einige Zeit die Rendite herabgesetzt wurde. Wer aus dem Munde von erfahrenen Leuten solche Räubergeschichten gehört hat, begreift die in Minenwerten spekulierenden Europäer nicht und möchte denselben den Rat erteilen, das Geld noch eher in Lotterien anzulegen.

An einem wunderschönen Abend verliessen wir das gastliche Haus des Herrn E. und ritten, durch den Mozo (mexikanischen Diener) begleitet, nach Pedriceña. Die Beleuchtung der Gebirge war überwältigend schön, und ein wahrer Genuss war es, auf den flinken, zahmen Pferdchen durch die Abendstille über die Ebene hin zu galoppieren. Ein rotshawliger mexikanischer Reiter, eine einsame Ziegenherde tauchten auf der stillen Ebene auf. Dort fliegt ein kahlhalsiger Aasgeier, durch das Geräusch der Pferde aufgeschreckt, neben uns auf.

Bevor wir Pedriceña erreichten, machten wir noch einen kleinen Abstecher, um dem Ranchero (Plantagenbesitzer), Herrn v. Br., einem Deutschamerikaner, der sein Vaterland vor 30 Jahren verlassen, einen Besuch abzustatten. Der Ritt hatte uns warm gemacht, und wir löschten daher mit Wonne unsern Durst mit einigen uns freundlichst offerierten Fläschchen Orizaba-Bier. Später mussten wir mit unserm Gastherrn auch noch dinieren. Herr v. Br. gab sich alle Mühe, mit uns deutsch zu sprechen, obwohl ihm dies recht ungewohnt vorkam. Nachdem wir uns erfrischt, führte uns der

Haciendabesitzer durch sein grosses, gerade gegenüber der Kirche gelegenes Wohnhaus. Auch hier wiederum liegen alle Zimmer zu ebener Erde und öffnen sich gegen einen prächtigen Hof. Das Gebäude sieht altherrschaftlich aus und ist solider gebaut als die Wohnungen jüngeren Datums. Auch hier hat man gegen den alles durchdringenden Staub zu kämpfen, Polstermöbel sind daher in den regenarmen Gegenden Mexikos nicht beliebt. Ein modern eingerichtetes Badezimmer bewies, dass der Hausbesitzer an amerikanischen Komfort gewöhnt war. Der ganze Grundbesitz, auf welchem ein Dörfchen von über 1000 Einwohnern steht, sowie die Umgegend desselben, gehört zu der Hacienda des Herrn v. Br., ein ungeheures Gut nach unsern Begriffen. Sämtliche Häuschen und Hütten, selbst die stattliche Kirche nicht ausgenommen, sind Eigentum des Grundherrn, und dieser schaltet und waltet hier wie ein unabhängiger Fürst. Die Dorfbewohner sind verpflichtet, in erster Linie für ihren Grundbesitzer zu arbeiten, soweit er ihnen auf den Gütern oder in den Minen Arbeit anzuweisen hat. Für die Arbeit erhalten sie den landesüblichen Lohn. Die Leute sind frei und können, wenn es ihnen nicht mehr behagt, anderswo Arbeit suchen. Das kommt aber höchst selten vor. Die meisten Arbeiter sind finanziell von ihrem Herrn abhängig, indem sie Vorschüsse bezogen haben, die natürlich vor ihrem Wegzug bezahlt werden müssten. Das Sparen versteht der mexikanische Arbeiter aber nicht. Kein Krämer kann sich in der Ortschaft niederlassen ohne Zustimmung des Haciendabesitzers, und dieser weiss es auch so einzurichten, dass nur ihm genehme Friedensrichter im Dorfe fungieren. Mit dem Priester muss er sich abfinden, so gut es geht, denn dieser ist in gewisser Beziehung sein Konkurrent. Er hat eine grosse Macht, hauptsächlich über die Frauen, welche, wenn es die Arbeit gestattete, den ganzen Tag in der Kirche zubringen würden. Der Pfaffe nimmt den Frauen den letzten Heller ab, den sie bereitwilligst der Kirche opfern, und der Grundherr muss genau zusehen, dass er dabei nicht zu kurz kommt. Der Dorfbewohner hat denn auch einen gewaltigen Respekt vor seinem Herrn und besinnt sich oft stundenlang, bevor er wagt, die Wohnung desselben zu betreten, dann wartet er ehrerbietigst, bis ihn sein Herr anspricht und kratzt sich derweilen verlegen hinter dem Ohr. Die Feldarbeit besteht hier hauptsächlich im Maisbau.

Bei finsterer Nacht und einem grossartigen Sternenhimmel, wie man ihn so klar bei uns fast nie sieht, suchten wir den Weg zur Station. Mein Begleiter musste noch einige Geschäfte erledigen, doch sowie wir uns einer Wohnung näherten, sprangen kläffende Hunde uns entgegen, so dass wir uns nur vorsichtig weiter zu gehen getrauten. Der Mexikaner braucht Zeit, um ein Geschäft abzuwickeln, und liebt es, wenn man sich lange mit ihm unterhält. In Torreon langten wir erst kurz vor Mitternacht an. Es war Sonntag Abend und wir trafen Freunde und Bekannte noch im Kasino, wo eifrig bis gegen den Morgen getanzt wurde.

SIEBENTES KAPITEL.

Torreon und Umgebung.

Klimatische Verhältnisse — Rasches Aufblühen von Torreon — Plaza — Niemand macht hier Fusstouren — Eine kleine Bergbesteigung — Von Kakteen zerstochen — Alles öde und tot — Eine weite Rundsicht — Steiler Abstieg — Merkantiler Aufschwung Mexikos — Kleine Arbeitslöhne — Mexikanischer Arbeiter — Wie es einem Einbrecher ergeht — Haftpflicht — Markt — Stiefelputzer — Fliegenplage im Hotel — Unterhaltung — Schlechte Strassen — Für 100 Francs ein Pferd — Unterhalt der Pferde — Der mexikanische Sattel — Der Rancho San Carlos — Lerdo: Plaza und Spital — Ein trauriger Friedhof — San Pedro — Meskitholz — Gewaltige Staubwolken — Baumwollenplantage — Nächtliches Abenteuer — Das Amateur-Stiergefecht — Gute Ratschläge — Abschied von Torreon.

Während meines Aufenthaltes in Torreon ging die Sonne täglich an einem hellen Horizont mit einer wunderbaren Klarheit auf. Nur an einem einzigen Abend sah ich einen bedeckten Himmel, es war am Tage vor unserer Abreise und ich befürchtete schon Regen. Aber die Kenner des hiesigen Klimas beruhigten mich, indem in dieser Jahreszeit ein Regentag etwas ganz unerhörtes, noch nie erlebtes gewesen wäre, und wirklich, am folgenden Tag zeigte der Himmel wieder sein glänzendstes Blau. Obwohl wir uns in einer Höhe von 1100 Meter befanden und uns bereits Mitte November näherten, stieg doch noch das Thermometer gegen Mittag über 20° C. In der strahlenden Sonne fanden wir es denn mittags so warm, dass wir lieber im Schatten der Häuser blieben. Abends und morgens hatten wir angenehm kühl.

Torreon selbst bietet für einen Touristen, der die Merkwürdigkeiten des Landes kennen lernen will, wenig Interessantes und ich wäre niemals mehrere Tage hier geblieben, wenn ich nicht auf meinen hier wohnenden Bruder hätte warten müssen. So oft man in andern Städten über Torreon urteilen hört, heisst es stets, es sei der traurigste Platz auf dem Erdboden, den man sich nur denken könne. Wer in Algier gereist und dort bis zu den an den Grenzen der Sahara gelegenen Oasen vorgedrungen, hat allerdings schon ödere Landschaften getroffen, aber keinen so kahlen grösseren

Ort wie Torreon. Gerade bei der Ankunft in Torreon bekommt man den günstigsten Eindruck von der Stadt. Hier hat man einen hübschen Blick auf das Gebirge.

Torreon war noch vor wenigen Jahren ein kleines, wenige hundert Einwohner zählendes Dorf und hat sich rasch gehoben, indem es ein Eisenbahnknotenpunkt geworden ist, wo fünf verschiedene Linien sich treffen. Früher war das nur etwa eine Stunde entfernte Lerdo der Haupthandelsplatz dieser Gegend, ist jetzt aber von Torreon überflügelt worden. Die Geschäftshäuser sehen sich immer mehr genötigt, Lerdo zu verlassen und nach Torreon überzusiedeln, obwohl Lerdo im Vergleich zu Torreon ein kleines Paradies ist. Aber auch in Torreon wird daran gearbeitet, die Stadt zu verschönern.

Torreon mit Blick auf das Gebirge.

Die Plaza, die in keiner mexikanischen Stadt fehlt, ist mit jungen, frisches hellgrünes Laub tragenden Bäumen bepflanzt worden. Jetzt sehen diese Bäume noch sehr unscheinbar aus, aber in drei bis vier Jahren wachsen diese kaum 1 1/2 Meter hohen Stämmchen, die an unsere Buchen erinnern, zu hübschen schattenspendenden Bäumen heran, wenn man sie nur genügend begiesst. Eine Gazolinmaschine befördert aus der Tiefe das segenspendende Nass an die Oberfläche, welches dann durch Gräben zu den jungen Bäumen geleitet wird.

Von einem der in der nächsten Nähe Torreons liegenden Kalkfelsen hat man eine eigentümliche Aussicht über die ganze Stadt, welche nach amerikanischer Art in regelmässigen Blocks gebaut ist, über die flachen, die Sonne widerstrahlenden Dächer und den grauen, flachen, nackten Sand- und Lehmboden, welcher nur hin und wieder mit etwas Meskitegebüsch bewachsen ist. Das im Süden der Stadt sich erhebende Gebirge, bei

Morgen- oder Abendbeleuchtung gesehen, übt auf den Beobachter einen mächtigen Zauber aus. Er glaubt sich weit entfernt von Torreon in einem prächtigen Gebirgsland und vergisst vollständig die sandige Umgebung.

Den höchsten der hier sichtbaren Gipfel wollte ich besteigen und erkundigte mich nach der Entfernung und dem Weg. Jedoch wir befinden uns hier nicht in einer Gegend, wo man zu Fuss geht, geschweige denn noch eine solche Wanderung zum Vergnügen unternimmt. Kein Mensch konnte irgend welche Auskunft erteilen und wir wurden nur mitleidig betrachtet. Wo man hier zu Land nicht reiten kann, da bleibt der Europäer zu Hause. Wenn man einige Zeit hier gelebt, begreift man die Bequemlichkeit der Leute. In der glühenden Sonnenhitze auf dem heissen Kalkboden zu wandern, wo man nirgends ein Schattenplätzchen, nirgends einen Baum trifft, wo der Wanderer keiner Quelle, keinem Bächlein begegnet, um seinen Durst stillen zu können, ist kein grosses Vergnügen. Mich interessierte es aber einmal, einen mexikanischen Berg zu erklimmen, um die Aussicht dort oben zu bewundern.

An einem kühlen, herrlichen Morgen machten wir uns um 7 Uhr 15 Minuten auf den Weg. Wir hofften, bis gegen 10 Uhr wieder in Torreon zu sein und, um die frische Morgenluft zu geniessen, liessen wir uns durch den Kellner, der uns erst noch das Frühstück servieren wollte, nicht aufhalten. Vom Bahnhof weg wandten wir uns direkt nach Süden. Nach etwa zehn Minuten begann der Weg zu steigen und ein kaum erkennbarer schmaler Fusspfad führte uns auf die kahlen Kalkhügel. Von hier aus mussten wir nun ohne Weg auf gut Glück weiter zu dringen suchen. Plötzlich schrie mein Bruder auf. Ich wende mich um und will ihm zu Hilfe eilen, aber in diesem Moment verspüre ich ebenfalls einen durchdringenden Schmerz. Aeusserst spitze und harte Stacheln von überall hier wie Unkraut wuchernden kleinen Pflanzen waren durch Schuhe und Beinkleider gedrungen und konnten nur mit Mühe entfernt werden. Eine Unmasse Kakteen in einer wunderbaren Formenmannigfaltigkeit gedeiht hier. Walzenförmige und kuglige Formen wechseln ab mit grotesken Kandelabern. Alle diese Gewächse sind mit spitzen Stacheln bewaffnet, die selbst durch die Schuhe dringen und das Gehen äusserst erschweren. Wo sie gedeihen, macht der Mensch Halt und muss sich einen andern, weniger gefährlichen Weg suchen. Wozu diese kolossale Bewaffnung in einer Einöde, wo das menschliche Auge kein lebendes Wesen erblickt? Hin und wieder sieht man die fleischigen Blätter der Aloe, sowie Krautpflanzen mit gelben Blüten. Der ganze Berg sah aus wie grün gesprenkelt. Zwischen den mannigfaltigen Pflanzen tauchten vereinzelte graue Felsblöcke auf. Unser Blick war immer nur vorwärts gerichtet nach dem Höhenzug, der sich uns nur langsam zu nähern schien.

Glühend brannte die Sonne hernieder. Hinter uns sah man nichts als die öde Ebene von Torreon. Absolute Stille herrschte; nur zuweilen unterbrochen durch einen kurzen Schrei, wenn einer von uns wieder von einer der alles durchdringenden Stacheln gestochen war. Nach 1 1/4 stündiger Wanderung langten wir auf dem Grat des Höhenzuges an. Schon von hier genossen wir eine weitere Aussicht nach Norden, Westen und Osten. In der weiten Ebene sieht man einzelne Wassertümpel sowie einen langen, an einzelnen Stellen wieder unterbrochenen Silberstreifen. Der Fluss, der bei Torreon fast ganz ausgetrocknet erscheint, hat also doch noch etwas Wasser. Rauschende Bächlein, saftige Wiesen, weidende Kühe, all dies fehlt diesen Bergen. Alles ist öde und tot, und es beschleicht uns kein wonniges Gefühl von der unendlichen Grossartigkeit und Herrlichkeit der Natur, sondern man wird eher traurig gestimmt. An dem fernen Horizont erblickten wir die kahlen blauen Gebirge. Hier wären wir nun eigentlich gern umgekehrt, denn ein fabelhafter Durst quälte uns und wir hatten leider nichts zum Trinken mitgenommen. Da man aber stets nach überstandenen Strapazen durch ein Gefühl der Befriedigung belohnt wird und wir zudem sehr begierig waren, auch die Aussicht gegen Süden kennen zu lernen, folgten wir noch etwa 15 Minuten dem Grat, bald etwas steigend, bald wieder fallend. Von weitem glaubten wir stets, bald Stellen zu erreichen, wo die lästigen Stachelpflanzen aufhörten. Kaum aber waren wir dort, so wurden wir wieder auf's neue bis auf's Blut geplagt. Ein angenehmer Duft von der hier in grosser Menge wachsenden Pfefferminze erfüllte die Luft. Wir stiegen einige Meter hinunter und gelangten auf einen Sattel, welcher zwei stille öde Thäler trennt, die nach Osten und Westen sich öffnen. In wenigen Minuten von hier hatten wir die ersehnte Bergspitze erreicht und kamen hier 9,15 Uhr, also gerade nach zweistündigem Marsch, an.

Eine weite Rundsicht belohnte uns nun für die Ausdauer. Gegen Norden zu liegen in nächster Nähe einige kahle Thäler, durch mehrere kleinere Hügelketten gebildet. Jenseits derselben dehnen sich unendliche Ebenen aus, die nur gegen Westen hin grüne Felder und Bäume aufweisen. Gegen Süden zu erhebt sich ein Höhenzug hinter dem andern, ein wahres Labyrinth von Thälern zwischen sich bildend. In diesen Thälern werden noch oft Hirsche geschossen. Etwa eine Stunde von unserm Standpunkt entfernt erhebt sich im Süden ein noch etwas höherer Gipfel, der die Aussicht aber nur wenig beschränkt. Wir hatten keine Lust, noch weiter zu wandern, denn die Sonne brannte immer glühender hernieder. So stiegen wir denn auf gut Glück nach Westen hinunter, einer jetzt völlig trockenen Wasserrinne entlang, steil abwärts über Felsblöcke, die wir zum Teil umgehen mussten, teilweise eine ganz hübsche Kletterpartie. In der Ebene trafen wir als einzige lebende Wesen eine kleine Zi[illegible]e

hier ihr spärliches Futter suchte. Wir verfolgten nun längs einem ausgetrockneten Bachbett, einen Fussweg, der uns gegen 11 Uhr nach Torreon zurückbrachte. Einen fürchterlichen Durst galt es nun zu stillen, und der Wirt schaute uns höchst erstaunt an, als er die kolossalen Quantitäten Sodawasser, Limonade etc. verschwinden sah.

Ganz Mexiko, hierüber vernimmt man nur eine Stimme, ist in einer Periode grossartigen merkantilen und industriellen Aufschwungs begriffen. Seit Porfirio Diaz Präsident der Republik ist, haben die Revolutionen aufgehört und herrscht Ruhe im Lande, die, wie man allgemein hofft, auch fortbestehen würde, wenn Porfirio Diaz sterben sollte. Dass dieser durch einen andern Präsidenten verdrängt werden könnte, daran denkt niemand. So regiert thatsächlich der Präsident, entgegen der Verfassung des Landes, die eine solche Wiederwahl des Präsidenten nicht gestattet, wie ein autokratischer Herrscher über Mexiko. Er begünstigt Handel und Industrie, was auch hauptsächlich den sich hier niederlassenden Ausländern zu statten kommt. Im Norden und Süden Mexikos kommen immer noch zeitweise lokale Aufstände der dort wohnenden Urbevölkerung vor, und auch während meines Aufenthaltes in Torreon sah ich Militärzüge passieren.

In Torreon sind in den letzten Jahren eine Menge industrielle Etablissements entstanden: Seifenfabriken, Baumwollspinnereien, Giessereien, Mühlen, Ziegeleien, Schmelzwerke, Brauereien etc., und da die Konkurrenz noch nicht gross, die Nachfrage aber bedeutend, blühen die meisten dieser Industrien. Der Mexikaner eignet sich vorzüglich zum Fabrikarbeiter und arbeitet sich sehr rasch in die neuen Industrien hinein. Die Arbeitslöhne, bedeutend kleiner als in den Staaten, schwanken zwischen 2 Reales (1/4 Peso) bis zu 1 Peso (etwa 2,50 Frcs.). In ihren primitiven Wohnungen gebrauchen die mexikanischen Arbeiter für ihren Unterhalt sehr wenig. Mit 2 Reales pro Tag kann eine ganze Familie leben, wenn sie sich, wie dies oft geschieht, mit Tortillas (flache Maiskuchen), Zucker und Kaffee begnügt. Aber auch wenn hierzu noch Frijoles (Bohnen) und an der Sonne gedörrtes Ziegenfleisch kommt, so vermehrt dies die Ausgaben nicht bedeutend, und dem Arbeiter verbleibt am Ende der Woche noch ein hübsches Sümmchen, das er in Alkohol umsetzt oder verspielt. Am Montag Morgen fehlen dann in der Fabrik stets viele Arbeiter. Diese haben zu viel getrunken und sind hinter Schloss und Riegel gesetzt worden. Um sie wieder zu bekommen, muss die Fabrik sie gegen Entrichtung von 2 Pesos auslösen.

Man könnte die Bewohner Mexikos ihrer sozialen Stellung nach in drei Klassen einteilen:

Die unterste Klasse, bestehend zum Teile aus den Ureinwohnern, den Indios, ist absolut ungebildet. In den Städten dienen sie als Knechte, auf dem Lande arbeiten sie, man darf wohl sagen, wie Sklaven, auf den

4*

Plantagen und in den Minen. Ihre primitive Kleidung besteht aus der Manta, einem groben Baumwollentuch, Sandalen und einem einfachen Strohhut. Als Hirten und Viehtreiber scheinen sie am glücklichsten zu sein, da sie ein Pferd reiten. Obwohl diese Leute oft miserabel behandelt werden, arbeiten sie doch fleissig, und meistens ohne sich zu beklagen.

Die zweite Klasse zeigt schon etwas Bildung und das Bestreben, sich empor zu arbeiten. Diese Leute sind sehr anstellig und sehr arbeitsam, aber arm und bestehen hauptsächlich aus Angestellten und Mayordomos. Wenn man bedenkt, wie der Ausländer diese Mexikaner mit Hochmut und Verachtung behandelt, so begreift man deren Hass, der hauptsächlich gegen die Spanier und Amerikaner gerichtet ist.

Die dritte Klasse besteht aus den wohlsituierten und reichen Mexikanern, die sich, was Lebensweise und Bildung betrifft, wenig vom Europäer unterscheiden. Viele dieser Leute sind sehr unternehmungslustig, gründen neue Industrien und beteiligen sich an den von den Ausländern gegründeten Unternehmungen.

Ich verwunderte mich, dass in Torreon nachts die Geschäfte nicht durch eiserne Läden geschlossen werden, selbst abgelegene Bureaus nur durch Glasthüren. Mit Leichtigkeit könnte hier eingebrochen werden, und dies ist auch einige Male vorgekommen, doch die Missethäter wurden erwischt. Wie wird nun mit einem Einbrecher verfahren? Er kommt ins Gefängnis, und nach einiger Zeit erfährt man, er sei erschossen worden. Die Todesstrafe ist in Mexiko abgeschafft, aber der Staat liebt es nicht, einen Verbrecher lange zu beköstigen. Man erzählt nun, während des Transportes in ein anderes Gefängnis habe der Sträfling entwischen wollen und sei bei dieser Gelegenheit durch einen ihm nachgesandten Schuss ums Leben gekommen. Vor einer Gefängnisstrafe, die einen so tragischen Ausgang nehmen kann, hat aber der Mexikaner ganz gehörigen Respekt.

Für den mexikanischen Arbeiter thut der Arbeitgeber im allgemeinen sehr wenig. Stösst ihm ein Unfall zu, so heisst es immer, derselbe sei durch grobe Nachlässigkeit selbst verschuldet. Prozedieren kann er nicht, denn er findet keinen Anwalt, der sich eines armen Klienten, welcher nichts zahlen kann, annähme. Verunglückt z. B. in Torreon auf der Bahn ein Angestellter, so wird er nach Aquas calientes, das heisst 500 km weit, transportiert, weil dort der Bahnarzt stationiert ist. So ist es denn thatsächlich vorgekommen, dass Verunglückte, die durch rasche Hilfe hätten gerettet werden können, zu Tode transportiert wurden. Früher griffen die Aerzte an Ort und Stelle helfend ein, aber als sie Rechnung stellten, wurde ihnen bedeutet, dass sie kein Recht gehabt, sich in die Bahnangelegenheiten zu mischen. Solche Zustände werden aber sicher auch bald verschwinden.

Der Marktplatz einer mexikanischen Stadt bietet ein äusserst lebhaftes Bild. Die Verkäufer haben vor sich auf dem Boden ihre Waren ausgebreitet. Kartoffeln, Nüsse, Chilepfeffer, alle möglichen Gemüse liegen in kleinen Häufchen wohl geordnet bei einander, so dass, wenn sich ein Käufer zeigt, nicht erst lange gezählt und gewogen werden muss. Orangen, Kokosnüsse, Maiskolben, Getreide bilden grössere Haufen, und der am Boden hockende Mexikaner wartet ruhig, bis der Käufer erscheint. Auf den Strassen verfolgen uns kleine Mexikanerjungen, die unsere Schuhe zu putzen wünschen, und wahrlich, dieselben bedürfen einer Reinigung. Kaum sind sie aber spiegelblank und man geht nur über die Strasse, so

Mexikanischer Marktplatz.

sind sie wieder weiss wie zuvor. Weder in Mexiko, noch in den Staaten werden je in einem Hotel Schuhe und Kleider geputzt, und auch in den Privathäusern sucht man den Jungen ihren Verdienst nicht zu schmälern.

Obwohl in Torreon täglich eine Menge Geschäftsreisende absteigen, sind doch hier nur kleine, ziemlich primitiv eingerichtete Hotels vorhanden. Der Strassenstaub durchdringt alles, und obwohl unsere Zimmer sich gegen den grünen Hof öffneten, war alles mit einer grauen Schicht überzogen. Im Speisesaal wurde man von den Fliegen, die die weissen Tischtücher fast schwarz erscheinen liessen, gequält. Wenn man aber bedenkt, dass man im Hotel in kleineren Städten nur 2 Pesos pro Tag für Logis und Essen bezahlt, so darf man eben auch nicht zu viel verlangen. Unter solchen Verhältnissen nimmt man denn auch mit doppeltem Vergnügen

Einladungen an, und wir richteten unsere Besuche bei der gastfreien und äusserst liebenswürdigen Schweizer Familie L. gern so ein, dass wir gerade zum Mittagessen bleiben konnten. Pferde, Gewehre, kurz, was wir nur bedurften, wurde uns von diesem Hause zur Verfügung gestellt. Da man in Mexiko keine Keller kennt, sondern Wein und Bier in Zimmern oder Magazinen zu ebener Erde aufbewahrt, fehlt in keiner Haushaltung der Eisschrank, der manche Flasche herrlichen Weines spendet.

Abends, nachdem es um 6 Uhr finster geworden, wird die Stadt festlich beleuchtet durch eine Menge elektrischer Glühlampen. Treten wir in eines der Geschäfte, so verwundern wir uns, was hier alles eingekauft werden kann. Neben Motoren, Stühlen, Porzellan finden wir ein Weinlager, Kognak, Whisky und eine Unmasse Büchsen mit allen möglichen Konserven, die hier wie in den Tropen sehr viel gebraucht werden.

Unter einem Zelt sitzen Mexikaner um einen Tisch eifrig spielend, meist Lotto. Wer zuerst seine Karten besetzt hat, gewinnt ein Halstuch, ein Messer oder dergleichen. Obwohl eine Stadt wie Torreon für die Unterhaltung seiner Einwohner gar nichts thut, wissen die Leute sich die Zeit zu vertreiben. Fast jede Woche wird zweimal getanzt im Kasino. Am Sonntag geht man auf die Enten- oder Hirschjagd, oder man besucht das Stiergefecht. Die zahlreichen Bierwirtschaften sind abends meist gut besetzt. Mit jedem neu angekommenen Reisenden nimmt man einen Drink. Der Knobelbecher entscheidet hier immer, wer zu bezahlen hat.

Auf den Strassen ist es abends ruhig und still. Kein Fuhrwerk rasselt an uns vorbei, nur hie und da sieht man einen einsamen Reiter. Die Strassen der Stadt sind so uneben, an manchen Orten von tiefen Gräben durchzogen, dass auch des Tags nur wenig gefahren wird. Um so mehr aber wird geritten.

Für 100 Francs kann man in Mexiko schon ein ganz hübsches Reitpferd kaufen. Edlere Tiere werden natürlich viel teurer bezahlt. Der Unterhalt der Tiere kostet nur wenig. Sie leben hauptsächlich von Maisstroh und Mais. Es sind meist kleinere, aber äusserst ausdauernde Tiere. Gestriegelt und gewaschen werden die Pferde nur selten und sehen daher oft auch sehr struppig aus. Beschlagen werden sie gar nicht oder nur an den Vorderhufen. Die Strassen sind meist staubig und weich, aber auch über felsiges Terrain galloppieren die unbeschlagenen Pferde mit einer bewunderungswürdigen Leichtigkeit. Der Mexikaner legt seiner Rosinante eine Art Stangengebiss an, welches selbst dem wildesten Tier das Durchbrennen verleidet. Statt der Kinnkette trägt es um den Unterkiefer einen eng anschliessenden Eisenring. Ein mexikanischer Sattel sieht recht hübsch aus. Um den Sattelknopf, der einen stattlichen Höcker bildet, verziert mit einer Metallplatte, sind die Zügel geschlungen. Hinten besitzt der Sattel eine schiefe, etwa 10 cm ansteigende Rücklehne und

bildet so eine Zwischenstufe zwischen arabischem und englischem Sattel. Auf einem solchen Sattel sitzt man sehr gut und fest. Aber wehe, wenn der Sattel zu klein, die Rücklehne, wie dies oft der Fall, mit Silber beschlagen ist und das Pferd einen harten Gang hat. Die Steigbügel, an einem breiten Lederriemen befestigt, sehen aus wie ein hinten offener Schuh, in den man bequem hinein schlüpfen kann. Mit zahlreichen Lederfransen ist dieser Schuh verziert. Der reiche Mexikaner ist stolz auf einen hübsch gearbeiteten, mit Silber beschlagenen Sattel und elegantes Reitzeug. Das mexikanische Pferd geht entweder im Schritt oder einen ganz kurzen Trab, drückt man ihm aber die Sporen in die Seite, so fliegt es im Galopp davon, denn an einen langgestreckten ausgiebigen Trab sind diese Pferde nicht gewöhnt.

Von Torreon gelangt man mit der Maultierbahn in einer Stunde nach Lerdo. Von Comez Pallacio weg fährt man unter einer langen, grünen, schattigen Baumallee dahin. Einen prächtigen Ausblick hat man zuweilen während der Fahrt zwischen dem Grün der Bäume hindurch auf das eigentümlich geformte blaue Gebirge. Die Plaza in Lerdo ist mit grossen schattenspendenden Bäumen geziert, ein prächtiger Ort, wo man gern spaziert. Hauptsächlich abends ist dieser Platz sehr belebt. Fast die gesamte Bevölkerung geht hier in der Abendkühle lustwandeln, und während die Schönen des Orts ihren Weg rechts herum nehmen, eifrig mit einander schwatzend, verfolgen die Herren die umgekehrte Richtung, so dass man immer wieder den Frauen begegnet, von den Herren aber nur überholt werden kann. In Lerdo trifft man wunderhübsche Parkanlagen und Gärten.

Das Spital von Lerdo liegt halb verdeckt zwischen den dunkelgrünen, vier Meter hohen Bananen. Durch ein grosses Thor traten wir in den Hof. Vom Wartepersonal zeigte sich nur eine Schwester, die aber sofort wieder verschwand, und so machten wir einen Rundgang durch das Krankenhaus ohne Führer, dessen man auch füglich entbehren konnte. Vier Krankensäle zu ebener Erde, ein Operationszimmer ohne Tisch und Instrumentenschrank, das war die ganze Einrichtung. Es machte mir eher den Eindruck, als ob ich ein Armenhaus besuchte. Auch liess die Ordnung und Reinlichkeit manches zu wünschen übrig.

Bei der Rückkehr von Lerdo kamen wir an dem Friedhof von Torreon vorbei. Eine traurigere Begräbnisstätte habe ich noch nie gesehen; kein Baum, kein Strauch, keine Blume, nur rötlicher Lehmboden, aus welchem einige schwarze Kreuze emporragen.

An einem heissen Vormittag setzten wir uns in den Zug, welcher uns nach zweistündiger Fahrt nach San Pedro brachte. 27,5° C. zeigte das Thermometer in unserm Wagen, obwohl Thüren und Fenster offen standen. Wie mag es da erst im Sommer sein! Doch mag auch die Hitze tags über in der warmen Jahreszeit fast unerträglich sein, die Nächte

bringen wenigstens in den Hochebenen Mexikos wieder Abkühlung. Nach einer halben Stunde erreichten wir Matamoro. Nachdem man die grauen staubigen Ebenen durchfahren, die als einzige Abwechslung eine Baumwollenplantage oder ein dürres Maisfeld bieten, erscheint einem dieser Ort wie eine Oase. Hier trifft man wieder Bäume und ganze Wälder von grossem, schönem Meskiteholz.

Da Mexiko selbst gar keine Steinkohlen besitzt, muss es seinen ganzen Bedarf aus den Staaten importieren. Infolgedessen werden viele Maschinen, selbst Lokomotiven, mit Meskiteholz geheizt. Man trifft daher überall grosse Lager von diesem knorrigen, rötlichen, kolossal harten Holz, das eine gewaltige Hitze zu verbreiten vermag. Noch vor wenigen Jahren war dieses Holz in der nächsten Umgebung Torreons sehr häufig zu finden, doch durch die Raubwirtschaft, die durch keine Forstgesetze in Schranken gehalten wird, waren bald die Wälder verschwunden.

In San Pedro, einem traurigen, kahlen Städtchen, plagten uns im Hotel während der Mahlzeit wieder Legionen von Fliegen. Obwohl kaum grösser als Torreon, ist diese Ortschaft doch mit letzterer Stadt durch zwei Konkurrenzbahnen verbunden. Um 4 Uhr nachmittags standen vor dem Hotel zwei Rösslein für uns bereit. Wir wollten nach dem Rancho des Herrn R. reiten. Wir hätten dort nicht zu Fuss ankommen dürfen; das würde sich in diesem Lande der Reiter zu schlecht ausgenommen haben. Für 1 Peso 25 Centavos mieteten wir die beiden hübschen Tiere, die wir abends wieder in die Stadt zurück zu senden versprachen. So ritten wir denn ohne Führer durch die staubigen Strassen der Stadt. Ein frischer Wind jagte gewaltige Staubwolken auf, die thatsächlich die Sonne verfinsterten und uns nur mit Mühe die Häuserreihen erkennen liessen. Auf einer Sandallee, eingefasst von niederem Gebüsch, galloppierten wir durch die Gegend, uns hier und da nach dem Wege erkundigend.

Der Rancho, eine grosse Baumwollplantage, deren man hier viele trifft, liegt in einer weiten Ebene. Die weisse Hacienda, das Wohngebäude, liegt mitten im Grünen, in der Nähe einer auf einem Hügel gelegenen Gruppe hübscher Laubbäume. Eben wurden die Kühe zur Tränke geführt. Diese Tiere haben nur kleine Euter und geben wenig Milch, besitzen aber ganz gewaltige Hörner. Der Ranchero befand sich auf der Hirschjagd. Der Heimritt bei der grossartigen Beleuchtung war so wunderbar schön und erhaben, dass ich nicht bedauerte, Herrn R. nicht getroffen zu haben. In flottem Galopp ritten wir gegen San Pedro zu. Die Baumwollpflanzungen, die mich von weitem stets an einen Kartoffelacker erinnerten — ich hatte mir die Staude viel grösser vorgestellt — standen eben in Blüte — grosse gelbe, ausnahmsweise rote Blumen. Wir konnten nun einen wunderbaren Sonnenuntergang geniessen und hielten oft unwillkürlich unsere Pferde an oder ritten wieder rückwärts gegen Westen zu, um ihn

in Musse zu bewundern. Der Horizont glühte in allen Farben, und ein gelber Schimmer lag über den dunkel gefärbten Bergen. Diese Farbenpracht hielt noch über eine halbe Stunde an, nachdem die Sonne am Horizont verschwunden, und erst nach 6 Uhr, als es bereits dunkel geworden war, kehrten wir nach San Pedro zurück. Die Staubwolken in der Stadt erstickten uns fast.

Hier trafen wir einige deutsche Herren, und erst spät, nachdem verschiedene Kegelpartien gespielt worden, trennten wir uns. Unser Schlafgemach hatte keine Fenster, sondern nur eine nach dem Hof sich öffnende Thür, die bei diesen orientalisch gebauten Häusern auch als Lichtspenderin dienen muss. Wir hatten befohlen, uns um 6 Uhr morgens zu wecken. Um 4 Uhr hörte ich Geräusch im Hof. Unsere Zimmerthüre wurde geöffnet und ich glaubte erst, es sei der Mozo, der schon so früh aufgestanden, um uns zu wecken, doch nun vernahm ich Geflüster von mehreren Stimmen und hörte Tritte. Ich griff rasch nach meinem Revolver, suchte die Zündholzschachtel, setzte mich in Position und rief, indem ich Licht machte, mit Stentorstimme: »Qui est acqui!« Ich hatte erwartet, einige Diebe zu überraschen, doch überzeugte mich nun gleich der unsichere, wankende Gang, dass einige verspätete Hotelgäste Mühe hatten, ihr richtiges Zimmer zu finden.

Es war schon 6 Uhr vorbei, als ich wieder erwachte. Der Mozo hatte sich natürlich nicht gezeigt. Nun war es zu spät, um mit dem ersten Zug abzureisen, aber das Unglück war nicht gross. Wir konnten in Ruhe frühstücken und die Konkurrenzbahn benutzen. Es war ein prächtiger, kühler Sonntagmorgen, der Staub hatte sich gelegt, tiefe Stille herrschte in den Strassen.

Am Nachmittag besuchten wir in Torreon das Stiergefecht. Der ziemlich grosse, amphitheatralisch aufgebaute Zuschauerraum war bis auf den letzten Platz besetzt. Auf der Sonnenseite sassen die Mexikaner, auf der Schattenseite die Europäer. Es traten nur Amateure, meistens Geschäftsangestellte aus der Stadt, aber keine Berufsstierfechter auf. Da ich bis jetzt noch nie von Liebhaberstiergefechten gehört, interessierte mich dieser Kampf. Dem Stier waren die Hörner stumpf geschliffen und man hatte wohlweislich nicht die kampflustigsten Tiere ausgesucht; trotzdem gelang es keinem der Matadore, seinen Gegner mit dem Degen zu töten, sondern sie versetzten ihm nur einige ungefährliche Stiche in den Rücken. Gewaltig war das Hallo und Bravorufen der Menge, wenn es einem der Bandilleros zur Seltenheit und mit Mühe gelang, die mit Papierschnitzeln gezierten Widerhaken in dem Rücken des Stieres festzustossen. Wütend schüttelte sich nun das geplagte Tier, wandte sich bald gegen diesen, bald gegen einen andern Feind, doch ohne dieselben mit den Hörnern zu erreichen. Possierlich sah es aus, wie die Tapfersten

in der Arena Reissaus nahmen, wenn der brüllende Stier sich gegen sie wandte. Das rote Tuch wurde dem Vierfüssler zur Beute gelassen und der Mensch rettete sich hinter die schützende Holzwand. Reiter mit Lanzen sprengten in den Ring. Obwohl die Augen der Pferde verbunden waren, schien es diesen doch recht ungemütlich hier zu sein.

Unser Plan war, von Durango aus, der Endstation der Eisenbahn über die Sierra, nach Mazatlan zu reisen. In Torreon konnte kein Mensch über diese Strecke Auskunft geben. Jeder schüttelte den Kopf und riet uns ab von diesem tollkühnen Unternehmen, wir seien noch zu jung, um unser Leben so mutwillig preiszugeben. Von wilden Tieren und nicht minder bösartigen Eingeborenen sollte uns täglich Gefahr drohen. Ich hatte aus Europa einen für dortige Begriffe ganz ansehnlichen Revolver mitgebracht und zeigte diesen nun unsern Freunden. Ich war nicht wenig erstaunt, als die ganze Gesellschaft in ein schallendes Gelächter ausbrach. »Aber lieber Herr Schiess, wo denken Sie denn eigentlich hin? Mit diesem Revolverchen wollen Sie in Mexiko herumreisen?! So etwas ist unerhört!« Herr P. gab seinem Mozo einen Befehl, und bald brachte dieser einen fusslangen Revolver. »So, Herr Schiess, diesen Revolver müssen Sie mitnehmen. Vor einer solchen Waffe haben die Indianer Respekt.« Zwei Revolver schienen aber unsern besorgten Freunden noch nicht genug. Sie gaben sich erst zufrieden, als wir im Besitze von Winchestergewehren und einer genügenden Anzahl Patronen waren. Auch unsern Vorrat an Fleischkonserven nebst einigen Fläschchen Whisky erklärten sie für ungenügend. Ich glaubte damals, wir würden zwischen Durango und Mazatlan hie und da Unterkunftshäuser, ähnlich den Karawanserais in Algier, treffen und dort dann mindestens ein primitives Essen bekommen; deshalb versorgten wir uns in Torreon eigentlich nur mit dem Dessert. Wer eine grössere Reise in Mexiko unternehmen will, muss sich mit Banknoten der verschiedenen Distrikte, die er passiert, versehen. Es ist höchst unangenehm, dass die Noten jeweilen nur in dem Staat der betreffenden Bank völlige Giltigkeit besitzen. In kurzem wird es in dieser Beziehung in Mexiko auch besser werden.

ACHTES KAPITEL.

Durango. — Reisevorbereitungen.

Der Eisenberg — Schreckliches Pflaster — Klima — Katholische Geistlichkeit — Sandalen — Mondscheinnächte — Jagdabenteuer — Blick auf Durango — Ermordung von zwei Amerikanern — Jeder giebt uns einen andern Rat — Beratungen am Biertisch — Man will uns das Gruseln lehren — Drei Wege von Durango nach Mazatlan — Reisevorbereitungen — Einkauf — In Tobia auf der Jagd — In Verlegenheit wegen Sätteln — Markt am Sonntagmorgen — Auf einer Anhöhe in der Nähe der Stadt — In der grössten Dunkelheit — Wir kaufen zwei Sättel.

Am 15. November verliessen wir Torreon. Statt morgens um halb 10 Uhr kamen wir erst um 2 Uhr fort. Was an diesen kolossalen Verspätungen Schuld trägt, vernimmt man nicht. Vor 7 Jahren noch musste man die Strecke Torreon bis Durango mit der Post zurücklegen und gebrauchte hierzu 4 Tage. Wir waren froh, die Bahn benutzen zu können, denn die Gegend, die wir durchfahren, bietet nichts Interessantes. Maisfelder wechseln ab mit Sandboden, wo etwas Meskite gedeiht. Die Gebirge zeigen wunderbare Formen, und man glaubt in der Abenddämmerung Festungen und Schlösser zu sehen. Bei prächtigem Mondenschein kamen wir nach sechsstündiger Fahrt am Endpunkt der Bahn, in Durango, an. Gespensterhaft sah der Eisenberg Durangos aus, ein Berg von mehreren hundert Fuss Höhe, der zu 40 bis 80% aus Eisen besteht und, wie man erzählt, als Meteor vom Himmel gefallen sein soll.

Wir waren angenehm überrascht, am Bahnhof Fiaker zu treffen, die uns rasch mit all' unsern Waffen nach dem Hotel Richelieu brachten. Das Hotel liegt so ziemlich im Zentrum der Stadt an der Plaza, einem mit prächtigen alten Schattenbäumen bepflanzten, grossen, viereckigen Platz, wo sich abends ganz Durango versammelt, um zu plaudern, zu spazieren und die Konzerte anzuhören. Durango hat ungefähr 30000 Einwohner. Man begreift auf den ersten Augenblick nicht, wie in dieser Höhe von 2300 Meter, am Fusse der Sierra, so weit abgelegen von der übrigen Welt — die Bahn besteht ja erst seit wenigen Jahren —, eine so grosse

Stadt entstehen konnte. Durango ist eine alte Stadt, das sieht man sofort an den alten Gebäuden und Kirchen. Durango hat ein gewaltiges Hinterland, woselbst sich grosse Minenschätze befinden, und diesem Umstand verdankt die Stadt auch ihre Existenz.

Schon bei unserer Ankunft hatte sich der Himmel ein wenig bedeckt, aber heute Morgen sah es recht düster aus, so dass ich Regen befürchtete. Bei dieser Beleuchtung macht Durango einen recht melancholischen Eindruck, doch kaum zeigte sich wieder die Sonne, so änderte sich das ganze Bild. Die Strassen Durangos sind zum Teil gepflastert, das erste mexikanische Pflaster, das ich sah, erbärmlich, holperig und uneben, so dass die darüber hinhopsenden Wagen einen höllischen Spektakel vollführten; und doch war dieses Pflaster im Vergleich zu dem, was ich später gesehen, der reinste Terrazzo zu nennen. Die meisten Gebäude bestehen wie in Torreon aus Adobe. Daneben erheben sich aber auch einige neuere, aus Backsteinen aufgeführte, zweistöckige Gebäude. Ueberall sieht man die flachen Dächer, ein Zeichen, dass Durango ebenfalls ein trockenes Klima hat. Schneefall gehört zu den äussersten Seltenheiten, obwohl im Winter das Thermometer zuweilen unter 0° sinkt. Temperaturen am frühen Morgen von etwa minus 6° C. kommen ausnahmsweise vor, doch wird es Tags über dann wieder ordentlich warm. Trotzdem sieht man in keinen Wohnungen Heizvorrichtungen. Wenn es kalt wird, hüllen sich die Leute in ihre wollenen Tücher und schlottern vor Kälte einige Tage.

An den hübschen Portalen der grossen Kirchen, sowie an einigen alten, schönen, zweistöckigen Patrizierhäusern erkennt man, dass die Spanier hier noch während ihrer besten Zeiten gebaut haben. Von den Strassen Durangos hat man zuweilen einen hübschen Blick auf die kahle, nahe liegende Sierra. In dieser Stadt hat die katholische Geistlichkeit noch eine grosse Macht. Während ich in Torreon, sowie in den meisten andern Städten Mexikos nie einen Geistlichen gesehen, trifft man hier auf Schritt und Tritt die schwarz gekleideten, glatt rasierten Herren in hohem Cylinderhut, die von den Mexikanern devot begrüsst werden.

Der Katholizismus besitzt in Mexiko bei weitem nicht mehr die grosse Macht, wie früher unter der spanischen Herrschaft, seitdem das Gesetz besteht, dass keine Religion anerkannt, aber alle geduldet werden. Prozessionen sind nicht gestattet, auch darf sich der Priester im Ornat nicht auf der Strasse zeigen. Am meisten Einfluss hat der Klerus noch im Süden, wo schon mehrmals Protestantenhetzen vorgekommen sind. Da es in Mexiko selbst keine Klöster mehr giebt, werden öfters reiche Waisenkinder nach Spanien ins Kloster gesandt, damit ihr Vermögen sicher der Kirche verfällt. Eine nur kirchlich vollzogene Trauung hat keine gesetzliche Giltigkeit. Gegen reichliche Bezahlung finden sich aber immer Priester, die ein Paar trauen. Erst zu spät sieht dann die unwissende

Mexikanerin, die die Gesetze natürlich nicht kennt, ein, dass sie betrogen worden ist.

Gegenüber von unserm Hotel erhebt sich ein stolzer, solider Steinbau, das Munizipalgebäude. Auf der Plaza schlürfen die Mexikaner in ihren, nur durch einen zwischen den Zehen durchgezogenen Riemen festgehaltenen Sandalen herum oder sitzen müssig plaudernd auf den Bänken, im Schatten der prächtigen Bäume

Mexikanischer Wasserträger.

Ich habe nie so herrliche Mondscheinnächte gesehen wie hier. Der Mond stand fast im Zenith. Am ganzen Himmel hingen kleine weisse Wölkchen, die sich sehr plastisch von dem schwarzen Himmelsgewölbe abhoben und aussahen wie blendend weisse Baumwollballen.

Unser Freund L., der uns von Torreon nach Durango das Geleite gegeben, hatte Jagdflinten bei sich, die wir nun in der Umgebung Durangos probieren mussten. Unsere Führer, zwei in Durango ansässige Neuchâteler, wollten uns den Weg zu einem prächtigen Ententeich zeigen. Meine

beiden Begleiter und ich hatten in einem Fiaker Platz genommen und den Kutscher angewiesen, dem vorausfahrenden Wagen zu folgen. Ausserhalb Durangos hörte die Strasse auf. Wir fuhren querfeldein. Ein gewaltiger Ruck, unsere Galachaise sass fest zwischen Gebüschen. Umsonst kletterten wir auf das Kutschendach, um den andern Wagen wieder zu finden, den unser Kutscher, wie er jetzt erklärte, schon in Durango aus dem Gesicht verloren. Wir schoben unsere Chaise wieder zurecht und fuhren nun auf gut Glück weiter. Auf Sandboden, ohne Weg und Steg, eilte der Wagen dahin, sich Bahn brechend zwischen den Gebüschen. Bald legte er sich auf diese, bald auf die andere Seite und schien jeden Moment umkippen zu wollen.

Wir hatten nun einen prächtigen Ueberblick über die Stadt, die, auf einer Ebene gelegen, fast rings von Bergketten umgeben ist. Nirgends erblickt man Wald. Die Felder sind überall kahl und sehen zu dieser Jahreszeit traurig aus. Der Eisenberg mit seinem kleinen pyramidenförmigen seitlichen Gipfel wird gerade von der Sonne beschienen. Hin und wieder fliegen kleine schwarze Vögel und Krähen auf. Wir verliessen öfters unsern Marterkasten, schauten nach Wild aus, entdeckten und erlegten aber nur einige Tauben, und dies blieb auch für heute unsere ganze Beute.

Bei einer einsamen Hacienda vorbei gelangten wir nach 5 Uhr zu einem Bach, in welchem unser Fuhrwerk, als wir übersetzen wollten, stecken blieb und erst wieder weiter konnte, als wir ausgestiegen und selbst Hand anlegten. Das kristallklare Wasser zeigte noch eine Temperatur von 20° C. Von kleinen Vögeln wimmelte es hier, aber nur eine einzige Ente kam uns zu Gesicht, die klugerweise nicht in Schussweite kam.

Beim Sonnenuntergang war es erhaben schön, diesem Flüsschen zu folgen. Gewaltige Scharen kleiner schwarzer Vögel liessen sich auf den Bäumen nieder, um sich bei unserer Annäherung sofort wieder zu entfernen. Am Ufer weidete ein einsames, verlassenes Pferd. Von Menschen war weit und breit nichts zu sehen. Ruhig und still war es ringsum. Nur zuweilen hörte man das Gekreisch der Vögel und das monotone Plätschern des Wassers. In der Ferne erblickte man den Eisenberg und die verschiedenen kuppelartigen Türme von Durangos zahlreichen Kirchen. Die letzten Strahlen der Sonne schimmerten durch die Bäume und mahnten uns zur Rückkehr. Hell strahlte der Mond hernieder, als wir in Durango einfuhren.

Bald nach unserer Ankunft in Durango suchten wir uns über die Reise nach Mazatlan zu erkundigen. Unser Neuchâteler Bekannter brachte uns die Neuigkeit, dass vor wenigen Tagen zwei amerikanische Ingenieure auf dieser Route ermordet worden seien. Das war Wasser auf die Mühle unseres Torreoner Freundes, und er glaubte bereits, uns von unserm Plan abbringen zu können. Wir erfuhren, dass auf der ganzen Strecke von

Mazatlan bis Durango nirgends eine Herberge zu finden sei, der Reisende also absolut auf sich selbst angewiesen ist. Wir wussten nun wenigstens schon so viel, dass, um die Tour zu unternehmen, eine kleine Karawane mit den nötigen Vorräten ausgerüstet werden müsse.

»Wenn Sie die Reise überhaupt unternehmen wollen, was Sie zwar besser bleiben lassen«, sprach der Neuchâteler, »dann müssen Sie stets auf der Hut sein. Lassen Sie ja nie Ihr geladenes Gewehr aus der Hand. Einen bewaffneten Mozo senden Sie immer einige Schritte voraus. Lauert dann ein Indianer hinter Fels oder Gebüsch, so wird doch zuerst die Vorhut niedergeschossen, und Sie sind gewarnt. Nachts rate ich Ihnen, um vor Ueberfällen gesichert zu sein, stets Schildwachen auszustellen; noch sicherer wird es sein, wenn stets einer von Ihnen abwechselnd wacht. Am besten wäre es, wenn Sie Militärbegleitung mitnähmen, was Ihnen in Anbetracht der letzten Vorkommnisse wohl bewilligt werden würde.«

Durch diese Schreckgespenste liessen wir uns nicht einschüchtern, sondern erkundigten uns nach einem Führer. Toppia, ein Mexikaner, schien der einzige Mann in Durango, der näheres über die Reise wusste, doch wollte er mit der Sprache nicht recht herausrücken. Er konnte uns zwei Mozos und eine genügende Anzahl Last- und Reittiere verschaffen, »Aber,« erklärte er, »Sie müssen noch ein wenig Geduld haben, der eine Mozo ist krank und wird erst in einigen Tagen die mühsame Reise unternehmen können. Am nächsten Montag werden Sie vielleicht reisen können«.

Früher ging der Verkehr zwischen Mazatlan und Durango direkt durch die Sierra. Wer jetzt nach Mazatlan will, macht mit der Bahn den gewaltigen Umweg über El Paso nach Juma und gelangt von da mit dem Schiff nach dem Süden. Für den Warentransport wird dieser weite Umweg ebenfalls vorgezogen, weil billiger und sicherer. Kein Mensch begriff daher, weshalb wir uns die Idee in den Kopf gesetzt hatten, durch das Gebirge zu reisen. In wenigen Jahren wird sich vielleicht das Bild verändert haben, sobald die projektierte und zum Teil ausgemessene Bahn Mazatlan mit Durango direkt verbindet. Dann kann man die Reise, die uns ohne Vorbereitungen sechs bis acht Tage kosten wird, in eben so viel Stunden machen. Wir wussten nun auch, dass wir unterwegs keine Unterkunftshütten für die Nacht treffen würden, also fur warme Decken besorgt sein mussten.

Ein seit mehreren Jahren hier ansässiger Deutscher riet uns, nicht die direkte Route nach Mazatlan zu wählen. — »Sie müssen unbedingt von hier zuerst nach Süden nach San Franzisco Mesquitel, von dort wenden Sie sich nach Westen, folgen dem Rio San Pedro und gelangen dann südlich von Mazatlan an die Küste.« — Dieser Weg sei bei weitem

pittoresker, behauptete unser Gewährsmann, der natürlich weder die eine noch die andere Tour gemacht hatte und, wie sich herausstellte, auch niemand kannte, der ihm hätte authentischen Bericht erstatten können. Nachdem wir noch die Angelegenheit am Biertisch besprochen und all die Herren gehört hatten, die uns erzählten, was sie von dritten Personen gehört, die selbst wahrscheinlich nie gereist waren, könnte ich eine ganze Reisebeschreibung von dieser südlichen Route machen.

Die Indianer, welche man auf dieser Reise trifft, sind durchgehend feige Leute, die sich aus dem Staube machen, sobald sie einen bewaffneten Europäer erblicken. Nur jemandem, der ihr Idiom, das mit dem Spanischen gar keine Aehnlichkeit besitzt, spricht und versteht, verkaufen sie Lebensmittel. Nur in Begleitung eines solchen Führers gelingt es dem Europäer, in die indianischen Dörfer vorzudringen und, was noch mehr wert ist, auch mit heiler Haut wieder herauszukommen. Ueber steile Berge, die man bis zur obersten Spitze erklettern muss, um auf der andern Seite in ebenso tiefe Schluchten wieder hinabzusteigen, neben schauerlichen Abgründen vorbei führt der Weg, dann folgt man dem wunderbaren Fluss entlang. Durch tropische Wälder mit prachtvoller Vegetation sucht man mühsam vorzudringen. Hin und wieder gelingt es dem kühnen Wanderer, auf dem beschwerlichen ermüdenden Weg ein Krokodil oder einen Kaiman zu schiessen, und wenn die Vorräte drohen zur Neige zu gehen, schiesst man Enten und Hirsche. Ein Abenteuer folgt dem andern, aber wenn der Reisende einen guten Führer, wackere Mozos und ausdauernde Mulas besitzt, so gelangt er endlich nach acht bis vierzehn Tagen an den Stillen Ocean.

Während wir am Biertisch in eifrigem Gespräch uns befanden, setzte sich ein neuer Gast an unsern Tisch. Dieser Mann behauptete, die Reise nach Mazatlan selbst gemacht und schreckliche Abenteuer erlebt zu haben. Natürlich wurde er sofort aufgefordert, zu erzählen. Nachdem er sich mit einem kräftigen Schluck Bier gestärkt, begann er:

»Vor einigen Jahren zog ich mit einer grossen Karawane nach Mazatlan. Eines Abends, nachdem wir einen geeigneten Lagerplatz gefunden und es dunkel geworden, streckten wir unsere Glieder auf das harte Lager, uns fröstelnd in den Sarape einhüllend. Alles war still. Da plötzlich schlagen die Hunde an. Im trügerischen Mondschein erblickte ich zwei Coyotes, die sich vorsichtig dem Lager nähern. Die Hunde stürzen sich auf die frechen Eindringlinge, doch die Coyotes schnappten so wütend um sich, dass sich die Hunde zurückzogen. Einige Minuten hört man noch das Knurren der Hunde, dann wird es wieder still. Plötzlich werde ich durch den Knall eines Schusses jäh aus dem Schlaf aufgeschreckt. Ein Wagen, »Carreton«, steht in Flammen. Ich sprang auf, gegen den Wagen zu und konnte eben noch meinen durch eine Kugel

getroffenen Freund auffangen. Den in der Dunkelheit rasch verschwindenden zweibeinigen Coyotes (Indianer) wurden noch einige Kugeln nachgesandt. Mein Freund wurde verbunden. Es fehlten uns einige Gewehre, sowie mehrere Bündel Stoffe. Der alte Mozo erklärte uns, dass die Indianer das Fell eines Coyote überwerfen und dann durch das Aneinanderschlagen von ein paar Knochen das Geräusch des Schnappens täuschend nachahmen.«

Dass man auch in der nächsten Umgebung Durangos Abenteuer erleben kann, beweisen folgende beide Erzählungen, die nun zum besten gegeben wurden.

Vor einigen Jahren machte an einem schönen Abend ein Deutscher einen Ritt vor die Stadt hinaus. Plötzlich vernimmt er ein unheimliches Sausen in der Luft und im nächsten Augenblick wurde er durch das Lasso auf den Boden gerissen. Das Pferd war durch ein zweites Lasso in der Gewalt der Räuber. Als sich der Reiter von seinem Schrecken erholte, sah er in der Ferne nur noch eine Staubwolke.

Noch vor 15 Jahren hielt sich in der Umgebung Durangos eine Räuberbande auf, die ihre kühnen Streifzüge bis in die nächste Umgebung der Stadt ausdehnte. Einst überfielen sie am heitern Tag einen Franzosen und beraubten ihn all seiner Habseligkeiten. Einige Freunde des Franzosen kamen des Wegs, verfolgten die Räuber ein Stück weit, wagten aber nicht, ihnen in das Dickicht zu folgen.

Ich kam nach all dem Gerede zu folgender Ueberzeugung: Die nördliche Route, welche in einer Bogenlinie die verschiedenen Minenplätze berührt, ist nicht empfehlenswert, weil am wenigsten schön. Der direkte Weg ist am meisten begangen und wird uns sicher viel Abwechslung und viel Interessantes bringen. Für diese Route bekommen wir frühestens am Montag Führer und Maultiere von einem Mann, der in Durango wohl bekannt ist und dessen Mozos den Weg kennen. Es mag sein, dass die südliche Linie die interessanteste und abenteuerlichste ist, aber um sie zu benutzen, müssten wir uns nach San Franzisco Mesquitel begeben, dort erst an Ort und Stelle Erkundigungen einziehen und dann wahrscheinlich wieder mehrere Tage warten, bis wir Leute gefunden, die uns begleiten könnten. Wer über viel Zeit verfügt, und hauptsächlich, wer recht viel Geduld besitzt, kann sicher in der Sierra viele interessante Reisen unternehmen. Uns waren die Vorbereitungen zur Reise und das Warten jetzt schon lästig.

Da mein Bruder für eine Reise im Hochgebirge nicht vorbereitet war, musste er sich neu equipieren. Er wählte ein mexikanisches Gewand aus gelbem Leder. Es kam uns hier sehr gelegen, dass man in einem einzigen Magazin alles Erdenkliche kaufen kann, und doch mussten wir deren mehrere aufsuchen, bis wir alles bei einander hatten: Teller, Löffel,

Gabeln, Messer, Tassen, Schlösser, um die Kisten vor den Mozos zu sichern, Wein, Kümmel, Knorrs Suppenmehl, Backpulver, kondensierte Milch, Kaffee, Schokolade, Kakao, Biskuit, Sardinen, Wurst, Zunge, Schnüre, Pfannen, Kaffeekannen, Zigaretten, Zigarren, Zündhölzer, Kerzen, trockenes Fleisch, Töpfe, Mais, Reis, Zucker, wollene Decken. Ausser diesem Gepäck hatte noch jeder von uns ein kleines Köfferchen. Oefters glaubten wir mit Einkäufen fertig zu sein, aber immer fehlte noch irgend etwas. Um gegen die Sonnenstrahlen gut geschützt zu sein, erstanden wir uns jeder einen breitrandigen mexikanischen Filzhut.

Für sechs Mulas, nämlich zwei Pack- und vier Reittiere, mussten wir für die ersten Tage Futter mitschleppen. Von Mazatlan bekamen wir auf unsere Anfrage günstigen telegraphischen Bericht betreffs Schiffsverbindungen mit San Blas.

Unsern Freund L. konnten wir nicht bestimmen, die Reise mitzumachen, die Reisevorbereitungen hatten ihm den hiesigen Aufenthalt verleidet und wir begleiteten ihn am Freitag abends nach dem Bahnhof.

Am Sonnabend waren wir mit unsern Vorbereitungen so weit gediehen, dass wir uns eine Erholung mit gutem Gewissen gönnen konnten. Am Morgen früh nahmen wir Platz in einem der auf der Plaza bereitstehenden zweispännigen Wagen, die man für bloss 50 Centavos per Stunde mieten kann. Wir fuhren auf einer elenden holperigen Strasse nach Tobia hinaus. Um 7 Uhr morgens traf man in den Strassen Durangos nur ganz vereinzelte Mexikaner, die, in ihre dicken wollenen Decken gehüllt, schleppend, als wären sie noch nicht vollkommen wach, ihren Weg langsam verfolgten. Einige zweirädrige Karren, oft mit sechs bis acht Mulas bespannt, begegneten uns. An dürren Maisfeldern vorbei, gelangten wir in drei Viertelstunden nach der Hacienda Tobia. An jeder Wasserpfütze machten wir Halt, ohne jedoch auch nur eine einzige Ente zu gewahren. Auf den Maisfeldern spähten wir ebenfalls umsonst nach Hasen aus. Nachdem wir einige wilde Tauben erlegt, näherten wir uns der Hacienda Tobia. Das zweistöckige rote Gebäude mit seinen Bogenfenstern macht einen alt-herrschaftlichen Eindruck. Das Ganze zeugt von längst verschwundener Pracht. Die Gartenmauern sind halb eingestürzt. Im Hofe vor dem »Palast« wälzen sich die Schweine mit ihren Ferkeln.

Gerade hinter dem Gebäude liegt ein sumpfiger See von einer Viertelstunde im Umkreis. Auf drei Seiten grenzt der Sumpf an die verfallenen Gartenmauern. Das ganze Bild ist äusserst pittoresk und abenteuerlich. Der See ist umgeben von Gestrüpp. Schafherden weiden in der Umgebung, und hin und wieder scheucht ein vorbeireitender Mexikaner eine Ente auf. Wir näherten uns vorsichtig dem Wasser, doch die Enten hatten uns bereits bemerkt und flogen mit einem sonderbaren Gekreisch in einer Anzahl von mindestens fünfzig Stück auf. Zwei Schüsse knallten. Eine

Ente fiel getroffen in den See, nun fehlte uns aber ein Hund, um dieselbe zu apportieren. Es war dies meine erste Entenjagd, und wir wären natürlich gern mit reicher Jagdbeute beladen nach dem Hotel zurückgekehrt, aber die Enten waren klug und hielten sich immer so weit als irgend möglich von uns entfernt. Kaum hatten wir den See umgangen und glaubten unbemerkt uns nähern zu können, so flogen sie schon wieder davon. Mancher Schuss fiel. Unsere Munition war verschossen, aber keine Ente befand sich in unserer Tasche.

Am Morgen hatte mein Bruder aus Vorsicht, schon ahnend, dass uns das Jagdglück nicht hold sein werde, einem Mexikaner einen Peso in die Hand gedrückt und ihn angewiesen, dafür Enten zu kaufen und dieselben auf unser Hotelzimmer zu bringen. Vor dem Hotel angelangt, stand daselbst der Wirt. Aus den zwei erlegten Tauben formten wir rasch ein gewaltiges Paket, das mindestens zehn Enten hätte enthalten können. »Haben Sie guten Erfolg auf der Jagd gehabt?« fragte uns der Wirt schmunzelnd. — »Ganz famos. Sieben Enten haben wir mitgebracht, drei weitere liegen noch tot im See, wir konnten dieselben leider nicht holen. Wir werden Ihnen sofort zwei Enten und einige Tauben in die Küche senden, die braten Sie uns recht schön, denn wir erwarten zum Mittagessen einige Freunde, denen wir natürlich von unserer Jagdbeute mitteilen müssen.« — Auf unserm Zimmer lagen etwa acht Stück prächtige Enten, die wir zum Teil sofort nach Torreon versandten. Beim Diner lobten unsere Gäste gar sehr das selbst geschossene Geflügel.

Am Sonnabend Abend fragte uns Toppia, ob wir auch schon für Reitzeug und Sättel gesorgt hätten. »Natürlich nicht, das versteht sich doch ganz von selbst, dass Sie uns die Reittiere gesattelt vermieten«, antworteten wir auf diese, wie es uns schien, höchst naive Frage. »Das ist doch in der ganzen Welt so Gebrauch.« Unser Mulasvermieter schien das nicht zu begreifen und erklärte rundweg, er habe wohl Maultiere, aber keine Sättel. Das war nun eine dumme Geschichte. Wir telegraphierten noch nach Torreon, uns sofort zwei Sättel zu senden.

Abends wurde von unsern Freunden ein kleiner mexikanischer Ball arrangiert. Unter prächtigen, gewaltigen Orangenbäumen, wie ich deren keine grösseren je in Spanien oder Algier gesehen, wurde im Freien beim Schein einiger farbiger Lampions getanzt.

Am Sonntag Morgen wird man in Durango geweckt durch das Gebimmel der Kirchenglocken, ein monotones Geläute, das nur aus einzelnen Schlägen besteht. Der Verkehr in den Strassen war an diesem Tage viel lebhafter als je in der Woche. — Obwohl Sonntag, wurde doch ein regelrechter Markt abgehalten, mitten in der Stadt. Hier hält ein Mexikaner prächtige Hähne feil, die an einem Bein an eine Schnur festgebunden sind, so dass sie nicht flüchten können. Da liegt eine Unmasse Hühner

am Boden, fest zusammengebunden, so dass sie sich nicht bewegen können. Längs der einen Strasse wird nur Fleisch verkauft, längs einer andern nur Vegetabilien, und hier liegen Orangen, Aepfel, Chilepfeffer, Krautköpfe, Kartoffeln in buntem Gemisch neben einander am Boden. Da und dort hocken einige Mexikaner zusammengekauert, in ihre roten Tücher gehüllt, in einer Ecke. Sie frieren, denn wir haben heute Morgen einen frischen, gewaltigen Staub aufwirbelnden Wind.

Toppia, den wir auf dem Markte treffen, erklärt, dass morgen früh um 5 1/2 Uhr die sechs Mulas und die beiden Mexikaner zur Abreise bereit sein werden. Für die zwei Mozos haben wir täglich 2 Pesos, für die sechs Mulas 9 Pesos zu zahlen. Unsere Hotelzimmer sehen bereits einem Warenmagazin ähnlich.

Den im Westen der Stadt gelegenen Hügel, auf dessen Höhe sich eine weithin sichtbare Kirche befindet, hatte ich schon lange zu besteigen gewünscht. Die Aussenquartiere Durangos sind sehr primitiv gebaut, jeder Block bildet eigentlich nur ein einziges, weiss getünchtes Adobegebäude mit unzähligen Thüren. Ueber die hohen Mauern, welche die Gärten einschliessen, hängen die grünen Aeste auf die Strasse herüber und bieten so etwas Schatten. Ich gelangte zu einem gegenwärtig fast ausgetrockneten Fluss, dessen Ufer von prächtigen Bäumen beschattet sind. Eine kleine Steinbrücke führte mich auf die andere Seite. Von hier aus hat man über die Baumalleen, die zum Teil beginnen ihr Laub zu verlieren, einen hübschen Blick über die Stadt. Ueber Kalkfelsen in die Höhe kletternd, zwischen mächtigen Kakteen durch, die fast wie Bäume aussehen, erreichte ich die Spitze des Berges. Unter mir dehnte sich ein grosses, weisses Häusermeer aus. Jetzt, wo sämtliche Felder unbebaut, macht Durango mit seinen vielen Bäumen fast den Eindruck einer Oase mitten in einer Sandwüste. Ueber die flachen Dächer empor ragen die zahlreichen kuppelartigen Kirchtürme. Im Norden der Stadt erhebt sich der steile, kahle Eisenberg. Gegen Süden hin ist die Aussicht am schönsten. Hier liegen vor mir einige Ranchos mit spärlichen Baumgruppen, sowie die Seen von Tobia, wo wir unser Jagdglück gestern versuchten. Weiter folgt ein prächtiger Höhenzug, dessen Formen mich an den Jura erinnern. Gegen Westen hin fängt, etwa eine Stunde von Durango entfernt, die Sierra an langsam aufzusteigen, und ich sehe deutlich den Weg, den wir morgen verfolgen werden. Das Gebirge, so weit man sieht, ist kahl, nirgends erblickt das Auge einen Wald. Gegen Osten hin erstreckt sich die jetzt leblose graue Ebene Stunden weit hin, und nur am fernen Horizont unterscheidet man noch einige Berge.

Nachmittags liessen wir zwei flinke Rösslein satteln und folgten dem Fluss entlang, zum Teil unter schönen Baumalleen, einem sandigen Weg, der uns zum Bahnhof brachte. Durango schien wie ausgestorben, ein

Mexikanischer Markt.

Stiergefecht absorbierte die Bevölkerung. Der von Torreon anlangende Zug brachte uns die erwarteten Sättel nicht. Nun war es mit unserm Ritt vorbei und wir mussten nach Durango zurückkehren. Toppia und die beiden Mozos waren natürlich beim Stiergefecht, jedenfalls war auch dieses, und nicht Krankheit, die Ursache, warum wir nicht schon früher hatten reisen können. Erst nach Dunkelwerden konnten wir Toppia ausfindig machen.

Mit unserm morgigen Begleiter und Leibkoch Nicolas gingen wir nun durch die dunkelsten Strassen Durangos in ein entlegenes Quartier. War das eine Promenade im Finstern! Bald stolperte man über das hohe Trottoir hinunter, bald fehlte irgendwo ein Pflasterstein und man fiel in ein tiefes Loch. So schön die elektrische Beleuchtung im Innern der Stadt, so schlecht ist es mit der Beleuchtung der äusseren Quartiere bestellt, und käme nicht hin und wieder zwischen den halb geschlossenen Läden oder aus einer offenen Thür ein Lichtstrahl hervor, so müsste man in der grössten Dunkelheit tappen. Endlich machte unser Führer Halt und wir traten äusserst vorsichtig in einen absolut dunkeln Hof. Wir waren hierher gekommen, um, bevor wir Sättel kauften, uns auch zu versichern, dass die Reittiere wirklich bereit seien. Es wurde uns versichert, es seien sechs Tiere da; sehen konnten wir zwar absolut nichts, aber man hörte ein Geräusch, das nur von fressenden Tieren herrühren konnte.

Wir waren jetzt einigermassen überzeugt, dass morgen die Mulas bereit sein würden und folgten unserm Führer in ein abgelegenes kleines Magazin. Der Händler forderte viel zu viel für seine mexikanischen Sättel. Da wir wenig Lust hatten, stundenlang zu markten, gingen wir, zum nicht geringen Aerger unseres Handelsmanns, in das gegenüberliegende Geschäft. Hier erstanden wir nach längerem markten — denn ohne das wird kein Handel mit einem Mexikaner abgeschlossen, wenn man nicht viel zu teuer einkaufen will — zwei mexikanische Sättel mit dem gesamten Reitzeug dazu für 55 Pesos. Bei Toppia lagen Mais, Frijoles, Reis, gedörrtes Fleisch etc. aufgestapelt.

Erst nach 10 Uhr kehrten wir in das Hotel zurück. Mein Bruder und ich konnten uns hier bequem unterhalten, obwohl zwei Zimmer uns trennten. Die Zimmerwände bestehen eben nur aus Manta (Baumwollenstoff).

NEUNTES KAPITEL.

Der erste Tag in der Sierra.

Zusammensetzung unserer Karawane — Wir verlassen Durango — Erstes Abenteuer — Raubwirtschaft — Der einsame Rancho Tepnio — Der erste Frühschoppen — Ein baufälliges Brückchen — Ein harter Sattel — Der Mittagshalt — Macedonio und Nicolas, unsere beiden Mozos — Einsame Gegend — San Charcos — Eine primitive Hütte — Unser Nachtlager.

Wir hatten Befehl erteilt, uns am Montag Morgen um 5 Uhr zu wecken. Obwohl natürlich niemand erschien, waren wir doch um die bestimmte Stunde munter. Auf der Strasse war es noch totenstill. Nirgends waren unsere Maultiere zu sehen. Wir beschlossen, Toppia in seiner Wohnung aufzusuchen, um die Abreise möglichst zu beschleunigen. Kaum trauten wir unsern Augen, denn uns entgegen kam um $5^3/_4$ die ganze reisefertige Karawane. Der Morgen begann soeben zu dämmern. Noch funkelten einzelne Sterne schwach an dem blassen Himmelsgewölbe. Kein Wölkchen zeigte sich am Himmel und wir konnten das Beste erwarten.

Einer der Mozos, Nicolas, ritt ein Pferd, der andere ein Maultier. Toppia selbst war zugegen, auf einem unserer Maultiere reitend. Er war stolz auf die Karawane, die er so pünktlich uns vorführte. Die beiden Packtiere waren vollständig beladen, und nur noch unsere Köfferchen mussten aufgebunden werden. Unsere beiden Maultiere prangten mit den neuen Sätteln und den hübsch gestickten Satteldecken. Mein Bruder bestieg ein hübsches, schwarzes, lebhaftes Mula, soweit man überhaupt bei diesen Tieren von Lebhaftigkeit sprechen kann. Mein Tier hatte einen struppigen, langen, braunen Pelz, so dass man seine Haut fast als Bärenfell hätte verkaufen können.

Ohne Frühstück wollten wir die Reise nicht antreten und kehrten deshalb zum Hotel zurück. Hier schlief noch alles. Endlich kam eine alte Köchin mit verschlafenen Augen die Treppe herunter und machte murrend in der Küche Feuer. Nicolas wurde noch in die Bäckerei gesandt und brachte von dort einen ganzen Sack frisch gebackener Brötchen.

Es war 7 Uhr morgens, als sich die Karawane, aus den fünf Maultieren und dem einen Pferd bestehend, in Bewegung setzte. Die Sonne beleuchtete mit ihren ersten Strahlen die ruhige Stadt. Auf der Plaza schliefen einige Mexicaner auf den Bänken hingestreckt, in ihre roten Sarapes gehüllt.

Die beiden Packtiere wurden voraus getrieben und das gelbe Tier übernahm sofort die Führung, liess sich auch diesen Platz auf der ganzen Reise nicht streitig machen, während das graue Mula immer nur auf sehr deutliche Ermahnungen hin weiterging. Letzteres Tier glich aber auch ganz bedenklich einem Esel und hatte offenbar Charakter und Temperament hauptsächlich von seinem Vater geerbt.

Ernst und ich hatten jeder zur Seite des Sattels die Winchesterbüchse aufgehängt, mit acht Patronen im Lager. Im Gürtel trug jeder von uns einen gewaltigen, geladenen Revolver, während das Pferd des Koches die Ehre hatte, die Jagdflinte tragen zu dürfen. Die Packtiere waren das eine mit Säcken und einer Kiste, das andere mit zwei Kisten, zwei Köfferchen und einem Ballen Decken beladen.

Nachdem wir von Toppia Abschied genommen, ritten wir in schleppendem Trab, die Tiere fortwährend durch Peitsche oder Sporen antreibend, auf der staubigen Landstrasse gegen Westen zu, ausgerüstet mit einem guten Quantum Unternehmungslust, munter und zufrieden, dass wir so früh fortgekommen waren.

Teig knetende Mexikanerin.

Von einer kleinen Anhöhe hatten wir noch einen hübschen Blick auf die zwischen Bäumen halb versteckten Häuser und Kirchtürme Durangos. Vor uns lagen die kahlen Hügel, denen wir zustrebten. Solange wir der grossen Strasse folgten, begegneten wir einer Menge zweirädriger, von fünf bis acht Maultieren gezogenen Karren und einigen Eseltreibern. Kleine, kaum sechsjährige Knaben, auf Eseln und Maultieren reitend, trieben ihre faulen Tiere zu rascherem Gange an, indem sie mit ihren kurzen, kaum an den Bauch der Tiere reichenden, nackten Füssen fuchtelten. Sie sassen bequem, obwohl ihre Reittiere nicht gesattelt waren. Trotz unseres schwachen Trabes überholten wir die übrigen Karawanen, und die Musik unserer

Mundharmonikas schien die Lebensgeister der Mulas geweckt zu haben. Der Weg war öde und staubig, und wir hätten gern die Maultiere gegen flinke Pferde vertauscht.

Nach einer Stunde, etwa um 8 Uhr, verliessen wir die Strasse und begannen nun im Zickzack steil bergan zu steigen. Hier und da ein Kaktus, ein roter, verdorrter Grasbusch, bildeten die ganze Vegetation. Hier hatten wir nun auch sofort unser erstes Abenteuer. Ein bis zum Skelet abgemagerter Hund, herrenlos herumlaufend, mit einem kurzen Strick um den Hals, kam auf uns zu, begleitete uns eine Strecke Wegs und wir glaubten schon, einen treuen Reisegefährten gefunden zu haben. Da plötzlich versuchte der Hund mein ahnungsloses Maultier in den Kopf zu beissen. Durch einen wohlgezielten Peitschenhieb entledigte ich mich der Bestie. Nicht lange darauf sprang das Tier an unserm Koch hinauf und versuchte, diesen zu beissen. Das Streitross, auf einen solchen Angriff nicht vorbereitet, machte entsetzliche Sprünge. Als sich nun der Hund gegen meinen Bruder wandte, zog dieser kaltblütig den Revolver. Zwei Schüsse fielen. Der Hund war auf Nimmerwiedersehen verschwunden. Ich glaubte die Kugeln nahe an meinem Kopf vorbeipfeifen gehört zu haben.

Die Mexikaner scheinen rechte Räuber zu sein. Die Wälder schlagen sie total nieder, solange sich der Transport des Holzes auf den primitiven Wegen, wo man keine Wagen gebrauchen kann, rentiert. An Wiederaufforsten denken die Leute gar nicht, sondern machen tabula rasa. Wenn erst einmal die Bahn von Durango nach Mazatlan führt, wird dieser entlang auch kein Baum mehr stehen bleiben. Diese Raubwirtschaft steckt wohl in dem spanischen Blut.

Es wurde wärmer und wärmer. Die Sonne strahlte glühend von dem tiefblauen Himmel herab, und der sandige Boden reflektierte Licht und Wärme. Wir waren froh über unsere gewaltigen Hüte. Um $9^1/_2$ Uhr erblickten wir zu unserer Rechten einen einsamen Rancho, Tepnio genannt. Bald darauf gelangten wir zu grossen Maisfeldern und einigen höchst primitiven Arbeiterwohnungen, die aus mehreren zusammengehäuften grossen Steinen bestehen, versehen mit einem Maisstrohdach. Einige alte Weiber hockten vor den Hütten. Unsere Führer bekamen warme Tortillas, dünne Maiskuchen, die sie mit Wonne verzehrten. Cordas werden die dicken Maiskuchen, und Panes noches die aus Mehl bereiteten dünnen Scheiben genannt. Ein frisches Brötchen, ein Schluck aus der Whiskyflasche, und wieder setzte sich die Karawane in Bewegung.

Bis gegen 11 Uhr, also etwa drei Stunden lang, waren wir fortwährend rasch und sehr stark gestiegen. Jetzt ging es wieder bergab, und es ist daher äusserst schwierig, sich einen Begriff zu machen von den Höhen, auf denen man sich befindet. Um 11 Uhr 20 Min. zeigten sich die ersten Bäume, verkrüppelte kleine Koniferen. Je weiter wir uns von den mensch-

lichen Wohnungen entfernten, desto bessere Gestalt nahmen Tannen und Föhren an, und bald zeigten sich auch bewaldete Berge.

Um 11 Uhr 50 Min. stiegen wir in ein hübsches, kleines, vom Rio chico, einem reizenden Bach, durchflossenes Thälchen hinunter. Das Wasser zeigte im Schatten eine Temperatur von 10,5° C. Die Tiere tranken gierig von dem erfrischenden Nass. Ueber das Flüsschen führt eine alte hölzerne Brucke, die recht baufällig aussieht. Zwischen den pittoresken Felsen bildet das Wasser prächtige kristallklare Bassins. Unsere Tiere hatten kein Vertrauen zu den mexikanischen Holzbrücken; sie hatten jedenfalls ihre bösen Erfahrungen gemacht, waren auch mit Gewalt nicht über die Brücke zu bringen und zogen den sicheren, aber nassen Weg durch das Bachbett vor.

Nach zehn Minuten kurzer Rast setzten wir unsern Weg fort, zwischen prächtig bewaldeten Felspartien ziemlich steil aufwärts. Die Mulas de carga (Lasttiere) kletterten munter voraus. Es blies ein rauher, scharfer Wind, und doch brannte zugleich die Sonne sengend hernieder, so dass uns das Gesicht trotz breitrandigem Hut ordentlich schmerzte. Der Weg wurde wied r sandig und steinig, und die wenigen Tannen boten nur ungenügen den Schatten. Ausser den Nadelhölzern tauchten nur hin und wieder hübsche Exemplare von grünen Bergeichen auf. Wenn der Weg wieder eine Strecke weit eben dahinführte, konnten wir einen kleinen Trab wagen, mussten die Tiere hierzu aber durch Sporen und Peitsche recht erheblich aufmuntern. Sobald wir eine Anhöhe erreichten, hatten wir jedesmal einen hübschen Blick auf die bewaldeten Berge der nächsten Umgebung, alles abgerundete, nirgends Felspartien zeigende Bergformen, von uns durch kleine bewaldete Thäler getrennt.

»¿Como está vuéstro?« rief mir Ernst zu, der eben im Galopp daher gesprengt kam. »Danke bestens für die Nachfrage; ich kann wahrhaftig nicht rühmen. Ich habe noch nie auf einem so harten Sattel gesessen, und dann sind diese Steigbügel so fürchterlich kurz. Meine Glieder schmerzen mich, als hätte ich schon 20 Stunden im Sattel gesessen. Was macht denn dein Sattel?« Ernst gab seinem Tier die Sporen, um es wieder neben das meinige zu bringen, denn diese Mulas sind gewohnt, hintereinander her zu traben und lieben es nicht, neben einander zu gehen. »Offen gestanden, ich sitze auch nicht wie in einem Lehnstuhl. Die Torreoner Sättel wären weit besser gewesen, aber seit ich die Steigbügel geordnet und eine Decke, vierfach zusammengelegt, über den Sattel geworfen, fühle ich mich viel wohler.« Ich folgte seinem Beispiel, aber trotzdem kam bald der Moment, wo ich glaubte, es wäre doch besser, zu Fuss zu gehen. Mein Maultier schien gar nicht unzufrieden über diesen meinen Entschluss. Um den Hals trägt jedes ordinäre mexikanische Reittier ein Lasso. Ich konnte kaum mehr gehen. Meine Glieder waren

schrecklich steif geworden, und jede Bewegung verursachte Schmerzen, bald aber schien neues Leben in die Beine zu kommen. »Lassen Sie das Maultier nur laufen und geben Sie sich keine Mühe mit ihm, das Tier läuft nicht davon,« sagte Nicolas, dem man es ansah, dass er nicht begriff, weshalb ich den bequemen Sitz verlassen. Mein Maultier machte einige lustige Sätze und wollte dem gelben Mula de carga vorauseilen, doch dieses setzte sich in Galopp und man hörte von weitem das Geräusch der aneinander schlagenden Kisten. Ich musste ordentlich marschieren, um mit den andern Schritt zu halten. Der Weg war fürchterlich sandig und gar nicht angenehm für einen Fussgänger. Sämtliche Mulas waren mit Hufeisen versehen. Das Pferd Nicolas' war nur an den Vorderhufen beschlagen.

Als ich Nicolas eingeholt hatte, frug ich ihn, wie teuer wohl ein solches Maultier in Durango zu stehen komme. »Für 40 Pesos (etwa 100 Francs) kann der Herr in Durango ein starkes Maultier kaufen, und für 30 Pesos bekommt er schon ein hübsches Reitpferd,« war seine Antwort. Das mexikanische Pferd ist sehr genügsam und trotzdem sehr ausdauernd. Das Futter, immer aus Mais und Maisstroh bestehend, kostet pro Tag nicht mehr als 2 Reales (etwa 50 Centimes).

Um 2 Uhr 40 Min. kamen wir wieder zu einem hübschen Flüsschen und machten hier im Schatten einiger Tannen Halt. Die Lasttiere wurden ihrer Kisten und Säcke entledigt, den Reittieren wurden die Sättel abgenommen, und nun wälzten sie sich erst einige Male am Boden, gingen zum Flüsschen hinunter, um zu trinken, und suchten dann ihren Hunger durch das dürre, magere, hier wachsende Gras zu stillen.

Macedonio musste sich mit den Tieren beschäftigen. Diese waren seiner Obhut anvertraut. Er war ein stiller, etwas unheimlich aussehender Mensch, der während der ganzen Reise fast kein Wort sprach. Nicolas hingegen war unser Leibdiener. Er zündete ein Feuer an, holte Wasser und braute einen Kaffee. Ich war müde geworden, legte mich mit Behagen auf eine der Decken nieder und trank eine Tasse Kaffee. Das Essen wollte mir nicht schmecken.

Ein einsamer Reisender verzehrte nicht weit von uns sein Mittagbrot. Sein Reittier suchte sein spärliches Futter. Um 3 Uhr 20 Min. zeigte das Thermometer 16,5° C. Das Ab- und Aufpacken kostete unsern Mozos viel Mühe. Wir mussten alle Kisten öffnen und auspacken, um das Gewünschte zu finden, und beschlossen, heute Abend Ordnung in unsern Haushalt zu bringen, damit man mittags das Notwendige in einer Kiste beieinander findet. Um Kaffee zu machen, brauchten wir denn auch heute so lange, wie an andern Tagen, um Suppe und Reis zu kochen.

Um 3 Uhr 55 Min. sassen wir wieder im Sattel, zum Abmarsch bereit. Der Weg führte uns steil bergan, und die Tiere bewährten sich als famose

Kletterer. Mit einem gewaltigen Ruck des Hinterkörpers schoben sie uns jedesmal wieder ein Stück aufwärts. Wir folgten der Telegraphenlinie. Oefters lagen die Stangen am Boden oder wurden nur noch durch die Drähte aufrechtstehend erhalten. Sobald die grosse Strasse verlassen, trafen wir nur noch selten Leute. Heute waren wir nur drei einsamen mexikanischen Reitern begegnet, die uns jedesmal freundlich begrüssten. Wasser trafen wir ausser den beiden kleinen Flüsschen nie. Nirgends sah man eine Quelle, nirgends ein murmelndes Bächlein, kein Vogelsang; kein Wild liess sich blicken; ein Bild der Verlassenheit.

Je weiter wir uns von Durango entfernten, das wir noch einige Male weit aus der Ferne, tief unter uns erblickten, desto grösser und schöner wurden die Nadelhölzer, und gegen Abend gelangten wir in einen stattlichen, obwohl nicht sehr dichten Wald. Ringsum, so weit das Auge reicht, sind alle Berge bewaldet bis auf die höchsten Spitzen hinauf. Gegen Abend wurde es recht kühl. Um 5 Uhr hatten wir nur noch 10° C. Die Mozos hüllten sich in ihre roten Decken. Mein Bruder legte den spanischen Mantel um, während ich mein Maultier verliess, um zu Fuss weiter zu wandern. Der Sitz auf dem harten Sattel war mir unerträglich geworden, und obwohl ich mit den Beinen alle mögliche Gymnastik während des Rittes getrieben, konnte ich kaum mehr stehen.

Nach 6 Uhr wurde es dunkel und über uns wölbte sich ein grossartiger Sternenhimmel. Der grünlich-gelbe westliche Horizont hob sich noch lange deutlich ab von dem Dunkel des Waldes. Ueber ebene Grasflächen und Waldboden gelangten wir um 6½ Uhr zu einigen elenden Holzhütten. Unsere Mulas durchschritten einige Wassertümpel und machten dicht vor einer erleuchteten Hütte Halt. Man hatte uns in Durango hauptsächlich vor diesem Ort, San Charcos genannt, gewarnt und uns angeraten, ja recht vorsichtig zu sein. Hier befindet sich eine Sägemühle. Die Nadelhölzer werden zu Brettern zersägt und als solche durch Mulas nach Durango geschleppt.

Nur der eine der beiden Besitzer der Säge, ein Amerikaner, war zum Glück für uns anwesend. Wir traten in die Bretterhütte und wurden hier von dem Amerikaner begrüsst, der uns einlud, es uns in seiner Hütte bequem zu machen. Unser Gastwirt zeigte sich nicht gesprächig, schien auch keine grosse Freude an unserm Besuche zu haben und verschwand bald nach unserm Erscheinen. Er hatte aber doch die Freundlichkeit gehabt, uns das Bett seines Sozius anzubieten. Kaum war der Amerikaner verschwunden, so benutzten wir die Gelegenheit, um die Schlafkammer zu besichtigen. Fenster hatte sie nicht, aber überall konnte man prächtig durch die breiten, zwischen den einzelnen Brettern gelassenen Spalten ins Freie hinaussehen. Ein Neger zeigte uns unser Bett. Ueber zwei Holzböcken lagen einige Tannenbretter, voilà tout! Einige Meter davon ent-

fernt befand sich ein gleicher Schragen, auf dem einige Decken lagen, zum Zeichen, dass hier der Hausherr zu ruhen pflegte. Wir plazierten das kaum mehr als einen Meter breite Gestell dicht an die Wand, sonst hätten wir nicht zu zweien darauf liegen können.

Zwei Decken wurden auf die Bretter gelegt, mit den übrigen hüllten wir uns später ein. Die ganze Hütte hätte nicht primitiver konstruiert sein können und ermangelte jeder Bequemlichkeit. Durch die Hausthür gelangte man in die Küche. Hier war ein Neger beschäftigt, auf einem kleinen Petroleumherd ein Beefsteak zu bereiten. Der Wand entlang hingen ganze Ochsenviertel und hier suchte sich der Neger die passenden Stücke aus. Das ganze Möblement der Hütte bestand aus einem wackligen Tisch und einem noch baufälligeren Stuhl. Um sitzen zu können, mussten wir daher unsere Kisten herbeischaffen. Der Neger wollte uns von dem gebratenen Fleisch anbieten, aber es war so fürchterlich hart, dass uns die in unserer Küche im Freien bereitete Erbswurstsuppe weit besser schmeckte.

Durch einige wenige Bretter war die Küche von dem Schlafgemach getrennt. Hier befand sich ausser den zwei sogenannten Betten sonst nichts, als im Hintergrund einige Säcke, auf die sich jedenfalls der Neger nachts zurückzog, wenigstens hörte ich von dorther später gar eigentümliche Töne. Die Mutter Erde bildete den Hausboden.

Ich war äusserst ermüdet von der Anstrengung des Tages, und schon gleich nach 8 Uhr befand ich mich auf den Brettern. Auskleiden, um zu schlafen, das kennt man in diesen Gegenden nicht, und dies Verfahren hat wenigstens den Vorteil, dass man morgens früh lieber aufsteht.

ZEHNTES KAPITEL.

In der Sierra.

Dicker Nebel — Das Frühstück — Winterlandschaft — Tortillas bereitende Frauen — Haustiere — Hirschjagd — Mein Bruder vom Jagdteufel ergriffen — Ziegenfleisch — Rancho Coyotes und Salto — Der Ritt in den Abendstunden — Ein ungemütlicher Weg bei Nacht — Am Lagerfeuer — Das Menu — Macedonio als Kammerdiener.

Schon um 5 1/2 Uhr sassen wir am Dienstag, den 21. November, vor der Hütte und erwärmten uns an dem hell lodernden Feuer. Unsere Mozos und Reittiere hatten im Freien die Nacht zugebracht, und ich glaube, sie haben weniger gefroren als wir in der Hütte. Ein dicker Nebel lag über der Landschaft. Der Boden war weiss bereift, und das Thermometer zeigte −2 °C. Unter solchen Verhältnissen nahm man es mit der Toilette nicht so genau. Nicolas reichte uns einen Teller Reis, eine Tasse Kaffee und Brot. Wir liessen uns unser Frühstück herrlich schmecken, sitzend auf den Kisten, die Füsse dem Feuer möglichst genähert.

Um 7 Uhr 20 Minuten brachen wir auf. Unsere Tiere durchschritten furchtlos die kalten Wassertümpel. Um 7 1/2 Uhr hoben sich die Nebel, die Sonne brach sich Bahn und beleuchtete nun mit ihren ersten goldenen Strahlen die Winterlandschaft. Ueberall am Boden herum lagen die gefällten Baumstämme. Wir waren alle in unsere roten Decken gehüllt, und trotzdem froren wir noch. Schon gegen 9 Uhr aber wurde es so warm, dass mein Bruder und ich die Decken auf den Sattel legten. Unsere Mozos entfernten erst eine Stunde später die Sarapes und ritten nun wieder in ihrem sommerlichen Kostüm durch den Wald. Statt einer Jacke trugen sie ein weisses baumwollenes Hemdchen.

Unser Weg führte uns nun durch grosse Föhrenwaldungen. Der Boden war mit langen Nadeln besät und man hörte kaum den Tritt der Reittiere. Die Eichen bleiben immer mehr zurück und werden immer spärlicher. Zuweilen ritten wir in kurzem Trab über grosse, ebene, mit dürrem, langem Gras bedeckte Flächen dahin. Am Waldessaum sah man

noch einzelne weisse Stellen. Wunderbar klar und hell war die Luft, und wir freuten uns über den Sonnenschein.

Am Waldesrand sah man zuweilen einzelne einsame Hütten, man war versucht, zu glauben, diese Holzbaracken dienten als Zufluchtsort für die wenigen Kühe, die wir grasen sahen. Doch die vor den Hütten spielenden Kinder machten uns klar, dass dies die primitiven Wohnungen der Waldbewohner der Sierra sind. Schon lange, bevor man die menschlichen Wohnungen erblickt, zeigen sich die dicken, Futter suchenden Schweine mit ihren Ferkeln; dann, nach weiteren hundert Schritten, hört man ein eigentümliches Klatschen, das von den Tortilla bereitenden Weibern herrührt, welche die Maiskuchen, um ihnen die richtige, tellerförmige, flache Form zu geben, von einer Hand in die andere schlagen.

Jedes Haus, jede Hütte auf dem Lande in Mexiko besitzt einige Schweine, die den ganzen Tag auf den Strassen herumlaufen und den vorbei trabenden Maultieren oft zwischen die Beine geraten. Ich habe mich oft während meiner Reise gewundert, wie reinlich überall Schweine und Kühe aussahen. Nie waren die Tiere so schmutzig, wie man sie meistens bei uns auf den Alpen trifft. Dies hat ganz sicherlich nicht seinen Grund in der grösseren Reinlichkeitsliebe der Mexikaner, deren oft braune, fast schwarze Hautfarbe zum guten Teil auf Rechnung des Nichtwaschens zu setzen ist. Die Erklärung liegt in der grossen Trockenheit dieses Landes. Wir haben öfter tote Maulesel auf den Landstrassen Mexikos angetroffen, aber nie wurden wir von dem Geruch des Aases belästigt, dieselben sind ausgetrocknet, mumifiziert. Würde man zur Regenzeit reisen, so würde sich das Bild ganz anders gestalten. Das Terrain war wellig und wir kamen an diesem Morgen rasch vorwärts.

Nicolas, der Koch, war unser eigentlicher Führer. Der andere, Macedonio, sprach nichts, ausserdem war ihm die Gegend auch nicht bekannt. Sobald wir einen Einheimischen trafen, knüpfte Nicolas ein Gespräch an, blieb weit zurück und kam im Galopp uns wieder nachgeritten. Er schien in der Gegend viele Freunde zu haben.

Ich verstand leider nur wenig Spanisch und mein Bruder musste immer den Dolmetscher machen. Den Mexikanern aber imponierte meine Schweigsamkeit gewaltig und sie hielten mich für einen grossen Herrn. Daran zu denken, dass ich ihre Sprache nicht verstehe, wagten sie gar nicht. Jedermann in Mexiko versteht doch Spanisch, selbst ein grosser Teil der Ureinwohner.

Nicolas erklärte, dass diese Gegend sehr reich an Hirschen sei. Ernst meinte, das sei eine Gelegenheit für mich, mein Jagdglück zu probieren. Er selbst wolle die Maultiere beaufsichtigen und mit Macedonio weiter ziehen bis zu einer geeigneten Haltestelle, wo zu Mittag gekocht werden sollte. Nicolas und ich verliessen also die Telegraphenlinie und

Brücke in der Sierra.

Der Verfasser in der Sierra.

ritten in den Wald hinein. Unsere Mulas banden wir an einen Baum. Nicolas trug die Schrotbüchse, ich das Winchestergewehr. Wir waren kaum fünf Minuten gegangen, so deutete mir Nicolas an, ruhig zu bleiben. Ich schaute vergebens nach der von ihm bezeichneten Richtung. Nicolas kroch mehr als er ging vorwärts. Da plötzlich sah ich vor mir einen prächtigen Hirsch, aber leider ausser Schussweite, der sich eben vom Boden erhob und nach allen Richtungen hin spähte. Nicht lange, so schien er die Gefahr bemerkt zu haben und suchte das Weite. Auf dem graubraunen Waldboden hebt sich ein Hirsch kaum ab, und nur ein geübtes Auge vermag das Tier auf so weite Entfernung zu erkennen. Wir setzten unsern Weg fort, bergauf, bergab, aber kein Hirsch wollte sich mehr zeigen. Endlich beschloss ich, zurückzukehren. Mit betrübter Miene gehorchte der Mozo. Er wäre gern noch lange hier herumgestreift. Wir banden unsere Reittiere los und suchten sie zu einer beschleunigten Gangart zu bewegen. — Nicolas ritt schweigend und trauernd dahin. Er trug die Jagdflinte immer noch schussbereit und hoffte, einen Hirschbraten zur Mittagstafel bringen zu können. Der Wald wurde lichter und wir gelangten auf eine dürre Waldwiese. Horch, was war das?! In der Ferne fiel ein Schuss, dann noch einer und ein dritter. Wir sind also nicht die einzigen Jäger in diesem Revier. Ich wünschte dem Kollegen in der Ferne einen guten Erfolg. Nicolas hatte selbst den Hunger vergessen und wollte wieder vom Wege abweichen.

Um 1 Uhr 30 Minuten kamen wir zu einem offenen Platz, wo ein kleines Bächlein vorbeifloss. Macedonio hatte bereits die Tiere ihrer Lasten entledigt, und unter einem prächtigen, grossen Baum brannte ein lustiges Feuer. Heute war es nicht warm geworden und wir hatten jetzt nur 12,5° C. Ein rauher Wind blies durch den Wald, so dass wir die Decken gebrauchen konnten. Wer aber nicht da war, das war mein Bruder. Auf meine erstaunte Frage stammelte Macedonio: der Herr habe ihn unterwegs verlassen und sei den Hirschen nachgejagt.

Kein Ernst erschien. Ich begann unruhig zu werden. Nicolas und ich bestiegen wieder unsere Tiere und ritten zurück. In diesem Moment erschien der Vermisste. Unterwegs hatte ihn der Jagdteufel ergriffen. Er hatte ebenfalls einen Hirsch gesehen und denselben verfolgt, dabei aber nicht auf den Weg geachtet. Als er nun von dem misslungenen Abenteuer zurückkehren wollte, fand er den Weg nicht mehr. Die Schüsse, die wir fallen gehört, waren seine Notschüsse gewesen, von uns aber nicht verstanden worden. Schon glaubte er, auf eigene Faust weiter reisen zu müssen, als er die Telegraphenstangen erblickte.

Unsere Tiere liessen sich das dürre Gras wohl schmecken, als hätten sie noch nie etwas Besseres gesehen. Famos mundete uns wieder Knorrs Erbswurstsuppe. Nicolas' Fähigkeiten als Koch nahmen unter unserer

Anleitung sichtlich zu. Die Suppe war erst zu dünn, doch bekam sie später die richtige Konsistenz. Am Ende jeder Mahlzeit wurde uns eine Tasse schwarzer Kaffee gereicht, zu dem wir jedermann hätten einladen dürfen.

Unsere Mozos hatten einen grossen Sack getrocknetes Ziegenfleisch bei sich. Während der ganzen Reise hatte ich das Bewusstsein, ich müsse doch einmal diese Speise kosten, um mir ein Urteil über dieselbe zu bilden. Doch habe ich die Mozos den Fleischsack nie öffnen sehen. Sie wussten wohl, dass von unsern Büchsen immer ein gut Teil für sie übrig blieb und thaten sich daneben an Reis und Frijoles gütlich. Das Fleisch wollten sie für die mageren Zeiten der Rückreise aufsparen. Nach der Mahlzeit hatten wir prächtig Zeit und Gelegenheit, Toilette zu machen. Dann streckten wir uns auf unsere Decken aus und sahen zu, wie der Koch das Geschirr putzte und die Tiere wieder aufgesattelt wurden.

Um 3 Uhr waren wir wieder im Sattel und erreichten um $3^1/_2$ Uhr den grossen Rancho Coyotes, und schon um 5 Uhr gelangten wir zu einem zweiten Rancho Salto. Die Ranchos sehen hier fast aus wie die Sennhütten in den Alpen. Es sind niedere, aus rohen Steinen aufgeführte Gebäude. Ein Wohnhaus für den Ranchero sieht man nirgends. Eine Unmasse Kühe und Ochsen befinden sich in den gewaltigen Umzäunungen. Grosse Maisfelder dehnen sich auf dem Hochplateau aus, und begrenzt ist das Ganze in der Ferne von den Tannenwaldungen. Mehrere Reiter, das Lasso schwingend, sprengen im Galopp über die Ebene.

Gegen den Abend wurde es recht kühl, so dass wir wieder unsere roten Decken um uns warfen. Es ist dies eine Kunst, die Uebung verlangt, und der Mexikaner versteht sich trefflich darauf.

Um 6 Uhr abends hatten wir noch $+5^\circ$ C. Nach 5 Uhr wollten unsere Mozos Halt machen, aber wir waren damit nicht einverstanden. Der Ritt in den Abendstunden war immer bei weitem der schönste. Die untergehende Sonne bestrahlte die fernen Berge und leuchtete mit wunderbaren Farben durch den finsteren Wald.

Wir ritten vorwärts durch einige kleinere, dicht bewaldete Thälchen, dann wieder etwas bergauf durch lichten Wald, hierauf kamen wir bei hübschen kleineren Felspartien vorbei. Mein Bruder spielte auf der Mundharmonika einige wunderbare Weisen, welche die Mozos und Tiere mit frischem Mute erfüllten. Kein Mensch begegnet uns. Es beschleicht einen ein Gefühl von Verlassenheit, und man wird sich bewusst, dass man weit weg von menschlichen Ansiedelungen sich befindet.

Plötzlich ging unser Weg steil in die Tiefe, einen Abhang hinunter. Die Nacht war hereingebrochen, nur gegen Westen hin sah man durch den Wald noch einen grünlichen Schimmer. Der Wald wurde immer dichter, und bald trat völlige Dunkelheit ein. Ich sah kaum mehr den

Weg und vermochte absolut nicht zu unterscheiden, wohin er führte. Unter solchen Verhältnissen schien es mir ein tollkühnes Unternehmen, auf dem Maultier zu bleiben. Ich stieg daher ab und wollte mein Tier führen, wurde aber bald gewahr, dass ich besser gethan hätte, mich seinem wackeren Rücken anzuvertrauen. Ich rutschte öfters aus und musste mit den Händen nachhelfen. Meinem Mula hatte ich die Freiheit gegeben und beneidete es um die Sicherheit, mit welcher es über den steinigen Pfad hinunterrutschte und lange vor mir unten wohlbehalten ankam.

Nun merkte ich, dass ich bei diesem Abstieg den Mantel meines Bruders verloren. Den musste ich wiederhaben. Nicolas kehrte sofort um und stieg den Abhang wieder hinauf. Ich folgte aus der Ferne zu Fuss. Schritthalten konnte ich nicht mit dem Reiter. Allein hätte ich ganz sicher nicht einmal den Weg, den wir gekommen, gefunden. Nach kaum zehn Minuten brachte mir der Mozo den gefundenen Mantel. Bei uns wäre es geradezu unmöglich, solche Wege, noch dazu bei Nacht, zu reiten, und ich bewunderte die kolossale Sicherheit unseres Führers und die Gewandtheit der Reittiere. Seit dieser Stunde war das mexikanische Pferd und Maultier in meiner Achtung um ein Bedeutendes gestiegen.

Um 7 Uhr 15 Minuten machten wir Halt. Wir hatten einen schönen, freien, von Wald umgebenen Platz erreicht. Dürres Gras gab es hier in Menge, also Futter genug für unsere Tiere, und Mais, den sie am Morgen jeweilen erhielten, trugen sie auf dem Rücken. Wasser war auch in der Nähe. Wir hatten also einen Lagerplatz, wie wir ihn nicht besser wünschen konnten.

Während die beiden Mozos die Tiere absattelten, suchten wir beide dürres Holz zusammen, das hier in grosser Menge zu finden war, und bald erwärmte uns mitten auf dem Platz ein prächtiges Feuer. Dieser Abend unter dem freien grossartigen Sternenhimmel gefiel uns bei weitem besser, als der gestrige in der elenden Hütte. Nun wurde das Menu zusammengestellt, Erbswurstsuppe mit Reis oder Erbswurstsuppe mit Frijoles. Die Kisten wurden geöffnet und unsere Schätze beim Lichte des Lagerfeuers ausgebreitet. Ernst sang »Ein freies Leben führen wir«. In keinem Hotel hat uns das Essen besser geschmeckt, als das uns von Nicolas bereitete. Nie fühlten wir uns wohler, als abends bei dem erwärmenden Feuer in der freien Natur und bedauerten gar nicht, kein Zelt bei uns zu haben. Hatten wir eine Büchse kondensierte Milch geöffnet und deren Inhalt in einer leeren Weinflasche wohl geborgen, so befahlen wir sogar Nicolas, uns einen »Reisbrei« zu kochen, der uns gar köstlich mundete. Zucker hatten wir in Hülle und Fülle, denn wenn ein Mexikaner auch alles vergässe, ohne Zucker wird er sicherlich keine Reise antreten. Es wurde mir versichert, dass es kein Land giebt, das im Verhältnis zur Einwohnerzahl so viel Zucker konsumiert, wie Mexiko. Ueber die mit-

6*

genommene Schokolade und den Kakao waren wir sehr froh, während wir dem Thee wenig Ehre erwiesen. Den Kaffee verschmähten wir nie, obwohl er dreimal des Tags auf der Bildfläche erschien, zuweilen mit etwas Milch gemischt.

Auf den Decken ausgestreckt, oder auf einer Kiste am Feuer sitzend, fühlten wir uns bald behaglich bei der strahlenden Wärme. Eine Kiste oder der Erdboden diente uns als Tisch, und hier wurde das Miniaturschach aufgestellt und eine Partie nach dem Essen gespielt.

Macedonio machte den Kammerdiener. Er breitete zuerst einen Sack auf den harten Boden. Darüber wurden zwei Decken gelegt, auf welchen wir uns ausstreckten, und mit den übrigen deckten wir uns möglichst gut zu. Es war ein hartes Lager. Unsere Taschen waren mit allem möglichen angefüllt, so dass wir uns nur mit Mühe wenden konnten. Als Kopfkissen diente der Mantel und etwaiger Inhalt aus dem Koffer. Nun wurde noch die Zigarre fertig geraucht, dann wurde es still.

Mitten in der Nacht weckte mich Ernst. »Erschrick nicht, schau einmal dort gegen den Waldrand, siehst du die menschliche Gestalt, die sich uns nähert?«

»Wahrhaftig!« Ein gelinder Schauder überkam mich. Die Gestalt nähert sich immer mehr. »Bleib nur ganz ruhig, Ernst, ich habe den geladenen Revolver neben mir.« Ich griff nach der Waffe, sie war schussbereit. »Soll ich ihn anrufen?« frug Ernst.

In diesem Moment erkannte ich Macedonio. Der arme Kerl hatte jedenfalls gefroren und sich durch ein bischen Bewegung zu erwärmen gesucht und nachgesehen, was die Tiere trieben.

Ueber uns wölbte sich ein feenhafter Sternenhimmel. Das Feuer war niedergebrannt und nur die Asche glimmte bis zum Morgen weiter. Wir drehten uns auf die andere Seite, hörten noch die futtersuchenden Tiere und schliefen wieder ein.

ELFTES KAPITEL.

Von den Höhen der Sierra nach Mazatlan.

7,5 Grad Kälte — Schöne Tannenwaldungen — Las Chuntas — Maiskarawanen — Rancho Ciudad — Wir suchen Holz — Die Mulas haben sich in der Nacht verlaufen — Grossartige Fernsicht — Der Nachzügler — Rancho Sauz — Erster Blick auf den Stillen Ocean — Piedra gorda — Ein wundervoller Abend — Tepalcates — Wir kauen Zuckerrohr — Indianische Dörfer — Espinasso del diablo — Das Dörfchen Pueblito — Papageien — Las Lamas — Der Fluss Uraca — Durch viele kleine Dörfer — Flussbad — Puerta de San Marcos — Die Klapperschlange — Puerta de las canovas.

Mittwoch, den 22. November, morgens früh, als wir erwachten, beleuchtete der Mond eine weisse Winterlandschaft. Man war versucht zu glauben, es sei Schnee gefallen. Wir fühlten uns unter unsern Decken recht warm und konnten uns erst, nachdem der Mozo uns eine Tasse Kaffee gereicht hatte, entschliessen, aufzustehen. Es herrschte eine barbarische Kälte. Um 5½ Uhr minus 7,5 ° C. Die Bohnen waren gut weich gekocht und mundeten uns gar vortrefflich zum Frühstück. Unsere Reittiere frassen mit Appetit den ihnen vorgeschütteten Mais. Jetzt begriff ich, warum die Tiere einen so dicken zottigen Pelz tragen.

Um 7 Uhr begann die Karawane den kalten Marsch. Die Tour diesen Morgen war wunderhübsch. Wir ritten durch prächtige dunkelgrüne Tannenwaldungen, dann wieder durch offene Thälchen mit grünem Gras und Gebüsch. Der Weg führte mehr abwärts als bergauf und zuweilen einem Bergrücken entlang, von wo wir dann bald auf die rechte, bald wieder auf die linke Seite einen hübschen Ausblick in die Thäler und auf die bewaldeten Gebirge hatten.

Längs des Waldes blieb der Reit bis gegen 10 Uhr liegen. An einer offenen Stelle zeigte sich uns ein eigentümliches Bild. Etwa dreissig bis drei Meter hohe Pyramiden standen am Waldessaum, die Bauten von Termiten. — Sämtliche Berge, die wir in der Ferne erblicken, haben flache, sanft ansteigende Formen mit langen Rücken.

Oefters begegneten uns mexikanische Eseltreiber, die uns einen freundlichen guten Tag wünschten. Durch kleine Bächlein, sowie durch Wasserpfützen schritten unsere Reittiere mutig dahin, obwohl unter ihrem Tritt eine leichte Eisschicht krachte. Um 9 Uhr 15 Minuten passierten wir ein kleines Dörfchen Las Chuntas, bestehend aus einzelnen wenigen, zerstreuten, miserablen Bretterbuden. Unsere Karawane sieht heute sehr frostig aus. Die Mozos erscheinen erst um 11 Uhr wieder in ihren weissen Baumwollkitteln. Auch wir blieben lange in die wärmenden Decken gehüllt. Um 1 Uhr machten wir Halt. Wir waren immer froh, nach dem

Termitenbauten.

fünf- bis sechsstündigen ununterbrochenen Morgenritt von den Tieren zu steigen. Durch den regelmässigen Schritt der Tiere, der nur selten durch einen Trab unterbrochen wird, ermüdet der Reiter, und dann diese Sättel! Die Hauptleistung des Tages ist nun hinter uns, die paar Abendstunden sind immer die schönsten und angenehmsten zu Pferde.

Kalte Küche mittags liebten unsere Mozos nicht, und wir haben Musse zum Kochen, da die Mulas auch der Ruhe bedürfen und Zeit brauchen, um ihr Futter zu suchen. Wir haben heute einen wunderhübschen Lagerplatz gefunden. Auf einem grossen freien Rasenplatz in der Nähe einer Baumgruppe brennt das Feuer. Vor uns fliesst ein kleines

Bächlein vorbei. Zur Rechten sehen wir pittoreske Felsen. Hinter uns und zur Linken haben wir den Wald. Zuerst wurde wieder Toilette gemacht, dann mussten wir die Gewehre einfetten, da sie durch den Reif in der letzten Nacht verrostet waren. Dann wurde mit dem besten Appetit die Suppe mit Konserven und hartem Brot verzehrt.

20 Minuten vor 3 Uhr zeigte das Thermometer 15 ° C.; wir waren wieder im Sattel und trieben die Lasttiere vor uns her. Wir ritten wieder durch schönen Tannenwald, trafen mehrere Spuren von Lagerfeuern und kamen oft an halb abgebrannten Bäumen vorbei. Zuweilen brannten die Bäume noch lustig weiter, während die Brandstifter schon über alle Berge waren. Es begegneten uns zwei kleine Karawanen, aus je etwa 10 bis 20 Eseln bestehend, welche mit Mais beladen waren. Von den Führern konnten wir einige Bananen kaufen, eine sehr angenehme Zugabe zu unserer Mittagstafel. Seit Mittag haben wir die Telegraphenlinie nicht mehr als Führer, da sie über Panuco nach Mazatlan führt. Trotzdem folgen wir aber noch einem kleinen Weg, von dem wir nie abweichen und ohne welchen wir viel langsamer vorwärts gekommen sein würden, so schlecht er auch war.

Unsere Karawane sieht heute sehr frostig aus.

Um 4 Uhr 15 Minuten gelangten wir zu einem Rancho, Ciudad (Stadt) genannt, der mitten im Wald an einer lichten Stelle gelegen ist Seine Bauart gleicht den früher von uns gesehenen. Eine Menge von Kühen und Ochsen befinden sich in den grossen Mauerumzäunungen. Gegen Abend wurde es wieder kühl. Um 5 Uhr befanden wir uns auf einer bewaldeten Höhe und waren wieder in unsere Decken gehüllt. Das Thermometer zeigte nur + 6,5 ° C. Auf der einen Seite des Bergrückens kriechen dichte Nebel heran und strecken ihre Zungen bis zu uns hinauf. Auf der andern Seite haben wir einen prächtig blauen Himmel. Die Abendsonne beleuchtet die tiefblauen entfernten Gebirge. Nach einer halben Stunde befanden wir uns wieder ausserhalb des Bereiches des kalten Nebels. Der heutige Tag hatte uns von allen bis jetzt am meisten Abwechslung geboten. Nur ausnahmsweise waren wir gestiegen, dagegen

oft längere Zeit bergab geritten, so dass unser heutiger Lagerplatz schon um ein bedeutendes tiefer liegt als der gestrige. Die höchsten Höhen der Sierra haben wir sicher hinter uns. Wir bedauerten sehr, kein Barometer mitgenommen zu haben. Unser Führer hatte keine Ahnung von der Höhe des Gebirges. Gegen Abend stiegen wir in ein tief zwischen den Bergen eingeschnittenes Thal hinab, wo wir 6 Uhr 15 Minuten anlangten.

Unter einem grossen Baum wurde Halt gemacht. Es war bereits dunkel, Ernst und ich suchten Holz zusammen, fanden aber in der Finsternis nur wenig. Der Boden war kahl. Nach kaum 30 Schritten erreichte man nach jeder Richtung hin den Wald. Mit vereinten Kräften schleppten wir einige grosse Aeste und halbe Baumstämme herbei. Ein Glas heissen Grogs erwärmte uns bald. Ueber uns wölbte sich ein Sternenhimmel, wie man ihn sich grossartiger nicht denken kann. Um uns her herrschte vollständige Finternis, nur das Feuer erleuchtete die Umgebung auf wenige Meter hin. Nachts hätten sich Leute bis in unsere nächste Nähe schleichen können. Wir befürchteten keinen Ueberfall, hatten aber doch zu aller Vorsicht die geladenen Waffen in der Nähe.

Donnerstag, 23. November. Unsere Mulas hatten sich verlaufen und konnten nirgends in der Umgebung aufgefunden werden. Da es jedenfalls spät werden wird, ehe wir heute fortkommen, stand ich erst um 6 Uhr auf, während Ernst noch ruhig weiter schlummerte, als läge er statt auf dem harten Boden im weichsten Federbett. Wir hatten heute Morgen nur + 3 ° C. gehabt. Um 7 Uhr erschien Nicolas triumphierend mit den vier Reittieren. Diese waren zusammengeblieben, während die beiden Packtiere, die sich jedenfalls selbständiger fühlten, da sie gewohnt waren, als Führer an der Spitze der Karawane zu gehen, sich noch weiter verlaufen hatten.

Unser Lagerplatz lag in einem tiefen Kessel, rings umgeben von bewaldeten Höhen, und nur gegen Westen zu befand sich ein schmaler Ausweg. Dort geht es steil abwärts, und deshalb waren wir gestern gezwungen, hier zu bleiben, obwohl nur äusserst spärliches Futter wuchs. Die beiden Mozos machten sich nun beritten auf die Suche nach den Lasttieren.

Durch dichten Wald bestieg ich die steile, nördlich von uns gelegene Anhöhe und hatte von hier aus eine für mich ganz neue, grossartige Fernsicht. Gegen Norden geht es tief hinunter durch eine bewaldete Schlucht, und dort liegt mehr als 1000 m unter meinem Beobachtungspunkte ein langes Thal, auf dessen nördlicher Seite sich hohe, kahle Gebirgszüge erheben, deren Spitzen in Nebel gehüllt sind. Gegen Westen sieht man ebenfalls in die tiefen, weiten Thäler hinunter, und jenselben dehnen sich blaue, mit Wolken bedeckte Gebirge. Die

strahlte die Berggipfel, die Thäler aber lagen noch in tiefem Schatten. Ringsum ist alles still, man hört keinen Laut, kein Vogel zeigt sich. Wir müssen nun tief hinunter steigen und werden bald wieder wärmere Gegenden erreichen.

Um 8 Uhr 15 Min. war ich wieder beim Lagerplatz, und eben brachten die Mozos die noch fehlenden beiden Lasttiere. Nachts lässt man immer die Maultiere frei laufen. Angebunden wären sie nicht ruhig und könnten kein Futter suchen. Abends bindet man das um den Hals festgebundene Lasso los und die Tiere schleppen diesen Strick nach. So entsteht eine deutliche Spur und es ist deshalb möglich, die Ausreisser wieder zu finden.

Um 9 Uhr waren wir reisefertig. Steil führte nun der steinige Weg abwärts, und mein Bruder und ich gingen oft zu Fuss, um besser photographieren zu können. Unsere Mulas waren hiermit sehr zufrieden. Im Galopp sprangen sie den Lasttieren nach. Wir folgten meist einem langgestreckten Bergkamm und hatten so bald die Aussicht auf diese, bald auf die andere Seite. Immer noch kommen wir durch prächtige Tannenwaldungen. Zuweilen führt uns ein heisser, blendender, felsiger oder staubiger Weg im Zickzack in die Tiefe. Die Aussicht auf die grünen Wälder und durch diese hindurch in die tiefen Thäler ist wundervoll, zudem scheint die Sonne durch die Wipfel der Bäume und beleuchtet den grünen Rasen und das Gesträuch. Während weiter oben der Waldboden kahl oder dürr, ist er hier überall schön frisch grün. Vor uns, gleichsam am Ende des Kammes, auf dem unser Weg dahin führt, erhebt sich eine Bergkuppe, welcher wir zustreben. Gegen Süden zu breitet sich vor uns ein tiefes Thal aus, in welches von den hohen Bergen hinunter eine grosse Anzahl Kämme hinabreichen, zwischen sich unzählige Tobel bildend. So hatten wir einen schönen Blick nach dem andern. Nirgends erspähte das Auge ein Dörfchen oder ein Kirchlein.

Um 10 Uhr trafen wir auf einer kleinen Waldwiese eine sich lagernde Karawane. Etwa 15 Esel suchten ihr Futter. In Reih und Glied, wohl ausgerichtet, stand eine Masse Säcke. Die Eseltreiber hockten auf dem Boden um ein Feuer, auf welchem sie kochten. Gegen Mittag sahen wir zu unserer Linken weit unten am Bergabhang ein kleines, von Maisfeldern umgebenes Dörfchen. Ernst war etwas zurückgeblieben, während sein Maultier an der Spitze des Zuges sich befand. Als wir nun das erwähnte Dörfchen gerade unter uns erblickten, liess ich Halt machen, um den Nachzügler zu erwarten. Umsonst warteten wir etwa eine Viertelstunde. Jedem der Mozos gab ich eine Pfeife, und nun wurde gepfiffen, gejauchzt und geschrien, kurz ein höllischer Lärm vollführt. Aus der Tiefe hallte es Antwort, doch zu sehen war nichts von ihm. Ein Mozo wurde nun per Mula dem Weg, den wir gekommen, zurück gesandt, und nach wenigen kehrten der Reiter und mein Bruder zu uns zurück. Wir hatten

eine gute halbe Stunde versäumt, aber die Karawane war wieder vollständig. Unser Weg hatte sich, was ich nicht bemerkt hatte, geteilt, und Ernst hatte bei dieser Kreuzung die Richtung nach dem tief unter uns liegenden Dörfchen eingeschlagen. Es wäre eine fatale Sache gewesen, wenn wir hier nicht gewartet und gerufen hätten. Vor Mazatlan hätten wir uns kaum wieder getroffen.

Unser Weg führte uns nun einem Bergabhang entlang und längs diesem in mehrere kleine Tobel. In diesem Seitenthälchen war die Vegetation ganz besonders üppig, obwohl alle die Bächlein ausgetrocknet

Weit unten am Bergabhang sah man ein kleines Dörfchen.

waren. In einem dieser lieblichen Thälchen trafen wir um halb 2 Uhr eine kleine Hütte, wo Vino de Mesqual, eine Art Schnaps, gebrannt wurde.

Am Fusse der schon lange von uns gesehenen Bergkuppe lag der Rancho Sauz, den wir um 2 Uhr erreichten. Hier wurde Mittagsrast gemacht. Der Rancho besteht aus einem hübschen, niedrigen, weissen Gebäude mit Vorhalle und Hof und ist rings umgeben von Maisfeldern. Hier trafen wir den ersten Orangenbaum, ein Zeichen, dass wir schon weit von den Höhen der Sierra herunter gestiegen. Unsere Führer strahlten vor Glück, wieder einmal während eines Haltes mit Mexikanern plaudern zu können. Die Tiere thaten sich gütlich an dem Maisstroh, das wir ihnen hier reichlich vorwerfen liessen. Wir kauften frische Eier zu 1 Centavo das Stück,

sowie ein fettes Huhn zu 62 Centavos. Dieses sollte abends gebraten werden. Wir hatten hier das Gefühl, der Wildnis entronnen zu sein und uns der Zivilisation um ein gut Stück genähert zu haben.

Um 3 Uhr setzten wir die Reise fort und trafen nun wieder prächtige Exemplare von Bergeichen. Wir durchzogen eine wunderbar schöne und interessante Landschaft; dieser Tag entschädigte uns reichlich für die Mühe der Reise. Erst ritten wir hoch über einem langgestreckten Thal an einem Abhang, eben oder nur wenig fallend, dahin. Zur linken Seite des Weges hatten wir oft steil ansteigende Felsen, zur rechten den tiefen, abschüssigen Abhang, wo etwas Gras und einzelne wenige Bäume wuchsen. Gegen Nordost, jenseits dieses tiefen kahlen Thales, das ohne Wasser ist, erheben sich steile, hohe, nackte Gebirgsketten.

Wir durchzogen eine wunderbar schöne Landschaft.

Nun wandten wir uns nach links wieder im Zickzack aufwärts zu einem grünen Sattel. Von hier hatten wir einen entzückenden Ausblick gegen Westen hin. In der weitesten Ferne am Horizont sah man einen glitzernden, in der Abendsonne blinkenden Silberstreifen. Das ist der Stille Ocean, von uns getrennt durch unzählige tiefblaue, weit unter uns liegende Hügelreihen. Die höchsten Berge hatten wir schon weit hinter uns gelassen. Auf einem Kamm ging es nun wieder vorwärts, mit dem wechselnden Blick bald nach dem lieblichen Westen, bald nach dem ernsten Osten.

Gegen Abend, als wir das Dörfchen Piedra gorda, unser heutiges Nachtquartier, unter uns sahen, wurde es grossartig schön beim Abstieg. Im Zickzack ritten wir auf steilem, steinigem Weg nach dem Dörfchen zu, das wundervoll lieblich auf einem Plateau, mitten zwischen Maisfeldern

und grünen Bäumen, umgeben rings von Bergen, unter uns lag. Wir blieben auf den Maultieren sitzen, obwohl sie hier und da ein wenig rutschten. Der Himmel war stellenweise etwas bewölkt. Nach 5 Uhr färbten sich die Felsen hinter uns wunderbar rot. Die Berge uns gegenüber waren in einen glänzenden, gelbrötlichen Dunst gehüllt. In dem fernen Westen sah man den Ocean schimmern. Der Himmel selbst sah graugelb aus und nahm allmählich ein purpur-rötliches Kolorit an. Je mehr die Sonne sank, desto mehr schwand der gelbliche Dunst um die Berge, und die Konturen derselben traten purpurn aus der Wolke hervor. Das Rot der Felswände hinter uns glühte allmählich ab, und bald nach halb 6 Uhr sahen all die Berge wieder tief blau aus. Das Ganze war ein Farbenspiel gewesen, das man nicht mehr vergessen kann, eine Pracht, die sich nicht beschreiben lässt.

Durch grünes Gebüsch kamen wir nun hinunter zu unserm Dörfchen, das wir 10 Minuten vor 6 Uhr erreichten. Es war ein herrlicher Sommerabend. Eine Unmasse Grillen zirpten. Während wir um halb 3 Uhr 13° C. hatten, zeigte das Thermometer um 9 Uhr abends 16° C. Das Dörfchen besteht aus einigen Adobehäusern, weiss getüncht, mit Vorhallen vor den Häusern. Unter einem solchen Vordach schlugen wir unser Lager auf. Nicolas beschäftigte sich mit der Zubereitung des Huhnes. Wir freuten uns hier sehr unseres Kochs, denn ohne ihn und unsere Vorräte hätten wir kaum etwas Essbares auftreiben können.

In der Hütte verteilten wir den Kindern Schokolade, an welcher sie eine grosse Freude hatten. Uns war es im Innern zu warm (20° C.) und wir hielten uns lieber im Freien auf. Bei Kerzenlicht spielten wir wieder eine Partie Schach.

Freitag, den 24. November. Da die Nacht nicht kalt gewesen (morgens 6 Uhr 12,5° C.), hatten wir weicher schlafen können, da wir weniger Decken gebrauchten, um uns gegen die Kälte zu schützen. Am Morgen früh lag zu meinen Füssen auf den Decken ein Hund, der sich da recht wohl fühlte. Zu Ernsts Füssen hatten sich zwei fette Schweinchen gelagert.

Schon um halb 5 Uhr standen wir auf und konnten daher heute schon um 6¼ Uhr fort, nachdem wir Hühnersuppe und Schokolade zum Frühstück bekommen. Der Himmel zeigte kein einziges Wölkchen. Im Zickzack führte uns der Weg abwärts und es wurde merklich kühler, nachdem wir das Plateau verlassen. Um 6 Uhr 45 Min. hatten wir nur noch 9,5° C. Vor uns liegt ein eigentümlicher, mehrere hundert Meter hoher, turmartiger Fels. Um 7 Uhr 50 Minuten erreichten wir das Dörfchen Tepalcates, gelegen an einem ansehnlichen Flüsschen gleichen Namens. Die zerstreuten Hütten dieses Dörfchens bestehen entweder aus Adobe oder aus Holz. Die letzteren, aus einigen Kisten und etwas Maisstroh zusammengezimmert,

sind mit Ziegeln gedeckt, was höchst komisch aussieht. Die Vegetation den ganzen Fluss entlang ist sehr reich. Die roten Blüten der Oleander wechseln mit Geranien und blauen Winden. Wohl mehr als zehnmal mussten unsere Tiere den Fluss durchwaten, und dies schien ihnen jedesmal ein besonderes Vergnügen zu machen, besonders wenn das Wasser hoch aufspritzte und auch den Reiter durchnässte.

Der Weg, der uns dann wieder zwischen grünen Maisfeldern hinführte, war zuweilen mit gewaltigen Kakteenwalzen eingehegt. Gegen 9 Uhr kamen wir wieder zu einem Dörfchen. Hier sieht man überall noch

Am Flüsschen Tepalcates.

den reinen Indianertypus. Angenehm fällt einem die Reinlichkeit in den Strassen und vor den Häusern auf. Ueberall ist am Morgen früh gefegt worden. Vor fast jeder Hütte befindet sich der weisse, halbkugelige, wenige Fuss hohe Backofen. Prächtige immergrüne Bäume mit weisslicher Rinde werfen etwas Schatten auf den Weg. Schöne Akazien, mit grossen, scharfen Dornen versehen, blühen längs der Strasse.

Um 9 Uhr morgens sahen wir eine Zuckerpflanzung, welche durch ihr helles Grün schon von weitem auffällt. In dem Dörfchen Las Canitas kauften wir für einige Centavos ein Bund Zuckerrohr, zur grossen Freude der Mozos, die nun stundenlang an demselben kauten. Ich schälte mir ebenfalls ein kleines Stück. Man kaut oder nagt an dem Stengel und saugt den süssen Saft aus.

Die Dörfchen, die wir passieren, sind höchst originell. Die Indios sitzen in den Hütten oder unter deren Vordächern. Die Weiber sind mit Kochen oder Näharbeit beschäftigt. Nackte Kinderchen laufen mit den Schweinchen auf der Strasse herum. Heulende Hunde stürzen überall bei unserer Annäherung aus den Hütten hervor. Die fernen Berge, die wir zuweilen erblicken, scheinen kahl zu sein.

Um 10 Uhr überschritten wir zum letzten Mal den Fluss und stiegen im Zickzack auf schrecklich heissem blendenden Weg auf einen Sattel, den Espinasso del diablo, hinauf. Der weisse, staubige Weg ist bei der Hitze für Mensch und Tier sehr ermüdend, aber doch nicht so schlimm wie sein Name. Um 11 Uhr 20 Min. kamen wir oben an. Durch ein hübsches Thälchen, beschattet von grossen, über meterdicken Bäumen, gelangten wir wieder abwärts.

Beim Dörfchen Las Canitas.

Um 12 Uhr 35 Min. hatten wir einen stattlichen Fluss erreicht und machten hier im Schatten der von Schmarotzerpflanzen überladenen Bäume Halt. Unsere Mozos wären gern weiter gegangen bis zum nächsten Dorf. Wir aber lagerten lieber unter einem schönen Baum, als in einem staubigen Dorf, zudem werden wir hier von den Mozos weit besser bedient, da sie von niemand gestört oder von der Arbeit abgehalten werden. Um halb 2 Uhr hatten wir 25° C. Prächtige, immergrüne Bäume spenden einen angenehmen Schatten.

Um 2 Uhr 25 Min. brachen wir wieder auf und gelangten nach einer Viertelstunde zu dem Dörfchen Pueblito. Längs des Weges wächst eine Unmasse walzenförmiger Kakteen. Gestern hatten wir, als wir von den Höhen der Sierra auf die kahlen Bergketten im Westen niederschauten, geglaubt, die Weiterreise nach Mazatlan werde sehr eintönig werden. Wir

waren daher heute sehr angenehm überrascht. Wir hatten gestern den schönsten und grossartigsten Teil der Sierra durchwandert, die heutige Tour war heiss, strapaziös, bot uns aber eine Menge lieblicher Scenerien. Heute trafen wir keine Tannen mehr und sahen zwischen den immergrünen Bäumen nur selten einen blattlosen Baum.

Am Nachmittag führte uns der staubige Weg bei mehreren Hütten und kleinen Indianerdörfchen vorbei. Männer sieht man nur wenige, dafür aber um so mehr hässliche alte Weiber mit struppigem ungekämmten Haar. Die Hütten sind oft äusserst primitiv gebaut. Zuweilen bestehen

Im Dörfchen Pueblito. Unser Führer Nicolas.

die Seitenwände nur aus einigen Aesten, so dass man durch das ganze Haus hindurch sehen kann. Das Dach besteht aus Maisstroh oder Ziegeln. Die besseren Häuschen sind aus Lehm gebaut. Die Männer gehen ganz in weiss gekleidet. Die weiten weissen Mantahosen werden an einem Bein oft bis Mitte Oberschenkel aufgerollt, wärend das andere bedeckt bleibt. Hinter den Hütten befinden sich grosse Vordächer, wo die Kühe und Maultiere nachts Schutz finden.

Im Zickzack erklimmen wir bald eine Anhöhe, um auf der andern Seite ebenso wieder hinunter zu müssen. Dann durchqueren wir einen ansehnlichen Fluss, wobei die Tiere bis an den Bauch im Wasser waten und wir die Beine hoch aufziehen müssen, um nicht ganz nass zu werden.

Durch ein hübsches, bewaldetes Seitenthälchen steigen wir wieder zu einem Sattel hinauf. In all diesen Thälchen und Mulden ist die Vegetation äusserst üppig. Zwischen den grossen Bäumen sieht man kein Plätzchen, das nicht grün wäre. Kakteen bis zu acht Meter Höhe strecken ihre langen, steifen, walzenförmigen Arme gen Himmel. Von den Maultieren herunter, die aber nie recht still halten wollen, nehmen wir viele Photographien auf.

Ernst blieb, mit der Schrotbüchse versehen, zurück, um zu jagen. Aber auch hier war das Jagdglück uns nicht günstig. Ein Vogel mit

Primitive Hütten.

kolossal langen, weiss und schwarzen Schwanzfedern war die einzige Beute, und der Jäger mit dem nun federgeschmückten Hut glich einem wahren Rinaldini.

Gegen Abend hatten wir von einem der zahlreichen Höhenzüge aus eine prachtvolle Aussicht. Gegen Osten hin sahen wir auf die Höhenzüge der Sierra, doch konnten wir die höchsten Gipfel nicht sehen, da die verschiedenen Bergketten nur langsam zu den höchsten Regionen ansteigen, so dass eine die andere verbirgt. Gegen Süden zu zeigten die Hügelketten eine wunderbare violett-rote Farbe. Auf den kleinen Hochplateaus trafen wir Maisfelder und hier und dort einige Hütten. In den Wäldern suchten Ochsen und Kühe ihr Futter. Zum erstenmal sahen wir

nun auch grüne Papageien, die mit einem widrigen Gekreisch aufflogen, sobald wir uns näherten. Durch das Gezwitscher der Vögel wurde die Landschaft belebter. Von Zeit zu Zeit begegneten uns auch einige Mexikaner. Um halb 5 Uhr hatten wir noch 20° C.

20 Minuten vor 6 Uhr erreichten wir Las Lamas, eine kleine Ansiedelung, bestehend aus etwa zehn ärmlichen, aus Zweigen errichteten Hütten mit Maisstrohdächern. Unser Dörfchen war rings von Maisfeldern umgeben. Man glaubt sich mitten im Sommer. Grillen zirpen, und man hört unaufhörlich von allen Richtungen das Gebrüll der weidenden Kühe. Vor einer der Hütten zündeten wir ein Feuer an und es wurde gekocht. Auf dem harten Boden unter dem Vordach einer der Hütten breiteten wir die Decken aus und legten uns zum Schlafen nieder. Hier genossen wir nun aber nicht mehr die wohlthuende Ruhe und Stille der Sierra. Dicht hinter uns in der Hütte schrie fortwährend ein kleines Kind. Hunde bellten fast die ganze Nacht. Wir konnten beide wenig schlafen und beschlossen, morgen Abend, wenn irgend möglich, wieder ganz im Freien zu kampieren. Die Mozos allerdings zogen die Dörfer, der Unterhaltung wegen, vor.

Sonnabend, 25. November. Schon um 5 Uhr waren wir munter. Um 6 Uhr 15 Minuten hatten wir noch +16° C. Um 6 Uhr 35 Minuten verliessen wir den Lagerplatz. Durch ein kleines Thal führte unser Weg steil hinunter, zwischen prächtigen Bäumen und grünem Gebüsch hin. Vor den Hütten sitzen die Indianer in ihre roten Decken gehüllt —, sie frieren. Die Hühner oben auf den Bäumen, wo sie die Nacht zugebracht, fangen an sich zu regen, sonst ist noch alles still. Um 7½ Uhr zeigte das Thermometer in einem kühlen Thalgrund bloss noch 8° C. Bei mehreren kleinen Häusergruppen vorbei ritten wir immer abwärts, bis wir den Fluss Uraca erreichten. Diesen mussten wir überschreiten, um auf der andern Seite sofort wieder in die Höhe zu klettern. Statt dem Flusse zu folgen, welcher grosse Windungen beschreibt, nahmen wir den direkten Weg und überschritten mehrmals einige Höhen, um wieder zu dem Fluss zu kommen, dessen drei Fuss tiefes Wasser die Tiere mit Wohlbehagen durchwateten.

Auf den hohen Bäumen sahen wir eine Unmasse grüner Papageien, die aber bei unserer Annäherung scheu wie Enten durch die Lüfte weiter zogen. Ernst schoss an diesem Morgen vier Tauben, die wir mittags fein gebraten vorgesetzt bekamen. Die Berge sind meist kahl oder mit niederem Gebüsch bewachsen, während in den Thälern überall die Vegetation sehr reich ist. Der Weg war zuweilen, hauptsächlich wenn er durch Maisfelder führte, mit Kakteen eingehegt. Wir trafen nun immer häufiger Leute an, meist Mexikaner, die einige beladene Maultiere vor sich her trieben. In einem der Dörfchen erhielten wir zum erstenmal wieder frisches, sehr gutes süssliches Gebäck und kauften auch für wenige Centavos frische Eier.

Um 1 Uhr machten wir am Ufer eines ziemlich breiten Flusses Halt, nachdem wir noch soeben ein kleines Dörfchen passiert hatten. Komisch sehen die kleinen mexikanischen Jungen aus, welche entweder ganz nackt oder nur mit einem kurzen Hemdchen bekleidet herumspringen. Mit Vorliebe zeigen sie ihren ungeheuer dicken, braunen Bauch, so dass man nicht begreift, wie sie mit den dünnen Beinchen das Gewicht desselben zu tragen vermögen.

Im Schatten hatten wir um 2 Uhr 50 Minuten $+27^{0}$ C.; und das Flusswasser wies eine Temperatur von 25^{0} C. auf; das war eine herrliche Gelegenheit, ein Bad zu nehmen, die wir nicht unbenutzt liessen. Man konnte sogar an einzelnen Stellen schwimmen. Prächtig klar war das

25. November morgens 9 Uhr.

Wasser. Nun liessen wir uns das Mittagessen famos schmecken. Zur Ehre des Tages leerten wir die letzte Flasche Rotwein, denn morgen sollten wir Mazatlan erreichen.

Erst um 3 Uhr 5 Minuten zogen wir weiter. Eine Strecke weit folgten wir nun dem heissen, sandigen, schattenlosen Flussufer und setzten dann auf die andere Seite über. Der staubige, schmale Weg führte uns durch Gebüsch an prächtigen, immergrünen Bäumen vorbei aufwärts nach dem Dörfchen Puerta de San Marcos, das wir um 3 Uhr 50 Minuten erreichten. Dieses Dörfchen, bestehend aus wenigen Hütten, ist idyllisch gelegen auf einem kleinen Plateau, an drei Seiten von bewaldeten Bergabhängen eingefasst, nach der vierten Seite einen hübschen Ausblick gewährend. An Maisfeldern und grünen Bohnenfeldern kamen wir vorbei, dann wieder durch kleine Wälder, wo eine Unmasse Papageien in den Zweigen lärmte. Von den Höhen herab hatten wir eine schöne Aussicht gegen Osten, auf die blauen Höhenzüge der Sierra. Nach Westen hin

lagen nur noch wenige Hügelzüge vor uns. Vom Meer war nichts mehr zu sehen. Je mehr wir uns Mazatlan näherten, je ärmer wurde die Gegend an Bäumen.

Bei Dunkelwerden kamen wir zu einem Fluss, in dessen Bett wir einige Minuten aufwärts ritten, bis wir einen hübschen freien Platz erreichten. Hier wollten wir uns zum letztenmal im Freien lagern. Unter einem grossen Baum wurde ein Feuer angezündet. Auf der andern Seite des Flusses sah man einige Lichter. Wir sandten Macedonio in dies Dörfchen,

Wir setzen über den Fluss.

um Futter für die Tiere zu kaufen. Abends 7 Uhr +16,5° C. Zum letztenmal wurden die Kisten geöffnet. Wir hatten noch für mehrere Tage Vorräte, hauptsächlich Konserven.

Während Nicolas das Nachtessen bereitete, spielten wir eine Partie Schach, als wir plötzlich dicht neben uns, zwischen den Decken, etwas rascheln hörten. Sollte ich nun wohl endlich einmal die Klapperschlange zu sehen bekommen, von deren häufigem Vorkommen in Mexiko mir schon so viel erzählt worden? Ernst griff instinktiv nach seinem Revolver und ich leuchtete in alle Winkel hinein. Nichts war zu sehen. Die Mozos suchten uns zu beruhigen, nach ihrer Ansicht sollte es hier keine Schlangen geben. Das Rascheln hatte aufgehört. Ernst zog mit dem Läufer und sagte Schach, in dem Moment raschelte es von neuem. Unsere Lage

7*

wurde ungemütlich. »Die Schlangen lieben das Licht«, erklärte mein Bruder, »es wird uns also nichts übrig bleiben, als die Kerze zu löschen.« In diesem kritischen Moment sahen wir zwei Aeuglein blitzen, die einem munteren Mäuschen angehörten. Wir liessen das Tierchen in unserer Nachbarschaft fröhlich weiter spielen und es wurde allmählich ganz zutraulich. Wir thaten uns zum letztenmal an Erbswurstsuppe und Reisbrei gütlich. Ernst spielte den Mozos noch etwas vor, dann schliefen wir unter dem stillen Sternenhimmel ein.

Sonntag, 26. November. Um 5 Uhr morgens bin ich schon wach und aufgestanden, während mein Bruder noch eine Stunde länger schläft. Einer von uns beiden muss früh auf sein, damit wir zur Zeit fort kommen, denn es dauert immer mindestens $1^1/_2$ Stunden bis wir abreisen können, nachdem wir uns aus den Decken gemacht. Die Mozos warten mit dem Frühstück und überhaupt mit dem Essen stets bis wir fertig sind, und dann giebt es immer noch viel zu thun, bis Teller und Tassen, sowie die Kochgeschirre gereinigt sind. Wir waren mit unsern beiden Leuten sehr zufrieden. Sie haben uns nichts gestohlen — was von einem Mozo viel heissen will — und stets gut für uns gesorgt. Nicolas besonders hat seine Aufgabe als Koch auf's glänzendste gelöst, und als Führer war er seiner Sache ganz sicher, obwohl er nie viel Worte machte.

Morgens 6 Uhr $+7^0$ C. Um 6 Uhr 25 Minuten brachen wir auf. Wir verspürten nie Lust, früher die Reise anzutreten, denn morgens froren wir immer und fanden es daher weit angenehmer, abends etwas länger unterwegs zu sein. Ohne Aufenthalt ritten wir nun bis nach Mazatlan. Dieser Ritt bot wenig Abwechslung, und die Sonne brannte bald glühend auf uns hernieder. Der Weg war kolossal staubig, so dass wir oft in ganze Wolken gehüllt waren. Eine Menge scheuer Papageien flog kreischend durch die Luft. Wir erlegten einen Vogel mit zwei 60 cm langen, blauen Schwanzfedern. Hie und da zeigte sich noch ein grüner Baum. Um 10 Uhr 40 Minuten erreichten wir ein grösseres Dorf, Puerta de las Canovas. Die ganze Dorfjugend war auf den Strassen versammelt, um zu plaudern oder mit Holzkugeln zu spielen. Eine Menge im weissen Blütenschmuck prangender, uns noch unbekannter Bäume trafen wir hier. Ernst liess die Dorfjugend durch seinen photographischen Apparat sehen und machte hiermit den Leutchen ein grosses Vergnügen. Willig ordneten sie sich dann in Gruppen, um photographiert zu werden. Zum erstenmal sahen wir wieder einige Fuhrwerke.

Eine trostlose, breite, staubige Strasse führte nun nach Mazatlan. Nur einige Maisfelder brachten Abwechslung in die Landschaft. Die Strasse wurde immer belebter. In den Feldern, auf den Maisgarben, sowie auf jedem Baum sass eine Unmasse Krähen. Wir hatten einen ungeheueren Durst und ritten oft zu den kleinen, mit einem weissen Tuch gedeckten Schenktischen, wo man Syrup oder Bier haben konnte.

ZWÖLFTES KAPITEL.

Am Stillen Ocean.

Mazatlan — Im Theater — Der Hafen — Mazatlan von einer Anhöhe gesehen — Eine Fahrt über das grosse Wasser — Unser Gepäck — Der Dampfer »Carlos Pachecos« — Auf dem Stillen Ocean — Liebenswürdigkeit des Mexikaners — Die Pacificküste — Landung in San Blas — Man muss handeln können — Zigarren-Fabrik — Im Hotel America.

Kurz vor Mazatlan änderte sich das ganze Bild auf einen Schlag. Wir ritten bei prächtigen Palmen- und Bananenpflanzungen vorbei. Rechts hatten wir das blaue ruhige Meer. Vor uns lag Mazatlan mit seinen Kirchen, Palmen und den zwei hübschen Hügeln. Um 2 Uhr 30 Minuten zogen wir, mit Staub überdeckt, in die Stadt ein und nahmen Quartier in dem Hotel Central. Das Hotel war überfüllt und wir erhielten nur ein miserables, kleines, furchtbar heisses Zimmerchen, wo wir kaum Platz für Kisten, Sättel und Koffer hatten. Wie neugeboren kehrten wir aus dem kalten Bad zurück, das wir aufgesucht hatten, um uns vor allen Dingen von dem Staub der Reise zu befreien, und mit gewaltigem Appetit setzten wir uns an die reich besetzte Tafel. Mazatlan ist eine Stadt von etwa 20000 Einwohnern. In der Abendfrische machten wir noch einen Ausflug nach dem Hafen, woselbst mehrere Segelschiffe vor Anker lagen. Erst bei Dunkelwerden kehrten wir zurück. Obwohl wir noch nach 5 Uhr 23,5° C. hatten, froren doch die Einwohner. Nahe bei der Plaza befindet sich das Theater; für eine so kleine Stadt ein kolossaler Bau, mit einer Unmasse von Sitzplätzen und einer sehr grossen Bühne. Durch ein grosses Portal gelangten wir erst in einen Hof. Es war gerade ein politischer Festtag und für jedermann der Eintritt in das Theater frei. Wir nahmen im Hof Platz und schauten zu, wie sich allmählich das Parterre, die Logen und die Galerien füllten. Man begriff fast nicht, woher all die Menschen in ihren festlichen Gewändern kamen, die Mädchen in roten und weissen leichten Röcken, die Männer in weissen Hosen und weissem Hemd, zuweilen auch weisser Jacke; die

Europäerinnen flott aufgedonnert, die Herren im schwarzen Frack. Endlich war auch der letzte Platz besetzt und auf den Galerien standen sogar die Leute. Militärmusik spielte. Etwa zwanzig schwarz gekleidete Herren sassen auf der Bühne, die bedeutenderen um den grünen Tisch. Einer nach dem andern bestieg die Tribüne, um den Leuten klar zu machen, wie sie sich bei der nächsten Wahl verhalten sollten.

Montag, den 27. November. Unser erster Gang heute war zu der Schiffsagentur, wo wir uns zwei Billets nach San Blas sicherten. Wir hatten einen wolkenlosen, prachtvollen Sommertag, morgens noch etwas frisch. Während wir die herrliche Temperatur nicht genug loben konnten, schimpften die Mazatlaner über die miserable Kälte. Da Mazatlan mit der übrigen Welt nur durch Schiffsverkehr verbunden ist, so hat man hier das Gefühl, als lebte man auf einer abgelegenen Insel. Mazatlan wünscht natürlich sehr, durch eine Bahn mit Durango verbunden zu werden. Hierdurch würde es dem übrigen Mexiko ganz bedeutend näher gerückt. Die Stadt an und für sich bietet nicht viel Bemerkenswertes. Es sind keine grossartigen Gebäude vorhanden. Die blau, grün oder rot gestrichenen einstöckigen Häuser bestehen aus Adobe. Auch hier trifft man grössere Geschäfte, wo man alles mögliche kaufen kann, selbst Films für den Kodak.

Nicolas wurde in Gegenwart des Wirtes, der als Zeuge dienen musste, ausbezahlt, und bald darauf erschien ein Geschäftsangestellter mit einer Depesche von Toppia, wodurch sich dieser versichern wollte, dass wir nicht durchgebrannt seien.

Ich kehrte nun an den Hafen zurück. Hier herrscht ein geschäftiges Treiben und sind eine Menge Kisten aufgestapelt. Um einen guten Ueberblick über die Stadt zu erhalten, ging ich auf den Hügel, der im Süd-Westen der Stadt liegt. Der Schweiss rann mir in Strömen von der Stirne, als ich auf dem steinigen Weg den kahlen Hügel bestieg, und doch hatten wir um 12 Uhr im Schatten nur 22 ° C. Die Sonne brannte aber glühend auf die nackten Felsen hernieder. Unterwegs sah ich einige alte Geschütze, die höchstens zu Salutschüssen benutzt werden, jedenfalls aber nicht für eine allfällige Verteidigung des Hafens berechnet sind. Die Aussicht von hier oben auf die Stadt, das Meer, den Hafen, die Palmen- und Bananenhaine und die Gebirge ist grossartig, und Mazatlan hat mir äusserst gut gefallen. Jeder Geschäftsmann, der Mazatlan kennt, und den man über die Stadt befragt, wird sagen, es sei das traurigste Nest in ganz Mexiko, selbst Torreon sei noch ein Paradies dagegen. So waren auch wir berichtet worden. Für Naturschönheiten haben diese Leute gar keinen Sinn. Das Handelsleben einer Stadt ist der einzige Massstab, nach welchem gemessen wird. Mazatlan kann sich nun keines grossen Handels oder bedeutender Industrie rühmen. Auch in den

Restaurants geht es viel weniger lebhaft zu, als in andern Städten. Gesellschaftliches Leben findet man hier weit weniger, als in andern, selbst kleineren Orten. Aber trotz alledem bietet Mazatlan von hier oben ein malerisches Bild. Es liegt auf einer Halbinsel und ist zum grossen Teil vom Meer umspült. Die zwei Türme und die Kuppel der Hauptkirche ragen aus dem Häusermeer mit den flachen Dächern hervor. In der nächsten Umgebung der Stadt sieht man Palmen und Bananen in Menge. Das Meer, die Inseln, die Hügel geben der Stadt einen wunderbaren Reiz. Der Hafen liegt im Süden der Stadt und wird gebildet von zwei kleinen Vorgebirgen, dem östlichen mit Gebüsch bewachsenen, und dem westlichen kahlen, wo ich meine Beobachtungen machte. Im Hafen befanden sich nur sechs kleine Schiffe. Nach Westen von der Stadt ruht der Blick auf der unermesslichen, blauen, ruhigen Wasserfläche des Stillen Oceans. Der Wellenschlag war gering, das Meer so ruhig wie ein Binnensee.

Lange sass ich ruhig hier oben und träumte. Ich machte in Gedanken eine Fahrt über das grosse Wasser. Ich gelangte hinüber nach Japan und China, und weiter ging die Reise, bis ich die grossen indischen Inseln erreichte. Als ich so hinausblickte über das unendliche Meer, bekam ich Lust, das Dampfboot nach San Franzisco zu nehmen, um von dort das grosse Wasser zu durchqueren. Die kleinen Wellen spielten lustig an den aus dem Meer auftauchenden Felsen und um die im Westen liegenden beiden kleinen Inselchen. Südlich von meinem Standpunkt erhebt sich aus dem Meer nochmals eine Felseninsel, die von meinem Vorgebirge durch einen schmalen Wasserarm getrennt ist. In der Nähe erheben sich aus der grossen Ebene einige Hügel, und im fernen Osten erblicke ich die blaue Sierra, die mir ein letztes Lebewohl zuwinkt. Dort oben hatten wir den glänzenden Schimmer des Stillen Oceans zum ersten Male gesehen.

Ich stieg wieder zu der Stadt hinunter, und durch die reinlichen, gepflasterten Strassen gelangte ich zum Hotel zurück. Mein Bruder war eifrig beschäftigt, die Sättel, die wir nun recht verwünschten, einzupacken. Pfannen, Aexte u. s. w. packten wir in eine Kiste, wussten wir doch nicht, ob wir diese Gegenstände in San Blas nicht nochmals gebrauchen würden. Wir hatten so viel Gepäck, als ob wir Auswanderer gewesen. Wie Kinder unter dem Weihnachtsbaum freuten sich die Mozos über die ihnen geschenkten Gegenstände. Hauptsächlich aber schien ihnen die Mundharmonika meines Bruders zu imponieren.

Um 3 Uhr 30 Minuten hatten wir am Hafen 24° C. Hier herrschte ein sehr reges Leben und Treiben. Die Lastträger, in ihren leichten, weissen, bis über die Mitte der Oberschenkel aufgerollten Hosen und mit entblösstem Oberkörper, trugen die Lasten, Kisten und Säcke, im Meere

watend, vom Land nach den Barken, vermittelst welcher sie dann zum Dampfboot befördert wurden. Auf der Landungsbrücke, an der nur kleine Schiffe anlegen können, waren eine Menge Leute versammelt.

Durch ein kleines Boot liessen wir uns an Bord unseres Dampfers »Carlos Pachecos« bringen. Schon um 4 Uhr waren alle Passagiere an Bord. Wir hatten nun Musse genug, unsere Gefährten sowie das Schiff zu studieren, denn statt um 4 Uhr, lichteten wir erst abends 7 Uhr die Anker. Wir waren auf einem ganz kleinen Küstendampfer von 40 Schritt Länge und 7 Schritt Breite. Oben auf Deck befinden sich einige kleine Kabinen, die aber hell und luftig sind, da die Thüren und Fenster auf das Deck sich öffnen. Drei Schlafstellen befinden sich direkt übereinander, die unterste auf dem Boden. Im ganzen waren wir zwölf Passagiere, und für viel mehr ist das Schiff überhaupt nicht eingerichtet. Der Salon, welcher auch als Ess- und Rauchzimmer benutzt wird, fasst kaum 20 Personen. Wir machten Bekanntschaft mit mehreren sehr artigen und zuvorkommenden mexikanischen Herren, mit welchen wir später noch mehrmals zusammentreffen sollten.

Abends sassen wir lange auf Deck. Um 6 Uhr hatten wir noch 24,5 ° C. Der Blick auf den Hafen, auf Mazatlan und dessen Hügel war bei Sonnenuntergang grossartig. Nach der Abfahrt fing unser Schiff bald an, bedenklich zu schaukeln. Dem Papagei in seinem grossen Käfig machten die Schiffbewegungen grosses Vergnügen. Trotzdem wir Thür und Fenster unserer Kabine nachts offen liessen, konnte ich wegen der Wärme kaum schlafen und war froh, als der Tag anbrach.

Dienstag, 28. November. Morgens 7 Uhr hatten wir 20,5 ° C. Wunderbar beleuchtete morgens früh die Sonne das Meer. Eine herrliche Luft lockte uns früh aus den Kabinen. Das Meer war spiegelglatt. Bei solch angenehmer Temperatur und bei so stiller See verlangt man nicht, an Land zu steigen. Mit Wohlbehagen setzt man sich auf einen Lehnstuhl und steckt eine Zigarre an. Ich versuchte mit einem der mexikanischen Herren ein Gespräch anzuknüpfen. Da er ebenso viel Französisch, wie ich Spanisch verstand, ging die Sache nicht so übel. Dieser Herr, ein mexikanischer Botaniker oder, besser gesagt, Kräutersammler, denn er reiste im Auftrage irgend eines Quacksalbers, wollte erst nach Manzanillo, um von dort nach Guadalajara zu reisen, entschloss sich dann aber, als wir ihm von unserm Projekte erzählten, mit uns nach San Blas zu kommen. Zum Schluss lud mich der Mexikaner ein, ihn in Mexiko zu besuchen, indem dort sein ganzes Haus zu meiner Disposition stehe.

Wie grundverschieden sind doch die Mexikaner von den Amerikanern, viel höflicher, liebenswürdiger und zuvorkommender. Um in den Staaten zu reisen, muss man gut englisch sprechen, so dass man mit einer grossen Frechheit auftreten kann. In Mexiko wird jemand, der nur das not-

San Blas. Unsere Reisegesellschaft.

San Blas.

wendigste Spanisch versteht, leicht und angenehm reisen. Der Mexikaner ist stets bereit, die gewünschte Auskunft zu geben und wird einen noch obendrein für die ihm gemachte Mühe zu einem Schnäpschen oder zu einem Glas Bier einladen.

Zu unserer Linken hatten wir immer die Pacificküste Mexikos in Sicht. Gegen San Blas zu sahen wir wieder die Berge der Sierra, erst eine kleine Hügelkette, dahinter höhere Gebirge, deren eine Gruppe mich lebhaft an den Rigi erinnerte. Ein grosser weisser Felsen erhebt sich auf unserer Linken aus dem Meer, auf dem eine Unzahl von Vögeln nistet.

Gegen 9 Uhr morgens kam San Blas in Sicht, das im Grünen, zwischen Palmen ganz versteckt, daliegt. Nur ein einziges Schiff sehen wir in der Nähe von San Blas — sonst deutet nichts darauf hin, dass wir nahe unserm Ziele sind. Ein grosser felsiger Vorsprung bildet eine kleine Bucht. Einen Hafen besitzt San Blas nicht, und unser Schiff bleibt draussen auf dem Meer, wo es Anker wirft.

Eine Menge Ruderboote umschwärmte gleich Möwen unser Schiff. Die jungen, halb nackten Ruderer kletterten an Bord, und ein jeder suchte etwas zu erhaschen. Es hätten hundert Passagiere aussteigen müssen, um all diesen Lastträgern etwas zu verdienen zu geben, und doch waren wir nur sechs Personen. Die übrigen sechs Passagiere, darunter zwei Damen, sollten nachmittags 3 Uhr weiter fahren nach Manzanillo. Für 2 Pesos wurde die ganze Gesellschaft mit allem Gepäck nach San Blas gebracht. Mit betrübten Gesichtern sah man die meisten der barfüssigen Ruderer zurückkehren. Nur einem war das Glück hold gewesen.

Um 10 Uhr kam unsere Barke an der Landungsbrücke von San Blas an, welche in der meerartig erweiterten Mündung des Rio grande liegt. Der Fluss mündet eigentlich viel weiter landeinwärts ins Meer, und wir befinden uns in einem der hier zahlreichen, kanalartig in das Land eindringenden Meeresarme, deren Ufer, dicht bewaldet, ein prachtvolles Bild der reichsten tropischen Vegetation bieten. Hier lag ein vereinsamtes, kleineres Segelschiff. Der Blick gegen das Land war wunderschön. Man sah fast nichts als Palmen, und zwischen diesen versteckt schauten hie und da die Giebeldächer einzelner Hütten hervor. Der sandige Strand ist schmal, als ob die Natur nur widerwillig den Meereswogen ein Plätzchen gestattete und gern auch dieses noch mit einem grünen Teppich bekleidet hätte. Einige Holzschuppen, zwei Steingebäude der Douane geben zu erkennen, dass San Blas immerhin ein wenig Handel treibt.

Die Jungen am Lande stülpten ihre Hosen auf, und ein jeder suchte, durch das Wasser watend, ein Stück Gepäck zu erreichen, um dasselbe an Land zu bringen und einige Centavos zu verdienen.

San Blas ist ein ganz kleiner, ruhiger Ort und besteht nur aus wenigen Strassen. Die zwischen den Palmen halb versteckten Häuschen

bestehen aus Holz und sind mit Palmenblättern gedeckt. Eine Menge schöner Blumen verbreiten einen balsamischen Wohlgeruch. Ich hatte das Gepäck zu hüten, während mein Bruder forteilte, um Erkundigungen einzuziehen, wie man am besten die Reise nach Guadalajara macht.

In Mazatlan hatte er ein Empfehlungsschreiben an den hiesigen Maultiervermieter, ein altes, kleines Männlein, bekommen. Dieser verlangte 20 Pesos, um uns und das Gepäck nach Tepic zu bringen. In Mexiko muss man handeln können, um nicht kolossal übervorteilt zu werden. Unser Mann zeigte sich aber äusserst hartnäckig, und mein Bruder wollte

In der Zigarrenfabrik.

schon verzweifeln. »Höre, Ernst, mache einmal dem Männlein klar, dass du gar gern das Geforderte bezahlen würdest, dass aber der böse Signor (nämlich ich) unerbittlich ist.« Das half. Der Mexikaner entfernte sich scheinbar entrüstet. »Lass ihn laufen, Ernst, ich bin sicher, dass er wieder zurückkommt.« Und wirklich, es waren keine fünf Minuten vergangen, so stand unser Männlein wieder vor uns und hatte sich eines bessern besonnen. Sicher ist, dass er auch noch bei den 15 Pesos (etwa 40 Francs), die wir ihm bezahlten, ein gutes Geschäft machte.

In der kleinen Zigarrenfabrik, wo die Arbeiter höchst erstaunt waren, Besuch zu bekommen, kauften wir 50 Stück sehr gute Zigarren zu 1 1/2 Peso (4 Francs). Die Arbeiter sassen an langen Tischen. Vor sich

hatten sie einen Haufen Tabak, und gesondert von diesem ein Häuflein Deckblätter. Zuerst suchte der Arbeiter sich ein passendes Deckblatt aus und schnitt dasselbe mit dem Messer zurecht. Sobald das Deckblatt bereit liegt, ist die Zigarre bald gedreht. Mit etwas Kleister wird die Spitze geklebt, dann die Zigarre gemessen und, wenn nötig, verkürzt. An einem Tag macht ein Arbeiter ungefähr 150 Stück Zigarren.

Am Strand waren einige Arbeiter unter Palmenblätterdächern mit dem Ausbessern von Barken beschäftigt. Die vier mexikanischen Herren hatten sich, als sie unsere Reisevorbereitungen gesehen, entschlossen, uns zu Pferd bis Navarette zu begleiten, um dort die Diligence zu besteigen und mit diesem Schauervehikel die Reise nach Guadalajara zu wagen. Im Hotel America, einem kleinen mexikanischen Gasthof, bestellten wir ein Mittagessen und warfen uns in das Reisekostüm. Unsere Kiste mit Pfannen und Aexten etc. brauchten wir nicht mehr und hielten daher unter freiem Himmel eine Versteigerung ab.

Vom Hofe unseres Hotels stieg man auf einer hölzernen Treppe zu einer Galerie hinauf, gegen welche sich sämtliche Hotelzimmer öffneten. Auf dieser Laube mit Aussicht auf den Hof und die daselbst wachsenden Palmen nahmen wir unser Mittagsmahl ein, das aus Eiern, harten Beefsteaks, Geflügel und Frijoles bestand. Hier wie in den kleinsten mexikanischen Dörfchen bekommt man für 20 bis 25 Centavos ein drei Deziliter-Fläschchen mexikanisches, vorzügliches Bier. Man gewöhnt sich rasch daran, dass meistens das Bier sehr warm ist. Nur in den Städten wird es auf Eis gekühlt. Das amerikanische, sowie das deutsche Bier, beides sehr teure Artikel, sind fast ganz durch das einheimische verdrängt worden. Auch Wein kann man in den kleinsten Ortschaften bekommen, meist Médoc oder spanischen Wein für 75 Centavos bis 1 Peso die Flasche. Meist ist der Wein ganz gut.

Wir hatten uns an den grossen Tisch auf der offenen Laube gesetzt. Die Wirtin, eine lebhafte Mexikanerin, bediente uns und beförderte die Speisen in einer einfachen Kiste, welche als Aufzug diente, aus dem Hof zu uns herauf. Nach der Mahlzeit wird mittags und abends in jedem mexikanischen Hotel eine Tasse schwarzen Kaffees serviert. Nach dem Essen offerierte einer der Herren der Frau Wirtin eine Zigarette, die diese dankend annahm und sofort in Brand steckte. Man gewöhnt sich in Mexiko sehr rasch daran, dass Frauen und Mädchen zuweilen eine Zigarette rauchen. Zierlich halten sie die kleinen Dinger und blasen die Rauchwölkchen in die Luft, oft hübsche Ringe bildend. Zigarren rauchende Weiber haben wir oft auf den Strassen getroffen. Die gut situierte Mexikanerin raucht nur zu Hause und nur Zigaretten.

DREIZEHNTES KAPITEL.

Von San Blas nach Tepic.

In den Tropen — Wunderbarer Blick auf das Meer — Auf der Höhe angelangt — Navarette — Ein Punsch wird gebraut — Ein Blockhaus — Das Unterkunftshaus — Ein Volksfest — Der altertümliche Postwagen — Mein Pferd brennt durch — Kleine Restaurants — Billige Lebensmittel — Adobehütten — Ankunft in Tepic — In der goldenen Kugel — Plaza — Unsere Reisebegleiter — Wir mieten andere Reittiere.

Um 2 Uhr 15 Minuten setzte sich die Kavalkade, bestehend aus acht Tieren, in Bewegung. Ich ritt einen alten Schimmel und konnte mit Leichtigkeit die übrigen Reiter, welche auf langsamen Mulas sassen, überholen. Das Gepäck unserer Begleiter war einem Mula aufgebürdet und kam mit uns, während das unsrige am Abend uns einholen sollte. Ich liess nicht gern das Gepäck zurück, musste aber der Notwendigkeit weichen, da es an einem Lasttier fehlte.

Bei prächtigem Sonnenschein ritten wir auf steinigem, bald sandigem Weg zwischen grünen Feldern oder durch grünes Gebüsch nach Osten hin gegen die blauen Gebirge der Sierra. Um 2 Uhr 40 Minuten gelangten wir zu einem breiten Fluss oder, richtiger gesagt, zu einem der vielen, weit in das Land eindringenden, schmalen Meeresarme. Auf einer Fähre wurden Reiter und Tiere an das andere Ufer gebracht. Da keine merkliche Strömung in dem Wasser besteht, mussten die Fährleute das Boot durch Ziehen an einem Seil langsam fortbewegen. Von Kaimans und Krokodilen sahen wir leider nichts, obwohl deren hier viele vorkommen sollen.

Wir waren nun mitten in den Tropen. Die Ufer des Kanals sind dicht bewaldet, und die gewaltigen Baumäste hängen weit in das Wasser hinaus. Zu beiden Seiten unseres steinigen Weges hatten wir Lorbeeren, Akazien, Palmen und undurchdringliches Gebüsch, zum Teil gebildet von kleinen Palmenarten. Ohne Axt wäre ein Fortkommen durch dieses Dickicht ein Ding der Unmöglichkeit. Zuweilen sieht man an lichteren Stellen einige Meerwassertümpel. Die tropischen Bäume spendeten uns einen

erquickenden Schatten. Nur selten verlor sich ein Sonnenstrahl durch das dichte Laub bis zu uns hernieder. Auf einem der Meeresarme in einem Boot in diese Urwälder einzudringen, muss wunderbar schön sein, und wir hatten nicht übel Lust, wieder umzukehren. Unser Weg begann zu steigen. Ein schönes Bild folgte dem andern, und auch unsere Begleiter waren entzückt über den kolossalen Reichtum der Vegetation.

Um 3 Uhr 15 Minuten trafen wir mitten im Wald auf einem kleinen freien Platz ein Dörfchen, bestehend aus wenigen Hütten. Die Seitenwände dieser Wohnungen bestanden aus senkrecht in den Boden gerammten Palmenpfählen, die Giebeldächer aus mehrfach übereinander gelegten Palmenblättern. Hier konnte man für einige Centavos ein Gläschen Tequila sowie Orangen kaufen. Je höher wir nun stiegen, je schöner und grossartiger wurde das Bild. Von dem Weg aus hatten wir zuweilen einen wunderbaren Blick zurück, zwischen den Palmen hindurch, auf das in der Sonne glitzernde Meer, dem wir ein letztes Lebewohl zuriefen. Durch kleine Bodenvertiefungen reitend, wo der Vordermann nach wenigen Schritten unter den tief herabhängenden Aesten dem Auge entschwand, gelangten wir durch immer wechselnde Scenerien um 5 Uhr zu einem grösseren Dorf, ganz gleich gebaut wie das vorige, aber aus etwa 50 Hütten bestehend.

Eine unheimliche Menge Hunde stürzte wie wütend aus jedem Winkel hervor. Ein Peitschenhieb, und die kläffende Meute nahm den Schwanz zwischen die Beine und machte sich eiligst aus dem Staube. Eine Unmasse Schweine trafen wir auf der Dorfstrasse. Unser Mozo trieb seine Mula de carga nicht vor sich her, sondern führte sie an einem Larzo hinter sich. So kamen wir sehr rasch vorwärts und ritten oft längere Strecken im Trab.

Wir sind auf der Höhe angelangt und müssen nun wieder in die Ebene hinunter steigen. Gegen Osten zu liegt tief unter uns das flache Land. Jenseits desselben sieht man die Berge in einen rötlichen Duft gehüllt. Langsam ritten wir abwärts und kamen zu einem Hochplateau, wo wir auf staubigem Wege wieder längere Zeit traben konnten. Zu unserer Linken haben wir ein dichtes Gebüsch mit einer Unmasse von verschiedenen Blüten, die einen geradezu betäubenden Wohlgeruch ausströmen. Auch Vanille fehlt hier nicht. Rechts war die Ebene von einem lichten Palmenhain bedeckt, der bis gegen das die Ebene begrenzende blaue, fast schwarze Gebirge reichte. In der weiten Ferne erblickten wir allmählich die rötlich gefärbten Berge, und gegen 6 Uhr abends war der Zauber gewichen, nur die herrliche balsamische Luft erinnerte an die verschwundene Pracht.

Durch düsteren Wald ritten wir nun steil abwärts. Die Tiere mussten selbst den Weg suchen, denn der Reiter sah nichts mehr. In der Ebene unten glücklich angekommen, überschritten wir einen Bach. Wir mussten dicht hinter einander reiten, um uns nicht in der Finsternis zu verlieren.

Bei stockfinsterer Nacht langten wir um dreiviertel auf sieben am Ziele des heutigen Tages, in Navarette, an.

Während die Mexikanerinnen unseres Absteigequartiers — Hotel kann man diese Bretterbude unmöglich nennen — in der Küche fleissig arbeiteten, um uns ein Nachtessen vorsetzen zu können, traten unsere Begleiter in einen kleinen Spezereiladen. Hier wurden Zucker, Tequila und sonst noch eine Flasche Schnaps, ferner einige Citronen gekauft. Ein Punsch sollte gebraut werden, doch unsere Wirtsleute hatten an ihrem Herd keinen Platz mehr für solchen Tand und sandten uns in ein befreundetes Nachbarhaus.

Hier traten wir in ein grosses Gemach, das einzige des Raumes. Das Haus ist aus rohen Holzbalken zusammengefügt und besitzt einen hübschen Dachstuhl. In der einen Ecke des Gemaches befand sich ein lebendes Reh, das uns verwundert mit seinen grossen Augen ansah und aufstand, wohl, um die späten Gäste zu begrüssen. An der einen Wand standen zwei einfache, auf je zwei Holzböcken ruhende Betten. An den übrigen Wänden hing die ganze Garderobe der Hausbewohner. Der Papagei fehlte natürlich auch nicht, und wir hatten hier das Bild eines amerikanischen Blockhauses, wie man es so oft in amerikanischen Erzählungen geschildert findet. Unsere Mexikanerfreunde hatten Mühe, der Bewohnerin klar zu machen, wie sie das Gemisch zu bereiten habe; aber das Getränk, dem noch eine Menge Zimmet zugefügt worden, wurde besser, als man beim Einkauf der Ingredienzien hätte erwarten sollen.

Unser Unterkunftshaus hat zu ebener Erde ein kolossales Vordach, auf Pfosten gestützt, das aussieht wie eine kleine Festhütte. Hier wurde an einem langen, mit einem weissen Tuch bedeckten Tisch zu Nacht gegessen; die Hühner und Frijoles waren sehr schmackhaft zubereitet.

Allmählich hatte sich die ganze Dorfjugend versammelt. Die Mädchen kamen in weisser Balltoilette. Die jungen Männer blieben ausserhalb unserer Festhütte und traten erst ein, als die Handharmonika zu spielen begann. Sie erschienen in ihren besten weissen Hosen. Zu Ehren unserer Gesellschaft wurde nun ein wahres Volksfest gefeiert, und Tänzer und Tänzerinnen thaten sich gütlich an dem ihnen offerierten Punsch. Der Tanz war sehr verschieden von unsern Tänzen. Die Tanzenden schritten und rutschten mehr auf dem Boden, als dass sie tanzten. Auch hielten sie sich nicht umschlungen, sondern berührten sich kaum, und der Tänzer liess von Zeit zu Zeit seine Dame frei, um nach einigen Schritten wieder mit ihr zusammenzutreffen.

Um 10 Uhr begleiteten wir die vier mexikanischen Herren zur Post. Es waren noch einige Reisende da; und nur mit Mühe gelang es, alle in dem altertümlichen Vehikel unterzubringen. Der Kutscher schwang sich auf den hohen Bock. Vier Mexikaner trieben mit langen Peitschen die sechs Mulas an, und jetzt rasselte und schwankte der Wagen davon.

»Wir können zufrieden sein, dass wir uns nicht auch noch in dieses alte Möbel verpacken lassen mussten«, sagte Ernst. »Vor acht Jahren habe ich in Algier solche Postfahrten gemacht — ich schaudere jetzt noch bei dem blossen Gedanken —, und da habe ich mir geschworen, mein Leben lang, wenn irgend möglich, die Post zu meiden. Im Vergleich zu diesem Karren sind aber die algerischen wahre Salonwagen.«

Wir zogen uns in unser Schlafgemach zurück, einen grossen Raum, wo vier Brettergestelle zu unserer Auswahl standen. Zum Glück hatten wir noch unsere Decken bei uns, denn ohne diese wäre von Schlafen keine Rede gewesen. Vor dem Hause spielte noch die Musik, und wir sahen durch die Lücken der Wand, wie sich der Tanzplatz allmählich leerte.

Mittwoch, 29. November. Am Abend war es in unserm Schlafgemach recht warm gewesen, aber gegen Morgen fingen wir an zu frieren. 5 1/4 Uhr waren wir bereits auf. Unsere Wirtin zeigte sich noch im Negligée, um den wohlverdienten Obulus in Empfang zu nehmen. Unser Gepäck war gestern Abend spät angekommen und wurde wieder auf einen Esel gebunden. Ein 15jähriger Junge diente als Eseltreiber. Um 5 3/4 Uhr waren wir zum Aufbruch bereit. In einer der Dorfhütten bekamen wir noch eine Tasse schwarzen Kaffees. Um halb 6 Uhr hatten wir nur 10,5° C. Eben fing der junge Tag an zu grauen. Wir ritten auf der Poststrasse aufwärts.

Während wir in Navarette gefroren, hatten wir hier oben um halb 7 Uhr schon 17° C. Als ich von meinem Schimmel herunter stieg, zerriss der Zaum, und das Pferd jagte den Berg hinunter wieder gegen Navarette zu. Im Galopp wurde es von dem maultierberittenen Mozo verfolgt. Bald verschwand die wilde Jagd unsern Blicken. Wenn sie nur nicht wieder den ganzen Weg zurücklegen muss! Eher als wir gehofft, kam unser Mozo mit dem Schimmel zurück.

Die tropische Vegetation, die wir gestern so sehr bewundert, war leider verschwunden, nur selten sah man noch einmal eine Palme, aber der Blick hinunter in die Ebene war sehr hübsch. Wir ritten durch mehrere kleine Ortschaften. Die primitiven Holz- und Strohhütten sehen inmitten der grünen Bäume recht malerisch aus. Neben den Wohnungen befindet sich meist eine Einzäunung für das Vieh. Unter den Vordächern steht ein primitiver Kochherd und man hört schon von weitem das Klatschen der Tortilla bereitenden Frauen.

Mehrmals kehrten wir bei einer dieser Hütten ein. Auf einem weiss gedeckten Tischchen befanden sich Orangen, frisches süsses Gebäck, eine Flasche Tequila mit einigen Gläschen, dann einige Teller oder Schüsselchen mit süssem Reisbrei gefüllt. Das Ganze sah recht appetitlich aus. Wir sollten also, obwohl wir keinen Proviant mit uns führten, doch nicht verhungern. Schon um 8 Uhr nahmen wir das zweite Frühstück ein, das

erste war auch zu karg gewesen. Wir liessen uns von all den Herrlichkeiten auf die Reittiere reichen.

Es ist gut, wenn der Reisende in den abgelegenen Gegenden Mexikos nicht zu viele Ansprüche macht, sondern sich mit den verschiedenen Süssigkeiten begnügt, denn die Fleischspeisen, die er da bekommt, sind so hart, dass sie kaum geniessbar. Mit lauter Stimme ruft ein Mexikaner durch die Strassen. Er trägt einen grossen, flachen, mit einem weissen Tuch gedeckten Korb auf dem Kopfe und hat frische, noch warme Brötchen zu verkaufen. Bei uns wird man nicht einmal in einer Stadt so gut mit frischem Gebäck versorgt, wie hier in einem kleinen Dörfchen von kaum dreissig Hütten. Meinem Bruder gefallen diese kleinen Strassenrestaurants ausgezeichnet, und schon um 11 Uhr entdecke ich ihn wieder, lebhaft mit der jungen Wirtin gestikulierend.

Es ist sehr schwierig, all die kleinen Ausgaben zu berichtigen. Die Verkäufer behaupten immer, kein Kleingeld zu besitzen, und man sollte eine Menge Kupferstücke mit sich führen. Wir waren gezwungen, bei unserm Mozo ein Darlehen von Kleingeld aufzunehmen.

An Maisfeldern und herrlich grünen Zuckerpflanzungen ritten wir vorbei und kamen immer wieder zu neuen Dörfchen, die oft aus 50 Hütten bestanden. Hier waren die Strassen von einer Menge Schweine und ihren Ferkeln belebt. Hühner führten ihre kleinen Küchlein spazieren, und all diese Tiere finden Nahrung genug. Die kleinen, zwischen den Gebüschen halb versteckten Hütten besitzen oft ein hübsches Gärtchen, wo die verschiedenfarbigsten Blumen blühen und ihren Wohlgeruch weit verbreiten. Nähende Frauen und Mädchen, letztere oft in rosenfarbigen Kleidchen, sitzen vor den Häusern auf dem Boden.

Wir begegneten einem auf der Reise begriffenen Ehepaar. Die Frau sass auf einem Esel, der Mann ging nebenher. Schon mehrmals waren uns Leute mit einem langen Messer bewaffnet begegnet; auch diese Alte auf dem Esel trug eine solche Mordwaffe. Ernst fragte sie, wozu sie das gewaltige Messer gebrauche. »Dieses Messer dient uns als Axt, und wir machen damit das Holz klein.« Aber plötzlich verfinsterten sich ihre Gesichtszüge. Sie hob das Messer in die Luft und zeigte mit nicht misszuverstehender Geberde, dass im Notfall das Instrument auch als Verteidigungswaffe nicht zu verachten wäre.

In den Dörfern trafen wir wenig Männer. Diese arbeiten meist auf den Ranchos, den grossen Plantagen, und verdienen pro Tag ca. 3 Reales, also etwa 85 Centimes. Die Lebensmittel sind aber auch in dieser Gegend sehr billig, und für Mais wird nur etwa halb so viel bezahlt wie in Torreon. Wir trafen mehrere Karawanen, aus 50—70 Mulas bestehend; alle trugen Ballen auf dem Rücken, welche Zucker enthielten. Die Landschaft wurde öder, aber von Zeit zu Zeit hatten wir wieder einen hübschen Blick auf

das höhere Gebirge im Südosten, und die blauen, meist kahlen Bergformen hoben sich scharf ab von den grünen Zuckerplantagen und den Maisfeldern. Zuweilen erblickte man am Fusse eines Hügels auch eine grüne Wiese, wo Vieh weidete. Die Strasse führte uns bald etwas bergan, dann wieder in Vertiefungen hinunter. Hier wurde die Vegetation, den Bächen entlang, auf einmal wieder viel mannigfaltiger. Prächtige grosse Bäume, die unser Führer für wilde Feigen ausgab, spendeten uns den ersehnten Schatten.

Je mehr wir uns Tepic näherten, desto häufiger wurden wieder die grauen Adobehütten. Unter dem auf der Nordseite befindlichen, von Adobesäulen getragenen Vordach sass die ganze mexikanische Familie, damit beschäftigt, sich gegenseitig das Ungeziefer aus den Haaren zu suchen. In den Dörfern findet man wieder regelmässige Strassen, wo ein Häuschen an das andere gebaut ist. Pittoresk sahen die verfallenen, im Grünen versteckten Mauern aus. Der Himmel zeigte, wie immer, sein schönstes Blau. Maultierkarawanen, mit Tequilafässchen beladen, zogen an uns vorbei. Esel trugen in Taschen auf beiden Seiten je zwei gewaltige Wasserkrüge.

Für 1 Centavo kauften wir drei Orangen, doch habe ich in Mexiko nie die süssen, saftigen Orangen gesehen, welche man in Spanien findet. Sie waren meist säuerlich und viel derber.

Ich galoppierte mit meinem Schimmel, sobald der Weg eben und sandig wurde, voraus. Ernst trieb sein Maultier zu einem respektabeln Trab an, so dass auch der Mozo in rascherer Gangart folgen musste. Der arme Kerl trug, um einige Centavos zu verdienen, während der ganzen Reise ein Köfferchen vor sich auf dem Sattel, das einem der mit der Post voraus gereisten Herren gehörte.

Um halb 12 Uhr erblickten wir in der Ferne die Kirche von Tepic mit ihren beiden schlanken Türmen. Im Osten der Stadt erhebt sich ein schöner Berg, im Norden liegen einige kleinere Hügel. Tepic liegt auf einer weiten Ebene, auf welcher man grüne Mais- und Zuckerfelder sieht. Viele Bäume haben ihr Laub verloren, andere aber wieder stehen im grünen Blätterschmuck da. Die Stadt ist viel bedeutender als San Blas und mag vielleicht etwa 6000 Einwohner zählen. Sie besteht aus weissen, aneinander gebauten, in regelmässigen Vierecken stehenden, einstöckigen Gebäuden. Die Strassen sind gepflastert und recht sauber.

Um 12 Uhr 45 Min. langten wir in der »Goldenen Kugel«, in der »Fonda de la Bola de oro«, an. Hier gefiel es uns sofort recht gut. Man gelangt zuerst in den grünen, von dem Gebäude eingeschlossenen Hof. Hier stiegen wir von den Pferden, gaben die Zügel dem Mozo und erstiegen auf einer Treppe die um den ganzen Hof führende Galerie, nach welcher sich die Gastzimmer sowie der Speisesaal öffnen. Unser Zimmer glich einem Tanzsaal und führte auf eine nach Norden gelegene Veranda, von wo aus man gerade vor sich auf die Plaza und die Kathedrale sieht.

Zuerst wurde nun ein Bad genommen. Unter diesem glücklichen Himmelstrich braucht man hierzu auch Ende November das Wasser nicht zu wärmen. Der dienstfertige Zimmerkellner, ein hemdärmeliger Mexikaner, fragte mich irgend etwas, das ich nicht verstehen konnte, weshalb er auch eine unrichtige Antwort erhielt. Kopfschüttelnd kam er zu meinem Bruder und drückte ihm sein Beileid über den schwerhörigen Herrn aus. Daran nur zu denken, dass mein Spanisch auf schwachen Füssen stände, kam ihm gar nicht in den Sinn.

Die Plaza vor unserm Zimmer ist mit Orangenbäumen, die voll grüngelber Früchte hängen, mit Palmen und künstlich zugestutzten, kugelförmigen Bäumen bepflanzt. Auf den gepflasterten Wegen spazieren die Schönen der Stadt.

Aussicht vom Hotel auf die Plaza von Tepic.

Bei Tische trafen wir unsere vier Mexikaner wieder. Erst um halb 7 Uhr morgens waren sie halb tot angekommen. Geschlafen hatten sie in dem Postwagen nicht und deshalb das Versäumte im Hotel nachgeholt. Aber noch jetzt klagten sie über Schmerzen in allen Gliedern. Wir sechs waren die einzigen Gäste des Hotels und fühlten uns daher recht behaglich.

Ernst verhandelte nun mit einem Mexikaner wegen Reittieren nach Guadalajara, und wir wurden zu 35 Pesos handelseinig. Der Mann verlangte 50 Pesos. Gegen unsere Gewohnheit zahlten wir schon vor der Abreise die ganze Summe aus. Die Post kostet von Tepic nach Guadalajara 16 Pesos, und wir hätten eigentlich unser Gepäck der Diligence mitgeben können. Wir hätten dann kein Lasttier gebraucht und wären viel unabhängiger gewesen. Dieser gute Einfall kam uns leider zu spät.

Nachmittags gingen wir von einem Magazin der Stadt in das andere. Wir wollten Sporen kaufen. Obwohl nun jeder Mexikaner wenigstens ein Paar dieser altväterisch geformten Dinger besitzt, konnten wir doch in ganz Tepic keine auftreiben, trotzdem man in all diesen Magazinen alles mögliche und unmögliche neben einander aufgestapelt findet.

Für 1 1/2 Peso erstand mein Bruder ein Paar rote mexikanische Schuhe, in denen man sich so leicht wie in Pantoffeln fühlt.

3 1/2 Uhr = 21 ° C., 8 Uhr 15 Min. abends = 13,5 ° C.

VIERZEHNTES KAPITEL.

—

Von Tepic nach Los Planos.

Unsere Reittiere — Das mexikanische Mütterlein — Karawanen — Ochsenwagen — Mexikanische Infanterie — Magueipflanzungen — Hacienda Leones — Mexikanische Poststrassen — Abendbeleuchtung — Chapalilla — Ein frugales Mahl — Im Hofe eines Rancho — Der Colima — Mexikanische Dulces — Isatlan — Mexikanisches Hotel — Wir erwarten umsonst den Mozo, reiten ohne denselben weiter — Ein gefährlicher Ritt — Ankunft in Los Planos — Im Refugio.

Donnerstag, 30. November. Wir hatten im Hotel Auftrag gegeben uns morgens 5 Uhr zu wecken, aber wie überall, so auch hier, erschien der erwartete Mozo nicht. Als wir in den Hof hinunterkamen war noch kein Mensch zu sehen, und es wurde halb 7 Uhr, bis wir fortreiten konnten. Unsere Karawane bestand diesmal aus vier Pferden. Die beiden Kofferchen waren einem spindeldürren, miserabel aussehenden Klepper aufgeladen. Obwohl die ganze Last keine 20 kg wog, drohte doch das arme Tier jeden Moment zusammenzubrechen und konnte kaum Schritt halten. An den drei übrigen Pferden fanden wir im ersten Moment nichts auszusetzen. Ernst ritt ein kleines hübsches Pferd, das der Unternehmer gestern Abend noch für 25 Pesos gekauft hatte. Unser Führer hatte seinen Schimmel, wie er uns später mitteilte, für 6 Pesos, also etwa 15 Frcs., vor sechs Monaten gekauft. Dieses Tier hatte allerdings den kleinen Fehler, stockblind zu sein.

Am Morgen früh froren wir tüchtig. Wir hatten um halb 7 Uhr nur $+7^{0}$ C. und hüllten uns daher in die roten Decken. Während unser Führer noch Abschied von Frau und Kindern nahm, frühstückten Ernst und ich in einer kleinen Fonda, wo wir Kaffee und Eier bekommen konnten.

Ein lustiges mexikanisches Mütterlein mit ihrem Sohn, Bekannte unseres Führers, schlossen sich uns an. Die Frau war von Zapotlan zu

Pferd hierher gekommen und hatte die achttägige ermüdende Reise unternommen, um ihren Sohn zu besuchen. Dieser gab nun wieder seiner Mutter das Geleite.

Vor uns hatten wir eine breite, ebene, sandige Strasse, eine Art Sandwüste. Zur Linken erhob sich ein Berg, dessen Spitze eine steile Pyramide bildete und den wir schon gestern im Osten von Tepic gesehen, der heute in seiner Form auffallend dem Stockhorn glich. Ueber die Bäche, die wir zu überschreiten hatten, führten solide steinerne Brücken. Auf Schritt und Tritt konnte man bemerken, dass wir jetzt eine viel zivilisiertere und kultiviertere Gegend bereisten, als früher. Links und

Ochsenwagen.

rechts von der Strasse lagen einige Lagunen, und Ernst versuchte wieder das Waidmannsglück, aber leider ohne besseres Resultat als früher. Scheue Enten waren in Menge vorhanden, aber wer hätte auch aus dem kalten Wasser die erlegten Tiere herausholen mögen.

Die uns begegnenden Karawanen wurden immer grösser und zählten 100 und mehr Maultiere, die bald mit Tequilafässchen, bald mit Mehlsäcken oder Kisten beladen waren, in welchen Petroleumkannen verpackt waren, die von Guadalajara aus nach der ganzen Umgebung versandt werden. Plötzlich sehen wir einen Wald oder, besser gesagt, ein Maisfeld auf der Strasse uns entgegenkommen. Kleine Esel waren mit kolossalen Maisgarben so beladen, dass man buchstäblich von den Tieren kaum mehr etwas sah.

Nur mit Mühe kamen wir an diesen Zügen vorbei, und kaum hatten wir sie glücklich passiert, so zeigte sich eine grosse Herde Ochsen, prächtige Tiere, mit mehreren Fuss langen Hörnern, vorwärts getrieben durch lassoschwingende Reiter. Die Strasse lag wieder frei vor uns, aber in weiteren 5 Minuten begegneten uns vier- und sechsspännige, zweirädrige, schwer beladene Ochsenwagen. Diese Wagen sind höchst originell und in gleicher Gestalt jedenfalls schon viele Jahrhunderte in Gebrauch. Die Räder sehen aus wie Mühlsteine, sie haben keine Speichen, keine eisernen Reifen, sondern bestehen aus massivem Holz. Die Ochsen ziehen unter dem Joch. In keinem Rancho dieser Gegend fehlen solche Wagen.

An alledem war aber noch nicht genug, auch mexikanische Infanterie kam uns entgegen. Diese Soldaten sahen wenig Zutrauen erweckend aus. Sie trugen Mantakleider, denen man kaum mehr ansehen konnte, dass sie einmal weiss gewesen. Fast keiner hatte ganze Hosen. Risse fielen nicht einmal besonders auf, aber bei den meisten fehlten ganze Stücke in den Beinkleidern. Die Offiziere waren beritten und machten einen besseren Eindruck. Die Soldaten tragen einen hohen Tschako, den sie hier mit einem weissem Tuch umbunden hatten, um von den Sonnenstrahlen weniger belästigt zu werden. Der Sold beträgt 15 Centavos pro Tag, wovon sich die Leute selbst beköstigen müssen. Die Regimenter bestehen zum grossen Teil aus Freiwilligen, dann aber auch aus Sträflingen, die hier ihre Zeit abdienen. Die Gewehre hatten sie meistens auf den Tornister geschnallt.

Auf den Feldern lag der Mais in grossen Haufen aufgeschichtet. Bei den Haciendeu wurde gedroschen und lagen grosse Haufen Stroh an der Sonne zum Trocknen. Die weissen Wirtschaftsgebäude waren von einigen grünen Bäumen und hübschen Zucker- und Bananenfeldern umgeben.

Von der kahlen Ebene und den steinigen Hügeln gelangen wir immer wieder zu grünen, von kleinen Bächen durchzogenen Bodenvertiefungen. Vor uns taucht ein grüner Hügel, urplötzlich aus der Ebene ansteigend, auf. Das Stockhorn nahm fremdartige, unkenntliche Formen an, je mehr wir an demselben vorbeirückten. Die Kakteen traten wieder in grösserer Formenmannigfaltigkeit auf.

Ernst und ich waren im Galopp vorausgeritten, an Magueipflanzungen (die ähnlich der Aloe aussehen) vorbei, und kamen um 12 Uhr zu der Hacienda Leones. Hier machten wir Rast. In der neben der Kirche gelegenen mexikanischen Fonda nahmen wir unter der luftigen Vorhalle unser Mittagsmahl, bestehend aus Suppe, Eiern, Frijoles und Huhn, ein. Auf der Strasse befand sich der vorsündflutliche Postwagen, der sich eben zur Abfahrt nach Tepic rüstete.

Um 1 Uhr 50 Min. sassen wir wieder im Sattel und ritten dem Mozo, welcher sich in der Gesellschaft des alten Mütterleins und ihres Sohnes

sehr wohl fühlte, voraus. Die Temperatur war höchst angenehm, abends 5 Uhr hatten wir noch 16°. Die Strasse war miserabel, zuweilen gepflastert, aber wie! Das holprigste Walliserpflaster ist im Vergleich zu diesem ein Tanzboden. Zum Teil sind die Steine ganz weggerissen und tiefe Löcher und Rinnen vorhanden. Wenn der Postkasten über diese Absätze, Löcher und Vertiefungen kollert, da muss der Reisende tüchtig gerüttelt und geschüttelt werden. Für den Unterhalt der Strassen giebt die mexikanische Regierung sicherlich wenig aus, und wie mag es da erst während der Regenzeit aussehen. Die Lasten werden daher auch fast immer per Maultier befördert, und nur der Mensch wird in einem Wagen verpackt. Wenn man bei uns ein Tier so beförderte, würde man sofort wegen Tierquälerei vor die Schranken des Gerichts geladen werden.

Ueber welliges Terrain führte die Strasse. Kein Baum, kein Strauch zeigte sich mehr, nur hier und da etwas dürres Gras. In der Ferne erblickten wir gegen Osten hin ein bewaldetes Gebirge. Die übrigen Höhenzüge waren kahl. Um halb 4 Uhr tauchte die Strasse zu unserm grossen Vergnügen in einen schönen Wald. Das Landschaftsbild hatte sich urplötzlich vollständig geändert. Unter dunkelgrünen Bergeichen und zwischen mächtigen Tannen hindurch führte uns der Weg auf eine Anhöhe. Die Strasse war oft mehrere Fuss tief in den roten Boden eingeschnitten, und dieses dunkle Rot hob sich prächtig ab von dem Dunkelgrün des Waldes. Nachdem wir ein Wässerchen durchschritten und im Zickzack einen Bergsattel erreicht hatten, trafen wir einige Hütten, wo wir uns eine Limonade bereiten liessen.

Die Aussicht hier oben war zauberhaft. Ein wunderbares Gemälde entrollte sich vor unsern Augen. Im fernen Osten, getrennt von uns durch unzählige Hügelketten, lag die blauschwarze Sierra. Gerade vor uns, etwas zur Rechten, erhob sich ein freistehender Berg, dessen Fuss schon in tiefem Schatten lag, während seine obere Hälfte in einem violettroten, funkelnden Feuerdunst verschwand. Solche Minuten lassen uns die Mühen von Tagen vergessen. Nun glühten auch die entfernten Berge in rosigem Licht, und das Bild änderte sich von Minute zu Minute. Wir hatten während des Rittes Musse, all die Pracht zu bewundern.

Die Strasse führte an einem tiefen Abgrund vorbei und war hier mit einer Schutzmauer versehen. Im Thale unten zu unserer Rechten floss ein murmelnder Bach zwischen den Bergriesen. Allmählich nahmen die Lichter auf all den Höhen ab und wurden schwächer und schwächer, und schliesslich traten wieder die scharfen Bergkonturen hervor. Ueber den dunkeln Gebirgen glühte noch lange der gelbliche, gegen Osten hin violette Horizont.

Auf schlechter Strasse ritten wir wieder thalabwärts und gelangten auf eine mit dürrem Gras versehene Ebene. Schon von weitem sahen wir die vielen Lichter von Chapalilla, einem mitten zwischen Bäumen gele-

genen Dörfchen. Gegen Abend trafen wir viele Leute auf der Strasse. Mann und Frau liessen sich oft von demselben Maultier tragen. Zwei oder gar drei Knaben sassen auf einem kleinen Esel und nahmen dessen ganzen Rücken ein. Sie trugen zudem noch ein gackerndes Huhn auf dem Schoss; ein echt mexikanisches Bild. Mitten auf dem Weg lag ein totes Maultier. Unser Mütterchen fiel vor Schreck fast vom Pferde. Ernst drückte ihr mit so überschwenglichen Worten sein Beileid aus, dass der Sohn die Mutter halten musste, sonst wäre sie diesmal sicher vor Lachen auf die Erde geglitten.

Um 6 Uhr 50 Min. ritten wir in das Dörfchen ein. Zu beiden Seiten der Strasse sieht man durch das Grün vor den Häuschen Kienfackeln leuchten. Hier unter dem Vordach, dort im Innern der Hütte, durch deren Wände man bequem beobachten konnte, was im Innern vorging, brannte ein Feuer und waren die Leute mit Kochen beschäftigt. Rinder und Schweine ruhen oft unter dem gleichen Dach, wie ihre Besitzer. Alles ist ruhig. Ein wohlthuender Friede ist über das ganze Dorf ausgebreitet. Unser Mozo kam uns nun wieder zu statten. Er verschaffte uns Unterkunft in einem winzigen, aus Zement aufgeführten Hüttchen, das nur aus einem kleinen Zimmer bestand. Durch die dünnen Wände konnten wir die Pferde fressen hören. Das einzige Möbel in dem Gemach war der übliche Bettschragen, einige über Holzböcke gelegte Bretter. Während ich mir einige Notizen machte, streckte sich Ernst auf einer Decke aus, und ich musste ihn wecken, als um halb 9 Uhr endlich der Mozo unser Nachtessen brachte, das aus einem Teller Erbswurstsuppe, die wir glücklicherweise noch bei uns gehabt, aus Frijoles und einem ungeniessbaren Kaffee bestand. Zum Glück entdeckte Ernst noch ein Stückchen Wurst in seinem Köfferchen. Die schönen Zeiten, wo wir mit einem Leibkoch reisten, waren vorbei.

Um 9 Uhr abends hatten wir nur noch 12,5° C. Bei einem benachbarten Spezereihändler kauften wir ein Fläschchen Rotwein und Zigarren, die schlechtesten, die wir je in Mexiko geraucht. Der gewöhnlichere Mexikaner raucht hauptsächlich Zigaretten, die auch sehr billig sind, oder Zigarren, die unsern Bouts ähneln, aber weniger gut schmecken. Unsere mexikanischen Begleiter schliefen natürlich auf dem Boden, sie sind es nicht anders gewöhnt und hätten nicht gern noch einige Centavo geopfert für ein Bett. Zum Glück hatten wir wenigstens noch vier Decken bei uns.

Freitag, 1. Dezember. Unsere Hütte hatte uns gut vor der Kälte geschützt, und wir waren erstaunt, draussen nur eine Temperatur von 7,5° C. zu finden. In unsere Decken gut eingehüllt, ritten wir um 6 Uhr morgens ohne Frühstück fort. Da wir schon gestern Abend keine solide Grundlage hatten legen können, verlangte unser Magen gebieterisch nach Nahrung. Ernst und ich blieben ein wenig hinter unsern Reisegefährten zurück und kauften

bei den ersten Hütten, die wir trafen, einige Tortillas, die wir warm, aber trocken verzehrten. Später kamen wir zu einem grossen Rancho mit einer alten, halb verfallenen Kirche. Unter dem Vordach einer der Hütten setzten wir uns an ein kleines Tischchen, das sogar mit einem weissen Tafeltuch versehen war. Hier bekamen wir einen ganz miserablen Kaffee, aber doch frische Milch und noch warmes Gebäck.

In dem grossen Hofe des Ranchos ging es sehr lebhaft zu. Eine Unzahl von Ochsen, bereits unter das Joch gespannt, harrten auf den Beginn der Arbeit. Maultiere, je zwei und zwei aneinander gebunden, liefen umher. Maissäcke wurden auf die Speicher hinauf befördert, indem ein Reiter auf einem Maultier über den Hof sprengte und so an dem über eine Rolle laufenden Tau den Sack nach oben zog. Hunde, Schweine, Hühner fehlten in diesem bunten Durcheinander natürlich auch nicht. An dem nächsten Bächlein gestatteten wir den Pferden einen Morgentrunk.

Wir holten bald unsern Führer wieder ein und ritten nun voraus. Die Strasse führte uns über manches kleine Wässerchen, und diesem entlang war alles grün, selbst Orangenbäume sah man hier und da. Sonst aber trafen wir diesen Morgen wenig Vegetation. Oft hatten wir grosse Strecken weit ebenen, sandigen Weg, was wir immer zu einem längeren Galopp benutzten, wodurch wir unsern Reisebegleitern weit voraus kamen. Dann wurde die Strasse wieder steinig und holperig.

Zu unserer Linken erhob sich ein kahler, ansehnlicher Berg mit kolossalen Trümmermassen, die wie Moränen aussahen. Von weitem glitzerte der Berg gar eigentümlich in der Sonne, doch als wir näher kamen, sahen wir, dass Tausende von Rauchwölkchen zwischen der Lava aufstiegen. Wir hatten den noch immer thätigen Vulkan Colima vor uns. Einige uns begegnende Mexikaner fragten wir, was der Rauch da oben zu bedeuten habe, und sie erklärten, als ob sie dessen absolut sicher wären, dass alte Magueipflanzungen niedergebrannt würden. Solche Auskunft kann man bekommen! Anno 1871 soll der imposante Berg gewaltig gespeit haben, ebenso noch vor fünf Jahren, so dass die Post längere Zeit nicht mehr fahren konnte, weil die Strasse von Lava verschüttet war.

Weiter führte uns der Weg durch mit gelben Blumen übersäte Felder, dann durch dürre Maisfelder und wieder durch grosse Strecken ohne jegliche Vegetation, wo höchstens einige Kakteen gediehen. Im gestreckten Galopp ging es weiter. Vor den Hütten, die wir trafen, wurden oft auf weissen Tischchen Zitronen, Orangen und mexikanische Dulces feilgeboten, und wir kauften von diesen Herrlichkeiten. Die Dulces erinnern an die Süssigkeiten, die bei uns auf Jahrmärkten feilgeboten werden, nur sind sie meist etwas frischer. Man gewöhnt sich leicht an andere Lebens verhältnisse, und bei der Kost, welche wir auf dieser Reise genossen, schmeckten uns diese Leckereien, die uns an die Kindheit erinnerten, herrlich.

In dem kleinen Dorfe Marquesando machten wir um halb 10 Uhr einen kleinen Halt, aber da unsere Reisebegleiter nach 10 Minuten nicht erschienen, setzten wir die Reise fort. Verirren konnten wir uns nicht. Es gab nur eine Strasse und keine Kreuzwege. Vor uns stieg aus der Ebene ein grüner, geriffter Hügel auf, dann sahen wir wieder längere Zeit nichts, als einige traurige Kakteen. Wir überholten eine Menge Karawanen und Reisende, unter andern einen Mexikaner mit seinem kaum fünfjährigen Töchterlein, welches sein Pferd schon recht geschickt zu lenken verstand. Ein schrecklicher Südostwind hatte sich erhoben und trieb einem den scharfen Sand in Gesicht und Augen. Ich musste meinen grossen mexikanischen Filzhut immer fester in die Stirn drücken und ihn schliesslich halten, damit er mir nicht weggefegt wurde. Mochte die Vegetation noch so kümmerlich sein, immer wieder schön und erhaben war der Blick auf die Berge.

Um 12 Uhr passierten wir wieder ein Dörfchen. Hier gedachten wir erst auf den Mozo und das Gepäck zu warten, doch fanden wir keine Fonda, um uns erfrischen zu können. Wir hatten am Morgen verabredet in Isatlan Mittagsrast zu machen. Da wir wussten, dass uns in Isatlan ein Hotel winkte, liessen wir uns verleiten, weiter zu reiten und kamen um 12 Uhr 50 Min. in der Stadt an. Im »Mezon de Buen Viaje«, das erste an der Hauptstrasse gelegene Haus, stellten wir die Pferde ein und liessen ihnen Futter reichen. Das Mezon ist eine Stallung, wo der Reisende hauptsächlich für die Reittiere Unterkunft findet. Zu Fuss suchten wir dann das mexikanische Hotel »Central« auf. Es war recht heiss geworden; um 2 Uhr 45 Min. zeigte das Thermometer noch 25,5° C. Nur mit Mühe gelang es uns, all den Strassenstaub abzuwaschen. Erfrischt setzten wir uns behaglich in dem kühlen Esssaal nieder und liessen uns das Mittagessen herrlich schmecken.

In all den kleinen mexikanischen Hotels, die fast immer von Frauen bewirtschaftet werden, haben wir durchschnittlich weit besser gegessen und wurden aufmerksamer bedient, als in den grösseren Gasthöfen. Der französische Rotwein, der uns vorgesetzt wurde, war recht gut.

In Isatlan haben wir keine Europäer gefunden. Wir traten in einige Geschäftslokale, um Zigarren zu kaufen, aber überall sahen wir nur Mexikaner. Ein Europäer würde sich wohl hier in der mexikanischen Gesellschaft zu einsam fühlen. Die fast eine halbe Stunde lange Hauptstrasse, auf welche man gelangt, nachdem man auf einer steinernen Brücke ein Bächlein übersetzt, besteht aus aneinander gebauten kleinen einstöckigen, das heisst Parterrewohnungen, Adobehäuschen, blau oder weiss getüncht, mit flachen Dächern. In den regelmässigen Nebenstrassen sieht man die grauen Adobegebäude. Auch diese Stadt ist nach amerikanischer Manier in regelmässigen Blocks gebaut. Die gepflasterten Strassen sehen recht reinlich aus. Vor der grossen Kirche liegt die mit Orangenbäumen bewachsene

Plaza -- schöne grosse Bäume, die wir schon längs der Hauptstrasse bewundert hatten. Von der Höhe aus gesehen, liegt Isatlan prächtig im Grünen zwischen den Bäumen und macht den Eindruck einer Oase. Ringsum sieht man Gebirge, das aber nur an wenigen Stellen mit niederem Gebüsch bewachsen ist.

Wir hatten mit Musse unser Mittagessen verzehrt und kehrten nun zum Mezon zurück. Von unserm Mozo war aber noch nichts zu sehen. Das kam uns recht eigentümlich vor, denn obwohl wir morgens zeitweise etwas scharf geritten, hätten unsere Reisebegleiter längst hier sein können. Sie kamen in ihrem kurzen Zotteltrab weit schneller vorwärts als ein Fussgänger. Möglich war es, dass unsere Gefährten Isatlan passiert hatten, während wir uns im Hotel gütlich gethan, aber wahrscheinlich war es nicht, denn diese Leute wissen einen sonst überall ausfindig zu machen. Was thun? Am Morgen hatte uns der Führer gesagt, wir würden in Los Planos übernachten. Das Unglück schien uns kleiner, wenn wir der Karawane voraus waren, als wenn dieselbe eventuell auf uns warten müsste.

So ritten wir denn um halb 5 Uhr vom Mezon weg. Trafen wir unsere Begleiter auch in Los Planos nicht, dann waren wir wenigstens absolut sicher, dass wir sie hinter uns hatten. Man sagte uns, es seien noch 3—4 Stunden bis Los Planos. Andere wieder behaupteten, es sei unmöglich, noch heute Abend bis dorthin zu gelangen, der Weg sei so schlecht, dass kein Fussgänger, geschweige denn ein Pferd ihn nachts passieren könne.

Die Strasse stieg, nachdem wir Isatlan verlassen, steil aufwärts. Sie war leider steinig, meist gepflastert, was in der Regenzeit angenehmer sein mag als jetzt. Wir konnten nur wenig traben, denn der kurze Trab auf der schlechten Strasse that weh und ermüdete die Pferde viel zu sehr. Die Gegend war erst eintönig, dann aber genossen wir wieder einen prachtvollen Sonnenuntergang, welcher die Berge in die leuchtendsten Farben tauchte. Die Strasse führte wieder etwas bergab und wir gelangten zu schönen Zuckerrohrpflanzungen. Um 6 Uhr hatten wir immer noch 15° C. Es wurde dunkler und über uns wölbte sich der grossartige, funkelnde Sternenhimmel.

Wir erhielten jetzt die wenig erfreuliche Auskunft, dass der Weg durch die Barancas (Schlucht) hinunter in so schlechtem Zustande sich befinde, dass, wollten wir das tolle Wagnis unternehmen, wir nicht vor Sonnenaufgang Los Planos erreichen könnten. Andere waren barmherziger und erlaubten uns, in drei bis vier Stunden das Ziel zu erreichen. Unsere Pferde hatten nicht mehr den richtigen Lebensmut und fingen an, langsamer zu gehen.

Von 7 Uhr an ging es nun auf wirklich halsbrecherischem Weg in die Tiefe hinunter. Wir hatten leider keinen Mondschein. Die Nacht war

dunkel, und wären wir nun noch gar in den Wald gekommen — was wir stets befürchten mussten — so wäre uns nichts anderes übrig geblieben, als unter freiem Himmel zu übernachten; wahrlich kein verlockender Gedanke auf diesem felsigen Wege, wo man nur wenige Schritte fehl zu gehen brauchte, um Bekanntschaft mit den gähnenden Abgründen zu machen.

In Zickzackwindungen ging es abwärts. Ernsts Pferd wollte nicht mehr vorwärts, zurück konnten wir nicht, und hier Halt machen konnten wir auch nicht. Ernst musste deshalb zu Fuss gehen und sein Reittier führen. Ich hörte ihn hinter mir fortwährend mit allen möglichen spanischen Liebkosungen das Tier zum Vorwärtsgehen antreiben. Ich blieb auf meinem Pferde sitzen, trotzdem ich vom Wege nichts sehen konnte. Aber das Tier glaubte jedenfalls, die Liebkosungen gelten ihm, denn es schritt wacker und sicher vorwärts und rutschte mit bewunderungswürdiger Sicherheit mehrmals über Steinplatten hinunter, ohne zu stolpern.

Ich muss gestehen, es war kein behagliches Gefühl, mich so absolut dem Tiere anvertrauen zu müssen, doch wusste ich aus Erfahrung, dass man einem mexikanischen Maultier oder Bergpferd sehr viel zumuten darf, hauptsächlich des Nachts. Das Tier merkt instinktiv, dass es auf sich selbst angewiesen ist und lässt deshalb seine Aufmerksamkeit durch nichts von der Beobachtung des Weges ablenken. Auch scheint es bei Nacht deutlicher sehen zu können als der Mensch. Tief unten in der Schlucht sah man Licht zwischen Bäumen durchschimmern. Mein Pferd stand oft lange still, schaute aufmerksam auf den Weg, als ob es nachsinne, wo nun noch eine Möglichkeit vorhanden sei, weiter zu kommen. Ich klopfte dem wackeren Tiere auf den Hals und es rutschte wieder, indem es sich fast ganz auf das Hinterteil niederliess, über eine Steinplatte hinunter. An mehreren Stellen hatten wir auf der einen Seite des Weges die senkrecht ansteigende Felswand, auf der andern den fürchterlichen Abgrund. Am unheimlichsten aber war es bei den Windungen des Weges. Ein kalter Schauer überrieselte meinen Rücken, denn mein Pferd stand haarscharf vor dem Abgrund; noch einen Schritt — und Mann und Pferd waren verloren. Dem guten Tier war aber glücklicherweise das Leben noch nicht verleidet, und darum kehrte es scharf um. Bald darauf stand es wieder still, ich gab ihm einen leichten Schenkeldruck; das nützte nichts. Ich konnte nichts sehen, mochte aber auch das Rösslein nicht durch zu starke Aufmunterung zu einem tollen Streich verleiten. Es blieb mir nichts weiter übrig, als behutsam abzusteigen. Ich tastete mit den Händen umher, setzte mich auf den Boden nieder, hielt mich fest und suchte mit den Füssen einen neuen soliden Standpunkt. Nun zog ich das Pferd nach. Dicht vor uns sahen wir durch das Gebüsch hindurch einige Lichter. Wir hofften, unser Ziel erreicht zu haben, kamen aber nur zu wenigen elenden Hütten, wo

wir nicht bleiben wollten und konnten. Doch nicht lange, so erblickten wir in der Tiefe andere Lichter. Wir konnten uns keinen Begriff machen, wie weit wir noch von ihnen entfernt waren. Sobald wir aber in ihre Nähe kamen, wurde der Weg besser. Wir setzten uns wieder auf unsere Reittiere und hielten um 9 Uhr 15 Minuten unsern denkwürdigen Einzug in Los Planos.

Wir werden diesen abenteuerlichen Ritt nie vergessen und waren froh, heil und unversehrt am Ziele angelangt zu sein. Im Refugio kehrten wir ein und liessen unsern wackeren Tieren eine besonders grosse Portion Futter vorsetzen. Natürlich waren unsere Mitreisenden hier nicht angekommen. Wir wussten nun, dass sie hinter uns zurückgeblieben waren, denn es wäre für das Mütterlein sowohl als auch für den blinden Gaul ein Ding der Unmöglichkeit gewesen, hier bei Nacht herunter zu kommen. Die Postreisenden müssen auf dieser Strecke natürlich die Post verlassen und werden per Maultier weiter befördert.

Wir erhielten ein Zimmer mit den bekannten zwei Bretterbetten als einziges Mobiliar. Vor der Küche, unter der um den Hof herum führenden Halle, setzten wir uns an die Tafel und bekamen etwas Kaffee, Eier und Bohnen. Hier lagen überall Mexikaner, in ihre Sarapes gehüllt, auf dem nackten Erdboden und schliefen. Um halb 10 Uhr hatten wir 14,5° C. Zum Glück hatten wir unsere Decken bei uns. Die Pferde und Maultiere laufen nachts, gleichviel ob es warm oder kalt ist, ohne Decken im Hofe herum, und das eintönige Geräusch der fressenden Pferde lullte uns in den Schlaf.

Die Wirtsleute wollten es uns nicht glauben, dass wir bei Nacht die Barancas hinunter geritten und heute schon von Chapalilla herkämen. Wir hatten allerdings zwölf Stunden im Sattel gesessen und waren oft scharf geritten. Die Leute gaben uns die Distanzen in Leguas (à 4 km) folgendermassen an: Tepic bis Chapalilla 16 Leguas, Chapalilla bis Los Planos 23 Leguas, Los Planos bis Tequila 16 Leguas, Tequila bis Guadalajara 21 Leguas. Diese Berechnung stimmt aber sicher nicht. Die ganze Strecke von Tepic bis Guadalajara beträgt gewiss nicht mehr als 200 Kilometer.

FÜNFZEHNTES KAPITEL.

Von Los Planos nach Guadalajara.

Kriegsrat — Los Planos — Ankunft unseres Mozos — Gute Ausreden — Erzmühle — Die Theewirtschaft in La Venta de Muchitilde — Die Uhr des Mexikaners — Bekleidung der Kinder — Laguna de San Magdalena — Schokolade — Der Sattel der Lasttiere — Magueipflanzungen — Tequila — Jahrmarkt — Konflikt mit der Polizei — Ein erfrischendes Bad — Vino de Mesqual-Fabrik — Plantagenarbeiter — Amatitlan — Der blinde Schimmel — Aranat — Träume — La Venta de astiero — Erfolglose Entenjagd.

Sonntag, 2. Dezember. Heute hatten wir mit dem Aufstehen nicht zu eilen, da wir doch auf den Mozo warten mussten. Am Morgen weckten uns die Sonnenstrahlen, die aber nicht etwa zum Fenster hereinschienen, denn solche giebt es überhaupt nicht, sondern durch die Lucken im Dach ihren Weg gefunden hatten. Wir froren, denn auch die Kälte der Nacht hatten die schadhaften Stellen des Daches nicht ausgesperrt.

Es war bereits 7 Uhr, als wir uns von unserm harten Lager erhoben. Mit Mühe konnten wir eine Schüssel Wasser auftreiben, um uns zu waschen. Unsern Wirtsleuten schien das ein grosser Luxus zu sein. Endlich hatten wir auch ein Stückchen Seife und einen Fetzen Manta zum Abtrocknen erobert. Wir hielten Kriegsrat und beschlossen, bis 12 Uhr hier zu warten, dann aber, falls das Gepäck nicht anlangen sollte, die Reise nach Guadalajara auf eigene Faust fortzusetzen. Die Strasse konnte man unmöglich verfehlen.

Wir gingen zum Ortsvorsteher, trugen demselben unsere Angelegenheit vor und erkundigten uns nach der Polizei. Polizei kennt man in diesen kleinen mexikanischen Dörfern nicht. Es war weiter gar nichts zu thun, als abzuwarten. In Guadalajara konnten wir im schlimmsten Falle die nötigen Schritte thun, um wieder zu unserm Gepäck zu kommen. Wir hatten immerhin die beiden Pferde, und es war anzunehmen, dass diese unserm Mozo mehr wert sein würden, als die arg von der Reise mitgenommenen Köfferchen. Einstweilen liessen wir uns die Huevos fritos (ge-

backene Eier), Tortillas, das süssliche frische Gebäck, sowie den Kaffee mit Milch herrlich schmecken.

Nach dem Frühstück interessierte es uns sehr, unser Dörfchen zu besichtigen. Dasselbe liegt in einer Thalsohle am Fusse eines steilen Bergabhanges, am Ausgang einer tief eingeschnittenen Schlucht. Die kleinen Häuschen sind aneinander gebaut und bilden eine lange Dorfstrasse. Das Ganze hat so recht den Typus eines Bergdörfchens. Ausser unserer Fonda ist noch eine zweite im Dorfe vorhanden, ebenso primitiv wie die unsrige, aber doch ein Zeichen, dass hier viele Reisende durchkommen. In der Umgebung des Dorfes sieht man etwas Vegetation. Die Berge sind mit niederem Gebüsch bewachsen, aus welchem hier und da ein grüner Baum herausschaut. Nach verschiedenen Richtungen erblickt man mehrere hellgrüne Zuckerpflanzungen. Wir bekamen den Eindruck, dass der Abstieg durch die Schlucht, der auch all denen, die ihn bei Tage unternehmen, wegen des scheusslichen Weges in Erinnerung bleibt, bei Nacht, beim Sternenhimmel weit grossartiger und schöner ist, als bei Tag.

Wir durften uns nicht weit entfernen, um ja nicht den Mozo zu verfehlen, falls er kommen sollte. Ernst entlehnte sich bei dem Ortsvorsteher eines seiner drei Bücher. Ich erhielt von dem gleichen Manne Tinte und kaufte mir Papier. Wir setzten uns an den Esstisch, öffneten den Laden und hatten einen freien Ausblick auf die gepflasterte Dorfstrasse, wo nun niemand passieren konnte, ohne von uns gesehen zu werden. Wir hatten uns einige Citronen und Zucker gekauft und stillten unsern Durst mit selbstbereiteter Limonade.

Um 10 Uhr hörten wir Sporengeklirr auf der Strasse, das musste unser Mozo sein, denn so ungeheure Sporen wie der, trug kein anderer, und er fürchtete auch fast, darob von seinen Kameraden ausgelacht zu werden. Die Räder hatten einen Durchmesser von mindestens 10 cm. Seine gewöhnlichen Sporen hatte er nämlich Ernst geliehen. Richtig, da kam, grinsend vor Vergnügen, unser Mozo, gefolgt von seinen mexikanischen Reisebegleitern, auf uns zu. Wir waren sehr froh, wieder unser Gepäck zu besitzen, und der Mozo gab mit so treuherzigem Gesicht, als ob er selbst alles glaube, was er sagte, die handgreiflichsten Unwahrheiten zum besten, dass wir uns zufrieden geben mussten; hatte doch der Mexikaner das Mütterchen mit ihrem Sohne als Zeugen, die ihm tapfer beim Lügen sekundierten. Er erzählte uns, dass sie in dem letzten Dorfe vor Isatlan einen kaum zweistündigen Halt gemacht, da dies für die Tiere absolut notwendig gewesen. In Isatlan seien sie etwa um 3 Uhr angekommen. Als er hörte, dass wir von dort erst um halb 5 Uhr fortgeritten, korrigierte er mit der vollkommensten Kaltblütigkeit, dann sei es eben halb 5 Uhr gewesen. In Isatlan hätten sie erfahren, dass wir soeben fortgeritten seien, und uns gerade noch oben auf dem Berge erblickt. Dass ich zufällig dort

oben gehalten und mit dem Glas die Strasse genau inspiciert hatte, wusste er nicht. In dem Dörfchen über der Schlucht hätten sie Halt gemacht, da sie bei der Dunkelheit nicht gewagt hätten, hinabzusteigen. (Das wäre allerdings von dem Mozo, der den Weg kannte und ein blindes Pferd ritt, geradezu verrückt gewesen.) Heute Morgen wären sie um 5 Uhr aufgebrochen (!) und hätten bis hier hinunter fünf Stunden gebraucht, während wir mit müden Tieren bei dunkelster Nacht diese Strecke in drei Stunden zurückgelegt hatten. Uns blieb nichts anderes übrig, als zu lachen und für die schön ausgedachte Erzählung bestens zu danken. Die Wahrheit haben wir nie erfahren. Sicher ist, dass unsere Reisebegleiter die Reise sehr gemütlich genommen, da niemand da war, der sie vorwärts trieb.

Um 10 Uhr 50 Min. verliessen wir Los Planos. Ernsts Pferd hatte einen bösen Satteldruck. Bei uns hätte man ein solches Tier einige Tage stehen lassen und ihm Umschläge gemacht, aber hier werden die Tiere nicht geschont, und wenn man einmal zusieht, wie den Lasttieren einer Karawane das Gepäck abgenommen wird, so wird man nur selten ein Tier finden, das nicht irgendwo eine Beule oder eine Wunde hat.

Unser Führer behauptete, wir würden, ohne Halt zu machen bis abends weiterreiten, um das Versäumte nachzuholen. Unter dem blauen südlichen Himmel führte unser Weg einem Bache entlang, und wir genossen öfters den Schatten von immergrünen Bäumen. Noch einmal warfen wir einen Blick auf Los Planos de barancas zurück, dann verschwand das hübsche Bergdorf hinter einem Hügel. Eine Menge Orangenbäume wachsen in dieser Gegend. An hübschen Hainen von palmenartigen Bäumen, die unter ihrer kleinen Fächerkrone kokosnussartige, braune Früchte tragen, ritten wir vorbei. Es sind dies die Papayos, deren Frucht viel gegessen wird. Ueberdies gedeihen hier eine Menge Bananen, die in ganz Mexiko, sowie in den Staaten sehr beliebt sind. Zwischen Bananen hindurch erreichte unser Blick zur Linken, etwa 20 m unter uns, in einer grünen, hübschen Schlucht ein Wässerchen, das ein einsames Mühlenrad trieb. Hier wird das Erz, das in den Minen der Umgebung gewonnen, gemahlen. Zwischen den Bananen und Papayos blühen kahle Bäume, deren weissliche Blüten uns an Magnolien erinnerten. Oft sieht man auch einen kahlen Baum, dessen rote Rinde in papierdünnen Fetzen vom Stamm und von den Aesten herabhängt. Wenn in der Abendsonne das Licht rötlich durch diese feine Rinde durchschimmert, so glaubt man, in Flammen stehende Bäume vor sich zu haben, ein wunderbarer Anblick.

Die Sonne schien heiss auf uns herab, aber wir hatten immer neue Scenerien zu bewundern und konnten häufig wieder in den Schatten der prächtigen Bäume tauchen. Eine Karawane nach der andern zog an uns vorbei, beladen mit grossrandigen mexikanischen Strohhütten oder mit kleinen Sieben. Jetzt erblickten wir zur Rechten des Weges recht

malerische Felspartien, dann ging es zu einem Fluss hinunter, durch welchen unsere Tiere mit sichtlichem Wohlbehagen wateten. Auf der andern Seite kletterten wir im kühlen Schatten eines herrlichen Wäldchens im Zickzack aufwärts und hatten da wieder eine schöne Aussicht auf das Gebirge. Einige Berge sind ganz kahl, und ihr rötlicher Boden bildet einen malerischen Kontrast mit ihren dunkel bewaldeten Brüdern. Fern im Nordwesten und Südosten erheben sich die hohen, blauen Berge der Sierra, meistens sanft ansteigende Berge.

Nun gelangten wir auf eine dürre Hochebene, aber auch hier ist während der Regenzeit alles grün; allerdings muss dann das Reiten, wo die Strasse nicht gepflastert ist, geradezu schrecklich sein. Wir waren wieder auf die Poststrasse gelangt und mussten heute den ganzen Tag Schritt reiten, teils wegen des abscheulichen Strassenpflasters, teils um unsere Tiere zu schonen.

Für uns allerdings war der heutige gleichmässige, langsame Ritt viel ermüdender als der gestrige, und wir gaben daher auch um halb 2 Uhr, als wir La Venta de Muchitilde erreichten, dem Drängen unserer Reisebegleiter, die natürlich bereits vergessen, was sie vor 2 1/2 Stunden gesagt, gern nach und bewilligten einen kurzen Halt. Unser Führer hatte gehofft, wir würden wegen Müdigkeit selbst rasten wollen, und hätte sich dann vergnügt ins Fäustchen gelacht. Ernst und ich kehrten in einer Theewirtschaft, der einzigen Fonda des Ortes, ein. Wir bestellten das Mittagessen, welches aus einer Tasse Suppe, Limonade, einer Tasse Schokolade, Tortillas und Frijoles bestand. Was man doch nicht alles untereinander isst in einem solchen Lande, und wie gar absonderlich da das Menu zusammengestellt ist; aber wir waren mit wenigem zufrieden, hatten uns an diese Kost gewöhnt und befanden uns recht wohl dabei. Unsere Begleiter lagerten unter einem schattenspendenden Baum unten am Bächlein und kauften da von den Eingeborenen ihr frugales Mahl.

Wir mussten den Mozo gehörig aufmuntern, damit wir um 12 Uhr 20 Minuten wieder weiter kamen. Ohne uns hätten die drei Freunde hier im Schatten noch lange mit einander geplaudert. Wir wollten heute noch San Magdalena erreichen. Oft, wenn wir einen Mexikaner frugen, wann wir unser Ziel erreichen könnten, wies er mit der Hand gen Himmel und sprach: »Wenn die Sonne hier steht, werdet Ihr ankommen.« Diese glücklichen Leute haben noch keine Uhren und brauchen auch keine. Sie richten sich ungefähr nach dem Lauf der Sonne, und diese verbirgt sich nicht hinter den Wolken wie bei uns. Am Nachmittag sahen wir fast keine Vegetation mehr, sondern ritten durch hügeliges, kahles Terrain, hatten aber oft einen hübschen Blick auf das Gebirge. Wir hatten einen Berg vor uns, der mich in Form und Grösse sehr an den Weissenstein erinnerte, wie ich denselben so oft vom Oberaargau aus gesehen.

Wir kamen an vielen Hütten vorbei. Hier laufen die kleinen Kinder bis zu zwei oder drei Jahren ganz nackt auf der Strasse umher. Haben sie dieses Alter erreicht, so dient ihnen als einzige Kleidung ein kurzes Hemdchen, das nicht einmal bis zu den Hüften reicht. Erst im Alter von vier bis fünf Jahren werden sie etwas besser gekleidet. Mich wunderte oft, dass die armen kleinen Dinger nicht erfrieren, denn morgens und oft auch abends ist es zuweilen nichts weniger als warm. Auch soll die Kindersterblichkeit in Mexiko eine kolossale sein, und nur die kräftigen und gesunden Kinder wachsen trotz aller Vernachlässigung auf.

Um 5 Uhr abends gelangten wir zu einer Ebene hinunter, an deren Ende, von Bergen umgeben, die Lagune de San Magdalena gelegen ist. Gegen Norden von der Lagune breitet sich eine grosse, öde Ebene aus, während sie nach Süden zu halbmondförmig von Hügeln und blauen Gebirgen eingeschlossen ist. Bei der Abendbeleuchtung hatten wir ein prächtiges, ruhiges Bild vor uns. Um 6 Uhr erschien im Westen der Abendstern. Die sumpfigen, schilfbewachsenen Ufer der Lagune waren herrlich beleuchtet.

Um 7 Uhr endlich gelangten wir, halb eingeschläfert durch den langweiligen Zotteltrab und die monotonen mexikanischen Lieder unserer Begleiter, nach San Magdalena, einem aus aneinander gebauten Häuschen bestehenden Dörfchen. In der Herberge bekamen wir das einzige überhaupt vorhandene Gastzimmer, und auf die Brettergestelle wurden — wir wagten unsern Augen kaum zu trauen — Matrazen gelegt. Als endlich der Mozo noch gar ein Leinentuch brachte, kamen wir aus dem Erstaunen fast nicht mehr heraus. Dafür war denn aber auch das Nachtessen ganz erbärmlich, und wir opferten unsere letzte Büchse kondensierte Milch, um wenigstens den Kaffee geniessen zu können. Wir assen Brötchen und kauften uns Schokolade, denn Fleisch und Frijoles (Bohnen) waren ungeniessbar; selbst der Mozo war ganz unzufrieden.

Wir haben auf unserer mexikanischen Reise sehr viel Schokolade gegessen. Man erhält dieses im Lande selbst fabrizierte Produkt meist in runden Tafeln. Obwohl diese Schokolade lange nicht so gut ist wie die unsrige, sondern sehr roh hergestellt wird — Zucker und Kakao sind kaum gemischt —, ist sie doch viel teurer als bei uns.

Vor unserer Stubenthür schlief ein Mexikaner, der erst gegen 12 Uhr allmählich aufhörte zu husten.

Sonntag, den 3. Dezember. Morgens 6 Uhr 4° C. Unser Führer hatte uns gestern zu überreden versucht, wir möchten doch nicht nach Guadalajara reiten, sondern, da seit kurzer Zeit die Bahn weiter ins Innere gehe diese Endstation erreichen, was in viel kürzerer Zeit möglich sei. Unsere Reisebegleiter wollten nämlich diese Tour machen, und der Mozo wollte nicht gern die Gesellschaft verlieren. Ernst hätte nachgegeben,

ich liess mich aber nicht erbitten, weil ich es praktischer fand, direkt nach Guadalajara zu reiten, als mit unsern Sätteln und dem Gepäck auf der Bahn uns herumzuschlagen. Zudem verkehrt auf dieser Bahn täglich nur ein Zug, und wir hatten keinen Fahrplan. Was vorauszusehen war, geschah: das Mütterlein mit ihrem Sohn wollte den Mozo nicht verlassen und folgte uns, statt hier abzuschwenken, nach Guadalajara.

Ausserhalb des Dorfes führte unsere Strasse sofort bergauf und wir hatten noch einmal einen hübschen Blick auf die Lagune, deren Entenreichtum Ernsts Jagdlust rege machte. Ich kannte nun aber zur Genüge die Entenjagd und sah auch das Ende dieser voraus. Im besten Fall schwammen einige getroffene Enten tot in der Lagune, aber niemand war da, um sie zu holen.

Wir trafen grosse Karawanen, mit leeren Tequilafässern beladen, an. Die Maultiere tragen hier nicht, wie bei uns, ihre Lasten auf Holzsätteln, sondern auf grossen, gut gefütterten Lederpolstern, welche durch einen breiten Lederriemen nach hinten befestigt sind. In den grossen Karawanen befinden sich mehrere berittene Mozos, welche von Zeit zu Zeit die Lasten fester schnallen. Zu diesem Zweck werden den Maultieren stets mit einem Riemen, den jeder Treiber bei sich hat und der im übrigen als Peitsche dient, die Augen verbunden. Dann bleibt das Tier ruhig stehen.

Die Mexikaner sehen durchgehends in ihren weissen Kleidern recht sauber aus. Von Vegetation bekamen wir heute recht wenig zu sehen. Von Zeit zu Zeit kamen wir an grossen Magueipflanzungen, der hauptsächlichsten Kulturpflanze dieser Gegend, vorbei. Abends sahen diese blaugrünen aloeartigen Pflanzen recht hübsch aus. Hier und hauptsächlich in der Stadt Tequila wird sehr viel Tequila oder, wie man auch sagt, Vino de Mesqual, fabriziert. Es ist dies ein wasserheller Schnaps, der, wenn nicht von der allerfeinsten Sorte, einen mir widrigen Geschmack hat, sonst aber dem Zwetschgenwasser ähnelt. Nur ist er lange nicht so stark, sondern enthält nur 21% Alkohol und wird daher in Gläsern von etwa einem Deziliter Inhalt für wenige Centavos ausgeschenkt.

Wir ritten an langen Bergrücken vorbei und spielten unsern Begleitern etwas auf der Mundharmonika vor, was diesen sichtlich gefiel, denn der Mexikaner wollte mir sofort das Instrument abkaufen. Die Karawanen müssen in dieser Gegend ihr Holz auf den Maultieren mitschleppen. Hier können sie es nicht mehr, wie in der Sierra, am Wege auflesen. Erst um halb 9 Uhr wurde es so warm, dass wir die Decken ablegen konnten, über die wir morgens früh fast immer recht froh waren. Gegen Mittag wurde es sogar heiss. Um 10 Uhr dachten wir zurück nach Basel, dort ist es bereits dunkel und sie haben schon 5 Uhr abends. Unser Bruder in Sumatra schläft, dort ist es bereits 12 Uhr nachts, oder beginnt schon der 4. Dezember. Wir sind also die spätesten und am meisten zurück im Tag.

Um 10 Uhr sahen wir die Stadt Tequila zu unsern Füssen liegen. Ueber Felsblöcke, in Windungen führte die Poststrasse steil abwärts. Wahrlich, wer an dieser Stelle im Postwagen sitzen bleibt, der hat keine Nerven. Tequila liegt wunderhübsch da unten, umgeben von prächtigen grünen Gärten. Bei jeder Krümmung der Strasse kam durch das Laubwerk hindurch wieder ein anderer Teil der Stadt zum Vorschein. Um halb 11 Uhr erreichten wir die ersten Häuser. Die eintürmige Kirche (der zweite Turm ist unvollendet geblieben) ist schon von weitem sichtbar. Das Städtchen hat nichts eigentümliches, sondern gleicht den übrigen mexikanischen Orten. Das erste grössere Gebäude, das wir trafen, war eine Vino de Mesqual-Fabrik. In einem Mezon wurden die Pferde untergebracht.

Wir telegraphierten nach Torreon an Simon L., damit er uns eventuell in Guadalajara treffen könne. In einem Häuschen nahe der Kirche, in einer Seitenstrasse, bestellten wir unser Mittagessen. Das kleine Restaurant war uns auf der Post empfohlen worden. Von dem Turm der Kirche herab wurde mit Böllern geschossen. Es ist eben Sonntag. Eine Menge Jahrmarktsbuden sind auf der Plaza dicht bei der Kirche aufgeschlagen. In diesen, mit Manta gegen die Sonne geschützten, Hütten, wird alles mögliche zum Verkauf ausgeboten. Vor einer Garküche hocken die Mexikaner am Boden und lassen sich die Frijoles oder das Fleisch gut schmecken. Statt der Gabel und Löffel bedienen sie sich der Tortillas, mit denen sie eine Art kleiner Schüsselchen bilden, und schliesslich wird der Löffel samt den Speisen verzehrt. Ueberall wird eine Menge Dulces verkauft, und diese Verkäufer, die Stück für Stück um ein Centavo losschlagen, scheinen nicht das schlechteste Geschäft zu machen.

Auf der Plaza, die hauptsächlich mit Orangenbäumen bepflanzt ist, wurde Ernst plötzlich vom Militärposten angerufen und in die Kaserne geführt. Mit lautem Kommandoruf, den man über die ganze Plaza hören konnte, wurde das Gewehr vor uns präsentiert, als wären wir mindestens Generale, obgleich wir mehr wie Banditen aussahen. Ernst war der Schuldige. Wir trugen beide einen Revolver, ich ein wahres Monstrum von einer Waffe mit einem gefüllten Patronengurt von sehr respektablem Gewicht. Aber Ernst trug die Waffe ganz offen, ich versteckt. In der Stadt war nun, jedenfalls wegen des Festes, das Waffentragen streng verboten. Ernst wurde nach einer kurzen Erklärung wieder in Freiheit gesetzt mit dem Bemerken, er müsse seine Waffe gut unter den Kleidern verstecken, damit sie niemand sehen könne. Nochmals wurde das Gewehr präsentiert und wir befanden uns wieder auf der Plaza, wo wir ordentlich über das Intermezzo lachten.

Vor allem hatten wir nun ein grosses Bedürfnis nach einem kühlenden Bad. Zu diesem Zweck brachte uns ein Mexikaner ganz an das Ende der Stadt. Hier traten wir durch eine halb verfallene Mauer in einen

wundervollen Garten. Unter grossen, dicht stehenden Bananen und unter dem Schatten grosser Bäume wanderten wir durch ein Labyrinth von Wegen an das Ende dieses parkartigen Grundstücks. Hier fliesst ein kleines Bächlein, dessen klares Wasser in zwei Zementbassins gesammelt wird. Jedes Bassin ist von einem Adobegemäuer umgeben, über welches die Baumäste herabhängen. Um 12 Uhr zeigte das Wasser + 22,5 ° C. Das Bad erfrischte uns wunderbar und wir fühlten uns wieder aus wilden in zivilisierte Menschen verwandelt.

Bei der alten Mexikanerin war inzwischen das Mittagessen fertig geworden und wir konnten uns an einen hübsch gedeckten Tisch setzen. Das Mittagessen, bestehend aus Fleisch, Huhn, Bohnen, Kaffee und Dulces, kostete für beide zusammen 1 Peso. In den kleinen Restaurants bekommt man meist nur Bier. Wein ist nicht vorrätig, aber gegen Entrichtung eines Peso erhielten wir bald eine gute Flasche Rotwein. Etwas verspätet, erst um 1 Uhr, kamen wir in das Mezon zurück.

Wir liessen den Mozo vorausreiten, während wir noch eine Vino de Mesqual-Fabrik besichtigten. Der Wurzelstock der Magueipflanze wird erst gedämpft und schmeckt ganz süss, dann wird er in grosse Behälter gebracht, wo er gährt, und dann wird destilliert. Ein Fass vom feinsten Tequila zu 65 Liter kostet hier 19 Pesos.

Um 1 Uhr 20 Minuten ritten Ernst und ich im Galopp von Tequila fort und hatten unsere Begleiter bald eingeholt. Auf staubiger Strasse, auf einer öden Hochebene ritten wir wiederum unsern Leuten ein wenig voraus. Die Berge sehen hier sehr eigentümlich aus, wie abgeschnitten, weil man nur ihren oberen Teil sehen kann. Die wellige Ebene entrückt den Fuss der Gebirge unsern Blicken. Bei einer Hacienda suchten wir etwas Zucker zu kaufen, um Limonade zu bereiten. Citronen führten wir bei uns. Die Leute behaupteten aber, keinen Zucker zu besitzen, und wir mussten uns daher mit dem Wasser, das uns eine Frau in einem irdenen Geschirr reichte, begnügen. Die Arbeiter auf den Plantagen leben sehr ärmlich, verdienen auch nur gerade so viel, als sie zum Leben gebrauchen, und sind meist dem Gutsherrn noch schuldig.

Ernst hatte heute das blessierte Pferd an den Mozo, einen kleinen, leichten Burschen, abgetreten und ritt den blinden Schimmel. Ich machte später auch noch einen Versuch mit diesem Untier, vermochte aber kaum mit den andern Schritt zu halten und begriff nicht, wie Ernst es sogar in Galopp versetzen konnte. Ich bekam jetzt erst einen richtigen Begriff von seiner Reitkunst. Er ist eben zu Pferd ein ganzer Mexikaner.

Um 4 Uhr gelangten wir zu dem malerisch gelegenen Dorf Amatitlan. Um in das Dörfchen zu gelangen, ritten wir erst etwas abwärts und überschritten ein Bächlein mit grünen Ufern. Die Häuser liegen ganz im Grünen. Die Plaza ist mit Orangenbäumen bepflanzt, unter welchen eine Unzahl von Ver-

käufern ihre Orangen und sonstigen, mir oft ganz unbekannten Südfrüchte anbietet. Eine grosse Kirche erhebt sich gerade bei der Plaza. Wir ritten die steile, schlecht gepflasterte Dorfstrasse aufwärts und erreichten nach 20 Minuten eine Anhöhe. Unter uns lagen nun die Häuser zwischen Bäumen, rings umgeben von Höhenzügen — ein idyllisches Plätzchen. — Bei angenehmer Temperatur ritten wir auf der ebenen Strasse weiter. Um 5 Uhr tauchten vor uns eigentümlich geriffte Bergspitzen auf. Alle Gebirge waren kahl, ohne Baum und Strauch die ganze Landschaft, soweit wir sehen konnten. Gegen Abend hatten wir zu unserer Rechten wieder höhere Berge und man konnte sich hier ganz gut auf irgend eine Alpenstrasse versetzt glauben.

Um 5 Uhr 50 Minuten gelangten wir zu dem kleinen Dörfchen Aranat. Wir hätten, wie der Mozo behauptete, drei weitere Stunden reiten müssen, um wieder Gelegenheit zu finden, in einem Dorfe zu übernachten, und waren für ein Biwak nicht eingerichtet. Wir nahmen daher hier im Mezon Quartier. Durch ein grosses Bogenthor ritten wir in den Hof, um welchen herum sich die Vordächer befinden, welche den Tieren und Mexikanern nachts als Unterkunft dienen. Hier legen sich die Mexikaner zum Schlafen nieder und ich wunderte mich immer wieder, wie sie überhaupt bei der Kälte einschlafen können, denn die Leute sind leicht angezogen und haben nur eine Decke, die nicht so schwer ist wie die unsrigen. Sie verstehen es allerdings meisterhaft, sich einzuhüllen. Als Nachtquartier erhielten wir ein primitives Zimmerchen mit Brettgestellen, aber diesmal ohne Matratze. Trotz der zwei Decken froren wir und hätten gern noch je eine dritte gehabt. Morgen sollen wir gegen Mittag in Guadalajara ankommen.

Montag, den 4. Dezember. Ernst und ich hatten nachts denselben Traum: wir lagen beide auf dem gelben, abgemagerten Lastpferde; wahrlich keine beneidenswerte Position. — Morgens, bald nach 4 Uhr, weckte uns der Mozo. Er hatte jedenfalls auch nicht gut geschlafen. 4 Uhr 50 Minuten ritten wir hungrig von dannen; Ernst auf dem blinden Schimmel. Wir froren an diesem Morgen wie noch nie; um 6 Uhr 15 Min. hatten wir aber auch nur 0,5° C., und an mehreren Stellen zeigte sich Reif.

Eine Strecke weit ritten wir durch Föhrenwald, welcher uns mit den bewaldeten Bergkuppen wieder an die Sierra erinnerte. Vor 6 Uhr wurde der Horizont im Osten bereits etwas hell, nahm allmählich erst grünliche, dann rötliche Tinten an, und um halb 7 Uhr sandte die Sonne ihre ersten Strahlen zu uns hernieder. Gut in unsere Decken eingehüllt, gelangten wir zu einem kleinen Bahnhof und ritten stundenlang dem Bahnkörper entlang, welcher zwischen den Schwellen geebnet ist, so dass man prächtig darauf vorwärts kam. Ein Eisenbahnzug fuhr an uns vorüber, der erste, den wir seit vierzehn Tagen gesehen. Der Himmel bedeckte sich allmählich mit leichtem,

nebelartigem Gewölk; es blies ein kalter Wind. Gegen Mittag wurde es aber trotzdem recht heiss, sobald die Sonne sich wieder Bahn gebrochen.

In La Venta de astiero, einem kleinen Dörfchen, das wir um 10 Uhr erreichten, kauften wir Schokolade und Brötchen, und vor einer der Hütten bekamen wir eine Tasse schlechten schwarzen Kaffee. Um 10 Uhr 20 Minuten hatten wir dem Dörfchen schon wieder den Rücken gekehrt. Zur Linken hatten wir einen Teich mit einer Unmasse von Enten, mit denen wir uns drei Viertelstunden lang, wie gewöhnlich gänzlich resultatlos, herumschlugen. — Um 10 Uhr 30 Minuten zeigte das Thermometer 17,5° C.

Nur hier und da zeigte sich noch eine vereinzelte Tanne, zuweilen auch ein verlassenes Maisfeld, sonst machte die Gegend einen wenig erfreulichen Eindruck. In der Mittagshitze war der Ritt sehr ermüdend. Eine Menge Karawanen kamen an uns vorbei. Die Mexikaner grüssten uns meist sehr freundlich. Ein Mexikaner zu Fuss trug ein kleines Kindlein in den Armen und hatte aus Blättern einen Schirm zusammengefügt, um das Kleine vor den Sonnenstrahlen zu beschützen. Hier hockten zwei oder gar drei auf einem Maultiere, und dort sass einer auf einem schwer beladenen Esel mit fast horizontal gespreizten Beinen.

Um 1 Uhr erblickten wir in der Ferne die beiden weissen Kirchtürme der Kathedrale von Guadalajara. Mitten in dem dürren Lande liegt die Stadt, zwischen schönen grünen Bäumen gebettet. In der Ferne sieht man einige kahle Bergketten. Aber es schien uns eine Ewigkeit, bis wir der Kirche näher kamen, denn wir hatten schon lange nichts ordentliches mehr gegessen und getrunken, und die Gegend hatte gar keinen Reiz, der einem den Weg hätte verkürzen können. Die Strasse war breit, aber auch schrecklich staubig und sandig und oft von tiefen Rinnsalen durchzogen. Wer nie eine solche Strasse gesehen, macht sich keinen Begriff davon, wie die Fuhrwerke darauf herumgeschleudert werden.

SECHZEHNTES KAPITEL.

Guadalajara — Salto de Juanacatlan — Chapala.

Unser Mozo streikt — Im Hotel abgewiesen — Guadalajara — Mexikanische Schule — Salto de Juanacatlan — Wäscherinnen — Auf der Fähre — Verschiedene Sorten Bier — Bootfahrt — Thonwaren — Das Leben am Bahnhof — Bewölkter Himmel — Eine tolle Fahrt — Atequiza — Chapala.

Um 3 Uhr endlich gelangten wir zu den ersten Häusern von Guadalajara. Links und rechts hatten wir jetzt die prächtigsten Gärten, durch Mauern, über welche die grünen Baumäste zu uns herüberragten, abgeschlossen. Wunderschön ist der Blick durch diese Bäume hindurch auf die blauen Berge, und niemand würde glauben, dass zwischen beiden eine weite, dürre Ebene liegt. Die Strasse verengte sich und durch ein in die Adobemauern eingelassenes Thor gelangten wir in die eigentliche Stadt. Das gelbe Lasttier, so elend dasselbe auch aussah, schritt tapfer an der Spitze.

In dem äusseren Quartier der Stadt sah man graue Adobehäuschen, dann folgten hübschere, weiss oder blau gestrichene Häuschen, und gegen das Centrum der Stadt zu fanden sich zwei- und selbst dreistöckige, stolze Gebäude. Unser Mozo machte vor einem Mezon Halt, sattelte sein Reittier sowie das Lastpferd ab und war absolut nicht zu bewegen, unser Gepäck noch bis zum Hotel zu bringen. Ein Cargadór (Gepäckträger) nahm unser Gepäck auf den Rücken und diente uns als Führer. Zu Fuss in einem Hotel anzurücken, war in Mexiko einfach nicht denkbar; wir mussten, um irgendwo eingelassen zu werden, zu Pferde erscheinen, sahen wir doch wahrlich wenig Zutrauen erweckend aus. So blieben wir denn, trotz der Einsprache unseres Mozos auf den Pferden sitzen, und er war gezwungen, uns zu Fuss zu begleiten. Wir kamen bei der hübschen Plaza vorbei. Hier erhebt sich die Kathedrale und das besonders nachts sich grossartig präsentierende, in altem spanischen Stil erbaute Regierungsgebäude. Die Plaza weist nur kleinere Bäume, darunter viele Orangenbäume, auf. Die

Waschende Frau bei Juanacatlan.

Der Rio Grande bei Juanacatlan.

Stadt hat ungefähr 100000 Einwohner und gilt als eine der schönsten mexikanischen Städte, besitzt hübsche Gebäude, grosse Geschäfte und reinliche, sehr belebte Strassen.

Im Hotel Roma wurden wir abgewiesen; ich glaube, der Wirt setzte Zweifel in unsere Zahlungsfähigkeit. Wir nahmen daher Quartier im Hotel Paris, wo wir ganz gut aufgehoben waren. Es hielt schwer, uns von dem kolossalen Staub zu reinigen, der selbst in unsere wohlverpackten Koffer Eingang gefunden hatte. Um 3 Uhr 10 Minuten hatten wir noch 22,5° C. Zum Mittagessen war es viel zu spät geworden. Wir holten daher einen Geschäftsfreund meines Bruders ab, der uns mehrere Briefe übergab, und lenkten dann unsere Schritte zu einem Bierhause. Hier unterhielt Ernst die ganze Gesellschaft mit unsern Reiseabenteuern. Nachts war die Stadt (wenigstens in den Hauptstrassen, in der Nähe der Plaza) durch elektrische Bogenlampen taghell erleuchtet. Unter den Arkaden sind Schaukästen aufgestellt, die nachts wohl verschlossen werden, tagsüber aber den Vorübergehenden ihre Schätze zum Kauf vorzeigen. — Um 10 Uhr hatten wir nur noch 13,5° C. und die Einwohner klagten über die schauerliche Kälte.

Dienstag, den 5. Dezember. Guadalajara liegt 1552 m über dem Meere. Am Morgen gingen wir durch die Strassen spazieren und kamen an mehreren grünen Plätzen vorbei, zum Teil bewachsen mit künstlich zugestutzten Bäumen. Die Läden, sowie die Restaurants stehen den ganzen Tag weit offen. Man hat, wenn man durch die grossen offenen Thüren, die meist auch als Fenster dienen, eintritt, eigentlich das Gefühl, als befände man sich noch auf der Strasse. Auch habe ich mehrmals Mexikaner in die Läden hineinreiten sehen. Vor den grossen Schaufenstern hielten sich viele Neugierige auf. In Guadalajara wohnen verschiedene, sehr reiche Familien, deren Kutschen, von stattlichen Karossiers gezogen, mit Donnergetöse über die gepflasterten Strassen dahinrollen. Am östlichen Ende der Stadt liegt das hübsche Hospital, welches sich mit seiner Kuppel ganz stattlich ausnimmt. In den zahlreichen grossen Sattelmagazinen kann man für drei Pesos schon einen recht hübschen englischen Sattel bekommen. Guadalajara produziert hauptsächlich Leder- und Thonwaren, sowie Vino de Mesqual. Ferner wird viel Zucker, Reis und Mais gehandelt.

Wir wandten uns zum Bahnhof und trafen hier wiederum unsere Reisebegleiter von Mazatlan. Der eine, der Kräutersammler, war auf der Reise nach Mexiko begriffen und wurde ganz betrübt, als er erfuhr, dass wir ihn nicht bis dorthin begleiten würden. An der zweiten Station El Castillo stiegen wir um 11 Uhr aus und mussten eine Stunde warten, bis wir mit dem andern Zug weiter konnten.

In einer kleinen Bretterhütte, gegenüber dem Bahnhof, bekamen wir Bier. Zwei Mexikaner, die wir gar nicht kannten, die uns nur zufällig in

Guadalajara einmal im Hotel gesehen, bezahlten unsern Drink; das ist so Sitte in Mexiko. Natürlich muss man dann noch ein Fläschchen nehmen, um sich zu revanchieren. Unsere Wirtin wollte uns einreden, es sei sehr ungesund, den Wasserfall zu besuchen. Der gemeine Mexikaner ist wasserscheu und glaubt hauptsächlich, das Wasser sei dem Gesicht schädlich.

Neben unserm Bierladen befand sich eine mexikanische Schule, wo es recht gemütlich zuging. Die Thür nach der Strasse stand selbstverständlich weit offen. Einige der Kinder sassen an ganz ordentlichen Schulbänken, die andern gingen in der Stube hin und her spazieren und plauderten miteinander.

Am Bahnhof unter der Wartehalle hatten wir um halb 12 Uhr + 20° C. Sobald ein Zug ankommt, machte sich ein blinder Bettler, der seiner Violine steinerweichende Töne entlockte, von seinem Hunde geführt, auf die Beine und bat um Almosen. Mit einer geradezu verdächtigen Gewandtheit fing er in seinem Hut die ihm zugeworfenen Kupfermünzen auf. Unter der Halle photographierte Ernst die wie Banditen aussehenden Soldaten mit ihren kurzen Gewehren und schmutzigen Kleidern.

Von El Castillo nach dem Salto de Juanacatlan fährt alles in einem III. Klasse-Wagen, welche in Mexiko überall gleich gebaut sind und vier harte Längsbänke besitzen. Wir stimmten ein Loblied an auf die Eisenbahn und fühlten uns hier in der dritten Klasse weit bequemer als auf unsern harten Sätteln, hauptsächlich angenehm fanden wir es, einmal ganz ohne Gepäck zu reisen. Wenn man ohne Gepäck grössere Reisen unternehmen könnte, dann hätte man erst den wahren Genuss. Dann erst wäre man unabhängig.

Nach 20 Minuten Fahrt durch eine dürre Ebene, begrenzt von einigen Höhenzügen, kamen wir zur Station des Salto de Juanacatlan. Wie ein silberner Streifen zieht sich der Rio grande mit seinen grünen, mit Bäumen bestandenen Ufern durch die Ebene. Die Wasserkraft des Falles ist bis jetzt nur zum kleinsten Teil ausgenützt, und das elektrische Werk, das 5000 Pferdekräfte liefert, wird erweitert. Von der Terrasse des elektrischen Werkes, das am linken Ufer direkt unter den Wasserfällen liegt, hatten wir einen prächtigen Blick auf den Fall.

Etwas weiter unten am Fluss befindet sich eine gewaltige, ganz modern eingerichtete Spinnerei, die, wie immer in Mexiko, mit der Weberei verbunden ist. Der Hügel gegenüber dem Stationsgebäude ist ganz übersät mit kleinen Strohhütten, während auf der Ebene unten sich saubere weisse Häuschen zeigen, die Kantinen und die Wohnungen der Aufseher. In einer der kleinen mexikanischen Kantinen servierte uns ein altes Frauchen ein famos gekochtes Mittagessen und gutes Guadalajara-Bier. Der kleine Junge, der uns den Weg hierher gezeigt, freute sich königlich über die Centavos, die er von uns erhielt und welche ihm unsere Wirtin

obendrein noch als Belohnung gab, weil er ihr Gäste gebracht hatte. Der Kleine schaute uns mit grossem Interesse während der Mahlzeit zu und begleitete uns den ganzen Nachmittag. Ernsts photographischer Apparat hatte es ihm angethan. Mein Bruder liess den Kleinen hie und da in den Apparat gucken, worüber kolossale Freude. In der kühlen Fonda hatten wir um 1 Uhr 18° C.

Wir kehrten zum Rio grande zurück. Der Fluss, der in einer geraden Linie sich in die Tiefe stürzt, ist etwa so breit wie die Aare bei Olten.

Salto de Juanacatlan von der Terrasse des elektrischen Werkes.

Das Flusswasser hat eine schmutzig-gelbe Farbe, und dies thut der Schönheit des Falls etwelchen Abbruch, denn zwischen den weissen, schäumenden Massen ergiesst sich da und dort ein brauner Strahl in die Tiefe. Der Anblick bleibt aber trotzdem grossartig, stürzt doch die gewaltige Wassermasse mehr als 100 Fuss in die Tiefe mit einem kolossalen Donnergetöse, so dass man seine eigene Stimme nicht hört. Oben am Fall bildet der Fluss, der hier kaum metertief ist, in einer Entfernung von 100 m mehrere hübsche Stromschnellen. Weiter oben im Fluss liegen mehrere grüne Inselchen. Die Ufer des Flusses sind grün und zeigen schöne Bäume.

Ueberall hockt eine Menge halbnackter alter Weiber, die hier waschen, wozu sie nur Seife nötig haben, denn die Felsen längs des Ufers

dienen ihnen als Waschbank. Gegen diese schlagen sie das Zeug mit Aufwendung aller Kraft, bis es genügend gereinigt erscheint. Sie baden auch selbst, hauptsächlich aber waschen sie ihre langen aufgelösten Haare. 3 Uhr +16,5°C. Der Himmel war etwas bewölkt und daher der heutige

Waschende Weiber oberhalb des Falles von Juanacatlan.

Tag angenehm frisch. Unterhalb des Falls bilden sich, sobald ein Sonnenstrahl durch den Wasserstaub dringt, mehrere Regenbogen.

Wir gingen zu Fuss etwa zehn Minuten den Fluss hinauf und liessen uns da von einer regelrechten Fähre auf das rechtseitige Ufer bringen. Maultiere, Wagen und Esel begleiten uns auf dieser Fahrt. Das Wasser hat fast keine Strömung und man würde in dieser ebenen Gegend keinen

Wasserfall in der nächsten Nähe vermuten. Von dem Schiff aus hatten wir einen prächtigen Blick auf die andere Seite des Flusses, auf den Pueblo de Juanacatlan, unser Reiseziel. Gegen Süden, flussaufwärts, war die Aussicht wunderhübsch. Das ruhige Flusswasser scheint bei der Abendbeleuchtung ganz klar zu sein, und beide Ufer spiegeln sich wundervoll

Hütten in Juanacatlan.

in der glatten Wasserfläche. Im Hintergrund tauchen die blauen Berge auf. Auch hier gab es wieder eine Unmasse Enten und wäre vielleicht eine Jagd von Erfolg gekrönt gewesen, weil uns ein Kahn zur Verfügung stand, aber jetzt hatten wir natürlich die Gewehre nicht bei uns, denn es gehört nicht zu den Annehmlichkeiten einer Reise, eine Flinte mit zu schleppen. Wir gelangten zu der Plaza des kleinen Dörfchens, wo Bier, Zigarren, Orangen, Limonaden etc. zum Verkauf angeboten wurden. Die

Hütten sahen äusserst armselig aus. Nur an der Kirche wird fleissig gearbeitet, um sie auszubessern.

In einer kleinen Spelunke mit einem Billardzimmer kehrten wir ein und liessen uns Bier geben. So klein auch die Bude, so konnte man doch zwischen fünf Sorten Bier eine Auswahl treffen. Vom Guadalajara-Bier kostet das Fläschchen 14 Centavos, die andern Sorten 25 Centavos. Diese kleine Wirtschaft muss monatlich $6^1/_2$ Pesos Patentgebühren bezahlen. Da Ernst von einem Schuhnagel gewaltig belästigt wurde, riefen wir einen Knaben von der Strasse herein und schickten ihn mit den Schuhen zum Schuhflicker. Glückstrahlend kehrte er nach einer Viertelstunde mit den ausgebesserten Stiefeln zurück. Es kam eine Mexikanerin, um mit der Wirtin ein wenig zu plaudern. Wenn sich die Frauen begrüssen, berühren sie gegenseitig die Fingerspitzen, während sich die Männer umarmen und auf den Rücken schlagen.

Mit einem kleinen Boot fuhren wir wieder über den Fluss. Unser Bootsmann erzählte, indem wir uns immer mehr und mehr dem Wasserfall näherten, wie vor wenigen Tagen ein Boot durch die Strömung des Falles in den Abgrund gerissen wurde. Die Insassen konnten sich mit Mühe durch Schwimmen retten. Der Führer wollte uns allzu genau die Stelle des Unglücks bezeichnen, so dass wir ihn frugen, ob er im Sinne habe, uns gleichfalls da hinunter zu fahren. Ein paar kräftige Stösse mit einer Stange auf den Boden des Flussbetts — Ruder werden nicht verwendet — brachten uns knapp oberhalb des Falles an das jenseitige Ufer.

Wir mussten uns beeilen, um zum Bahnhof zu kommen, und wirklich, der Zug kam uns bereits entgegen. In Mexiko verhindert einen kein Kondukteur, bei den fahrenden Zügen auf- oder abzuspringen, und es gelang noch mit einiger Mühe, uns auf den Zug zu schwingen, was um so schwieriger ist, als die Aufsteigetreppen sehr hoch vom Boden sich befinden.

Etwas nach 6 Uhr, in einer guten Stunde, erreichten wir Guadalajara. Die Landschaft, die uns am Vormittag so öde vorgekommen, konnten wir jetzt nicht genug bewundern. Berge, Himmel und vereinzelte Bäume spiegeln sich in den Lagunen. Die Maisfelder sogar sehen malerisch aus. Da hockt ein altes Weiblein, mit einem leichten Hemdchen angethan, in einem Wassertümpel, um ein erfrischendes Bad zu nehmen. In der Ferne erblickt man die tiefblauen Berge, während einige noch in einen violetten Dunst gehüllt sind. Nach 6 Uhr bricht allmählich die Nacht herein und vorbei ist all der Zauber. Auf der Plaza lauschten wir abends ein wenig der Militärmusik. Die Leute froren, denn um 9 Uhr hatten wir nur noch 12^0 C., und die Plaza war daher bald wie ausgestorben.

Mittwoch, 6. Dezember. Der Himmel war bewölkt, und zum ersten Male, seit ich mich in Mexiko befand, sah das Wetter recht unfreundlich aus. Nahe dem Bahnhof machten wir Einkäufe von Thonwaren, sehr

hübschen, originellen Mexikanertypen, Tellern, Schüsseln und Gefässen. Ich liess mir eine ganze Kiste, wohl 50 Stück, per Express nach Mexiko senden. Kisten, Sättel, Kugelflinten schoben wir nach Torreon ab und fühlten uns mit den Handtaschen, den Decken und der Schrotflinte fast frei von Gepäck.

Am Bahnhof trafen wir zum letzten Male unsere San Blaser Bekannten. Ernsts Geschäftsfreund war auch da und versorgte uns noch mit einer Flasche Cognac und Tequila. Bis man sein Billet gelöst hat, muss man sich ordentlich durch das mexikanische Gedränge durcharbeiten, und da man bei dieser Gelegenheit dicht eingekeilt zwischen alten Mütterlein und Mexikanern sich befindet, ist es nicht zu verwundern, dass manch munteres Tierchen mit einem kecken Sprung von einem zum andern setzt. Es war ein buntes Leben und Treiben. Man sieht hier Mexikaner in gelbem Lederkostüm. Die Hosen werden seitlich, wie Gamaschen, zugeschnürt und lassen so die blendend weissen Mantahosen kokett etwas durchblicken. Was für eine Menge Gepäck die Mexikaner in den Wagen unterbringen! Da steigt einer sogar mit einem halbblinden Pfau unter den Armen ein. Er hat das Tier zärtlich in ein Tuch gehüllt.

Um 10 Uhr 20 Min. fuhren wir fort. Da unsere Fahrt nicht lange währt, sitzen wir in der II. Klasse. Um halb 12 Uhr kamen wir in Atequiza an. Wir hatten nur 12° C. Bei uns würde man bei so bewölktem Himmel sicher in kürze Regen prophezeien. Hier wollte aber niemand in dieser Jahreszeit an Regen glauben, sondern man versicherte uns, dass die Sonne bald wieder scheinen werde. Hinter dem Bahnhof stand bereits die achtspännige Postkutsche, sowie ein mit fünf Mulas bespannter, halboffener Wagen bereit. In dem Reisewagen nahmen wir Platz und hatten denselben zu unserer alleinigen Verfügung. Im Galopp fuhren wir davon, und obwohl uns diese Strasse im Vergleich zu den früher gesehenen ganz glatt vorkam, wurden wir doch bedenklich gerüttelt und geschüttelt und mussten uns festhalten, um nicht aus dem Wagen heraus geschleudert zu werden. Während wir im Galopp dahinsausen, springt der eine Postillon öfters vom Bock herunter, läuft, so rasch er kann, neben der Kutsche her und treibt die Maultiere durch Peitsche und Zurufen zu immer schnellerem Tempo an. Der zweite Kutscher schwingt vom Bock herunter seine unendlich lange Peitsche. Wir rasen dahin, immer dicht hinter dem Postkarren her, und passieren das holprige Pflaster von Atequiza. Der Weg führte bergauf, bergab und wir sahen wenig Vegetation, nur hin und wieder kahle, weiss blühende Bäume. Schon eine Stunde vor Ankunft in Chapala erblickten wir zuweilen tief unter uns den See.

In rasendem Lauf ging es den Berg hinab, und die beiden weissen Kirchtürme von Chapala näherten sich mit ganz anderer Geschwindigkeit als vor einigen Tagen die Türme von Guadalajara. Jenesmal sassen wir auf ermüdeten Tieren, und heute zogen uns fünf muntere Mulas.

Um halb 2 Uhr langten wir in Chapala an und machten vor dem grossen, komfortabel eingerichteten Hotel Halt. In dem weiten, europäisch ausgestatteten Esssaal zu ebener Erde liessen wir uns das Mittagessen wohlschmecken und hatten von unserm Tische aus durch den kleinen, vor dem Hotel gelegenen Orangengarten einen prächtigen Blick auf den See, an dessen Gestade das Hotel direkt liegt. Eine Flasche Barbera gab uns Mut, über weitere Abenteuer nachzusinnen. Ausser uns hatte nur eine kleine Familie in dem leeren Saal Platz genommen, und es sah hier also sehr verlassen aus. Die Saison ist schon längst vorbei. Im Sommer kommen viele Familien, hauptsächlich von Guadalajara, hierher und vertreiben sich die Zeit mit Rudern und Baden. Der sandige Strand ist wie gemacht für die Kinder. Der Chapalasee soll ein sehr mildes Klima haben und wir sind gerade an einem der unfreundlichsten Tage, die man überhaupt treffen kann, hierher gelangt. Jetzt klagen die Leute über die Kälte!

Chapala selbst ist ein kleines Dorf, dessen Hauptstrasse, aus aneinander gebauten, kleinen Häusern bestehend, vom Hotel nach Westen berg-auf und -ab, den See entlang führt, von diesem getrennt durch schöne Gärten, wo sich Prachtexemplare von immergrünen Bäumen, blühenden Oleandern, blauen Winden, roten Geranien befinden. Durch kleine Seitengässchen gelangt man von der Hauptstrasse an den See hinunter. Dem Seeufer entlang, sowie auch zum Teil im Wasser, stehen Bäume, zwischen denen hindurch man einen hübschen Blick auf die vier oder fünf herrschaftlichen Villen des Ortes hat. Neben dem Hotel befindet sich die in den See vorgebaute Dampfschifflände, mit jungen Bäumen bepflanzt und mit gut unterhaltenen Bänken für die Fremden.

Ein täglicher, regelmässiger Dampfschiffsverkehr findet, sogar im Sommer, nicht statt. Hinter dem Hotel erhebt sich ein brauner, kahler Hügel, der sich dem See entlang gegen Westen hinzieht. Längs der Dorfstrasse, an den kleinen Wassertümpeln, gewahrten wir einige waschende und badende Frauen, die sich bei unserer Annäherung verhüllten. Die Villen mit ihren Terrassen gewährten vom See aus einen recht hübschen Anblick, und bei schönem Wetter muss es hier gewiss angenehm zu wohnen sein. Oestlich vom Hotel liegt nahe dem See die grosse, weisse Kirche, die sich malerisch ausnimmt. Hier und da schimmerte einmal die Sonne durch das dichte Gewölk und belebte ein wenig das ausgestorbene Dorf. Auf der Südseite des Sees, sowie im Westen, sah man überall hohe Berge. Der See hat etwas düsteres, wildes, wenigstens bei dieser Beleuchtung, und doch erblickt man Orangen und Bananen. Um halb 3 Uhr hatten wir 19° C. Das Wasser zeigte 18° C. Wir hatten aber heute gar keine Lust, ein Bad zu nehmen.

SIEBZEHNTES KAPITEL.

Eine Nacht auf dem Chapalasee. Nach Zamora.

Dampfschiff — Segelbarke — Ein unfehlbares Mittel gegen Seekrankheit — Windstille — Furcht vor den Indianern — Die beiden Mozos — Die Nacht auf dem See — Fabelhafte Morgenbeleuchtung — Regen — Indianerdörfchen — Wir treffen ein Schiff — Die Mozos gehen an Land — Die Bucht von Ocatlan — In Ocatlan — Im Hotel richten wir uns gemütlich ein — Auf dem Kirchturm — Bahnhofrestaurant — Von Yurecuaro nach Zamora.

Wir hätten nun in Chapala übernachten und morgen mit der Post zurück fahren können. Das Dampfschiff kommt nur ganz unregelmässig nach Chapala und ist hauptsächlich für das südliche Ufer bestimmt, um die Frachten der Ranchos zu befördern. Darauf konnten wir uns also absolut nicht verlassen. Die einzige Möglichkeit, direkt weiter zu kommen, war, eine Segelbarke zu mieten. Ernst trat deshalb mit zwei Schiffsleuten in Unterhandlung, welche uns für 8 Pesos nach Ocatlan bringen sollten. Der Wirt warnte uns vor der Bootfahrt, da wir von der unbeständigen Laune des Windes abhängig seien und der unsichere Begleiter einen unterwegs gern Tage lang sitzen lasse. Doch als ein Wink des Himmels erhob sich ein starker Westwind, und die beiden Seeleute erklärten, dass wir schon um 8 Uhr abends in Ocatlan sein würden.

Um 3 Uhr 40 Min. hatten wir unser Gepäck in das Schiff gebracht und stachen in See. Der Wirt und die wenigen Gäste standen am Ufer und winkten uns noch lange mit ihren weissen Tüchern ein letztes Lebewohl zu. Chapala liegt ziemlich am westlichen Ende des Sees, der ungefähr die Grösse des Bodensees hat. Von unserer breiten, flachen Barke aus hatten wir einen wundervollen Blick auf das den Westen des Sees einschliessende Gebirge, an dessen Fuss Chapala mit seinen Villen reizend gelegen ist. Das Segel wurde an dem in der Mitte des Schiffes befindlichen Mast aufgezogen und zu beiden Seiten des Schiffes befestigt. Wir hatten den Wind direkt von achter her, was gar nicht günstiger für uns sein konnte, denn diese Barken können überhaupt nur vor dem Winde

laufen. Bei dem gewaltigen Wellengang schaukelte unser Schiff ganz bedenklich nach allen Richtungen, so dass wir Mühe hatten, auf den baufalligen Stühlchen, die für uns in die Barke gebracht waren, sitzen zu bleiben.

Die beiden Mozos waren barfuss und hatten die leichten Mantahosen bis über die Mitte der Oberschenkel aufgestülpt. Sie regierten das Steuerruder und sangen einige melancholische, eintönige mexikanische Weisen. Der See hat eine schmutzig gelbe Farbe, aber bei der Abendbeleuchtung konnte man glauben, er habe das klarste, durchsichtigste Wasser. Ernst und ich wurden stiller und stiller, uns wurde unbehaglich zu Mut. Die Zigarren warfen wir über Bord. Ich bemerkte, wie mein Bruder bleicher und bleicher wurde, und fühlte deutlich, dass es mit mir ganz gleich stand. Verwünschte Seekrankheit! Wir hatten ruhig den Ocean durchquert und über unsere leidenden Mitbrüder gelacht, und jetzt waren wir noch keine Stunde auf dem See und mussten erkennen, dass auch wir nicht gegen die Krankheit gefeit waren. Wir rückten unsere Stühle nahe an Bord, und nicht vergebens! So schnell die Krankheit gekommen war, so rasch war sie wieder vorbei. Die beiden Mozos lächelten ein wenig und gaben uns den Rat, an einer Zitrone zu riechen. Das soll ein unfehlbares Mittel gegen Seekrankheit sein. Nach einer halben Stunde hatte Ernst wieder rote Wangen, und mir war wieder so wohl wie vorher.

Leider wurde der Wind schwächer. Der Wellengang liess nach und der See wurde spiegelglatt. Das Segel wurde eingezogen. Waren wir schon bei gutem Wind nicht rasch vorwärts gekommen, so wollte die schwere Barke jetzt kaum noch von der Stelle. Die beiden Mexikaner ergriffen kleine plumpe Ruder und paddelten mit denselben. Wir hielten uns immer nahe dem nördlichen, zuweilen hügeligen Ufer. Hier zeigten sich vereinzelte Bäume und einige Maisfelder. Um halb 6 Uhr ging die Sonne unter. Im Westen sah man, noch lange nachdem es dunkel geworden, ein prachtvolles, grossartiges Glühen, als ob dort ein kolossaler Wald in Flammen stände. Allmählich erlosch auch dieses Feuer. Man sah nur noch die dunkeln Schatten der Berge. Finster war alles um uns her! Ausser den monotonen, langsamen Ruderschlägen und dem einschläfernden Gesang der beiden Seeleute hörte man in dieser Einöde nichts mehr. Der See war ganz ruhig und glatt, und wir sahen ein, dass wir diesen Abend unmöglich noch unser Ziel erreichen würden.

Mit den beiden Führern hielten wir nun Rat, ob es nicht vielleicht am besten wäre, zu landen und den Morgen abzuwarten. Mit diesem Vorschlage sympathisierten unsere beiden Begleiter absolut nicht. Sie erzählten Räubergeschichten, eine schrecklicher als die andere, und waren um alle Schätze in der Welt nicht zu bewegen, am Ufer anzulegen. Der Onkel des einen war vor wenigen Tagen von eingeborenen Indianern umgebracht worden, und selbst der Kapitän des Dampfschiffes war vor wenigen

Wochen diesen Leuten zum Opfer gefallen. Es konnte einem ordentlich unheimlich werden bei diesen Geschichten.

Das erste Mondviertel stand hoch am Himmel und sandte zuweilen durch das Gewölke hindurch ein fahles Licht auf unser Schifflein. Der See war wieder leicht gekräuselt und warf das silberne Mondlicht zurück. Die Mozos ermunterten uns, auf dem Boden der Barke uns niederzulegen und zu schlafen. Konnte man den beiden kräftigen Burschen trauen? Der Wirt hatte sie empfohlen, auch hätten sie uns nicht aus der Welt schaffen können, ohne dass die Sache nachher ruchbar geworden wäre. Zudem hatte Ernst noch einen Revolver. Ich hatte mein Monstrum mit den Kugelflinten nach Torreon zurückgesandt. Wir legten also auf dem nassen Schiffsboden Decken nieder, streckten uns aus und deckten uns zu, so gut es eben ging. Die harten Koffer dienten als Kopfkissen. Ein Schluck Cognac, ein Stückchen Schokolade, ein Stückchen Zucker und ein kleiner Zipfel der Sierrawurst bildeten unser frugales Nachtessen. Plötzlich fährt Ernst, der dicht neben mir schläft, erschreckt empor. Es hat ihm geträumt, ein Mozo neige sich über ihn und wolle ihm die Kehle durchschneiden. Er streckte wie abwehrend die eine Hand gegen den Mozo aus, der eben im Begriff stand, über ihn hinweg zu klettern, allerdings in der friedlichen Absicht, das Segel aufzuziehen. Kaum war das Segel gehisst, so liess der Wind wieder nach, und die Mexikaner mussten fortwährend über unsere Köpfe hinwegschreiten. Endlich um halb 2 Uhr wurden auch sie müde. Der monotone Gesang hörte auf, und wir fuhren in eine kleine Bucht, ohne zu landen. Die beiden Mexikaner legten sich, der eine vorn, der andere hinten im Schiff, zum Schlafen nieder. Ernst und ich froren trotz der Decken, aber diese Leute trugen nur einen leichten weissen Kittel, waren barfüssig, und jeder hatte nur einen leichten Shawl, den mir der eine, während ich halb schlummerte, noch unter den Kopf legte, und doch schliefen sie sofort ruhig wie Kinder.

Donnerstag, 7. Dezember. Morgens halb 7 Uhr wurden Ernst und ich munter. Die beiden Mozos schliefen noch. Kein Lüftchen wehte. Unsere Barke lag ruhig in der Bucht, nicht weit vom Lande entfernt. Schwere Wolken hingen am ganzen Himmel, nur am östlichen Horizont zeigte sich ein schmaler blaugrüner Streifen. Die Sonne ging mit einer ganz fabelhaften Pracht auf. Ein gewaltiges Feuer verbreitete sich über das ganze Gebirge und strahlte in dem prächtig grün erscheinenden See wieder. Diese fabelhafte Beleuchtung war wie ein Traum in wenigen Minuten verschwunden.

Es fing an zu regnen, und für einige Momente wölbten sich im Westen zwei gewaltige Regenbogen über einen grossen Teil des Sees. Jetzt verschwand die Sonne hinter dem dicken Gewölk. Die Berge wurden dunkel und verhüllten sich zum Teil später in Nebel. Wir weckten unsere

beiden Begleiter und fuhren ganz nahe dem Ufer hin weiter. Es blieb uns noch eine kleine Büchse Sardinen zum Frühstück, doch hätten wir eine Tasse Kaffee bei weitem vorgezogen. Die Mozos hatten seit gestern Mittag nichts mehr gehabt und wir teilten mit denselben unser karges Mahl. Ernst schoss mit dem Revolver auf die zahlreichen Enten, jedoch ohne zu treffen. Oefters hat es den Anschein, als ob sich ein Westwind erheben wollte, doch sobald das Segel aufgezogen, liess schon der Wind wieder nach. Mit Hilfe der Ruder gelangten wir nur langsam vorwärts, und die Schiffsleute bedienten sich daher, sobald dies die geringe Tiefe des Sees dem Ufer entlang gestattete, langer Stangen, mit welchen auf dem Seeboden abgestossen wurde. Auf diese Art kamen wir merklich vorwärts. Ernst spielte Mundharmonika, die beiden Mozos sangen.

Jedesmal, wenn wir an einer Indianeransiedelung vorbeikamen, machten die Mozos einen Heidenlärm und schrien nach Eiern und Tortillas. Vor den Hütten sah man einige Indianer, die als Kleidung nichts anderes als einen Maisstrohmantel trugen, beschäftigt, Mais aufzuhäufen. Sie kehrten sich nicht an unsere Bitten oder riefen im besten Fall zurück, sie hätten selbst nichts. Es zeigten sich mehrere kleine, im Grünen versteckte Indianerdörfchen, deren Hütten nur aus Maisstroh bestanden. Kühe weideten hie und da auf den dürren Wiesen.

Wir holten ein dem unsern ähnliches Segelboot ein und kauften bei den Bootsleuten einige Zigaretten. Dieses Boot, das wir bald weit hinter uns liessen, war schon seit drei Tagen von Chapala unterwegs, und wir mussten uns daher glücklich schätzen, in der kurzen Zeit so weit gekommen zu sein.

Um 10 Uhr sahen wir an Land zwei armselige Strohhütten und ein altes Mütterlein, das zwischen beiden Wohnungen hin und herlief. Hier nahmen die Mozos das Herz in beide Hände, ersuchten Ernst, den Revolver bereit zu halten, und stiegen, o Wunder, ans Land und kamen mit warmen, aus rotem Mais gebackenen Tortillas und einigen frischen Eiern ganz glückstrahlend zurück. Mit gutem Appetit verzehrten wir dieses trockene Frühstück, das nur von dem Regen etwas angefeuchtet war. Es regnete in Strömen, und das Wasser floss von unsern Hüten wie von Dachrinnen herunter.

An den Ufern standen Bäume tief im Wasser, deren Kronen weit in den See tauchten. Vom südlichen Ufer konnten wir nichts mehr sehen. Die Berge waren in dichte Nebelschleier gehüllt. Unsere Mozos unterhielten sich während der Fahrt mit den Uferbewohnern. Zu solchen Zwiegesprächen bedarf es allerdings einer sehr lauten Stimme und eines feinen Ohrs. Oben auf einem Hügel, weit von uns entfernt, stand eine Frau. Es wurde mit Aufbietung aller Kraft hin und her gerufen. Weder Ernst noch ich konnten die Rufe vom Land her verstehen.

Gegen halb 12 Uhr kamen wir endlich in die Bucht von Ocatlan, die östlich von einem felsigen Berg, westlich von einigen mit Maisfeldern bebedeckten Hügeln gebildet wird. Es war zu spät, um heute noch den Zug nach Zamora nehmen zu können, und dies hatte auch nichts zu bedeuten, da wir doch erst trocken werden mussten. Der Regen war allmählich durch die Wolldecken gedrungen und hatte uns ganz durchnässt. In der Bucht wurde der See nach und nach lagunenartig. Eine Unmasse von Enten zeigte sich hier. Zwischen Bäumen und Schilf hindurch gelangten wir in die Mündung des Rio grande.

Die ganze Gegend ist höchst malerisch; man glaubt sich in ein grosses Ueberschwemmungsgebiet versetzt. Auf dem Rio grande, mit welchem wir schon in Juanacatlan Bekanntschaft gemacht, fuhren wir noch $^3/_4$ Stunden stromabwärts. Eine Strömung des Flusses war zwar kaum bemerkbar. Das Wasser zeigt hier ebenfalls eine schmutzig gelbe Farbe. Morgens 7 Uhr hatten wir + 14 ° C., um halb 12 Uhr + 12,5 ° und abends halb 4 Uhr + 13 °. Obwohl die Mozos mit ihren nackten Beinen bei dem fortwährenden Regen ebenfalls anfingen zu frieren, was deutlich genug ihre Gänsehaut verriet, machten sie uns doch den Vorschlag, noch weiter gegen Osten zu fahren, für weitere 6 Pesos, bis nach La Baranca. Dort sollten wir abends ankommen. Wir waren aber viel zu froh, bald ein Hotel zu erreichen, wo wir etwas Warmes essen konnten, als dass wir uns noch länger der trügerischen Barke anvertraut hätten. Würden wir sichere Aussicht auf schönes Wetter gehabt haben, dann hätten wir uns gewiss noch nicht von dem romantischen See getrennt.

Um halb 2 Uhr langten wir in Ocatlan an. Hier lag in einem der Kanäle der Dampfer, der ähnlich gebaut ist wie die Mississippischiffe, hinten mit einem kolossalen Schaufelrad, das allerdings nur noch etwa die Hälfte der Schaufeln besass. Auf der Plaza machten wir Einkäufe, besorgten uns auch einige Kerzen, um abends festliche Beleuchtung zu haben. Im mexikanischen Hotel, wo sich ausser uns nur noch ein einziger Gast befand, sandten wir die Wirtin sofort in die Küche, und bald erhielten wir etwas Warmes zum Essen.

Heizen konnten wir in unserm dunkeln Zimmer natürlich nicht, dafür aber brauten wir uns einen vorzüglichen Grog. Die Decken wurden in der Küche zum Trocknen aufgehängt, und aus dem Koffer wurden die wenigen, noch trockenen Kleidungsstücke hervorgeholt. Da wir keine Lust hatten, heute noch spazieren zu gehen, machten wir es uns möglichst bequem und fühlten uns ganz behaglich in den Zimmern, wo nur durch die Thüre etwas Licht zu uns drang. Um 7 Uhr sassen wir wieder vor dem gedeckten Tisch. Das Fleisch mittags war ungeniessbar gewesen, und wir hatten daher einen süssen Reisbrei, mit Milch gekocht, bestellt, der mit einer Tasse Kaffee und etwas Brot unser einfaches Nachtessen

darstellte. Später wurde noch eine Partie Schach gespielt in dem festlich beleuchteten Zimmer. Die Wirtin brachte kochendes Wasser und Zucker und konnte nicht begreifen, zu was wir dasselbe benötigten. Draussen regnete es in Strömen, wir schätzten uns glücklich, unter Dach zu sein.

Freitag, 8. Dezember. Um 6 Uhr 45 Min. zeigte das Thermometer + 12° C., und es kam uns, da wir uns nun wieder in völlig trockenen Kleidern befanden, ganz warm vor. Der Himmel hing noch voll schwerer Regenwolken, allmählich aber kam die Sonne zum Vorschein, und die Landschaft erschien uns jetzt viel schöner als bei dem ewig blauen Himmel. Sobald die Messe vorbei, stiegen wir auf den Kirchturm hinauf; und hier oben auf der Plattform, unter den Glocken, umgeben von den verschiedenen Kuppeln der Kirche, hatten wir eine freie weite Aussicht über die ganze

La Barca. — Mexikaner preisen ihre Esswaren an.

Landschaft. Im Süden sah man noch einen glänzenden Streifen, den Chapalasee, und jenseits desselben das schön geformte Gebirge. Zu unsern Füssen schlängelt sich der Rio grande mit seinen grünen Ufern durch die Ebene und löst sich allmählich in zahlreiche Lagunen auf. Vor uns liegt die mit Orangenbäumen bepflanzte Plaza, wo sich gegenwärtig eine Unmasse von Leuten aufhält. Jenseits der flachen Hausdächer befinden sich zahlreiche Hügel, nur zum geringsten Teile bewaldet. Zum Hotel zurückgekehrt, fanden wir unsere Decken in der Sonne hängend, aber noch lange nicht trocken. Nach dem Essen fuhren wir mit dem Tram nach dem etwa 10 Minuten entfernten Bahnhof.

Was die Tramways anbetrifft, so ist Mexiko der Schweiz weit voraus. Wo würde man bei uns in einem Ort von vielleicht 2000 Einwohnern eine Pferdebahn oder gar einen elektrischen Tram finden? Allerdings sind die Strassen, besonders wenn es geregnet hat, für Fussgänger fast un-

passierbar, und zudem geht in Mexiko ein Mann, der noch einige Centavos sein eigen nennt, nie zu Fuss.

Um halb 1 Uhr hatten wir am Bahnhof + 21° C. — Der Zug führte uns durch eine ebene Gegend mit vielen Lagunen, durch ein herrliches Revier für einen Entenjäger. Da und dort sah man grüne Felder. In La Barca, woselbst wieder Tramverbindung mit dem Städtchen, hatten wir einige Minuten Aufenthalt. War das ein Leben hier am Bahnhof! Mexikaner und ihre Frauen, sowie eine Menge von Kindern gehen mit ihren Körben und Serviertellern von einem Wagenfenster zum andern und preisen ihre Esswaren an. Da kann man mit halben Hühnchen belegte Brötchen, Rettige, Orangen, Bier, Ziegenkäse, Tortillas kaufen, alles zu billigem Preis. Die Mexikaner sind Meister im raschen Verschlingen von

La Barca. — Blinde Bettler.

kolossalen Bissen, und die Körbe leeren sich zusehends. Blinde und hinkende, singende und harfenspielende Bettler werden von ihren Weibern von einem Coupé zum andern geführt. Die herz- und ohrenzerreissenden Lieder thun ihre Wirkung, denn oft werden Kupferstücke aus den Fenstern geworfen.

In Yurecuaro kamen wir um 2 1/4 Uhr an. Neben dem Bahnhof befand sich eine aus Strohmatten hergestellte Bude, das Büffet. Hier kauften wir wieder einige Dulces. Wer uns gesehen hätte, würde sicherlich mitleidig über uns gelächelt haben. So schnell verändert man sich und nimmt in andern Ländern, den Umständen sich anpassend, andere Gewohnheiten an. Wir hatten einen gesunden Appetit, ein gutes Kotelett oder ein Beefsteak konnte man nicht bekommen, und da fanden wir eben, wie Kinder, allerlei süsses Zeug ganz famos.

Die Bahn von Yurecuaro nach Zamora ist erst seit wenigen Monaten dem Verkehr eröffnet, und wir erreichten letztere Stadt in 1 1/2 Stunden.

Die Bahn fährt sehr vorsichtig, jedenfalls wegen der grossen Anzahl von Kurven, die, wie man oft erzählen hört, nur vorhanden sind, um von der Regierung eine möglichst grosse Unterstützung, welche sich nach der Kilometeranzahl bemisst, zu erhalten. Der Kondukteur hatte eine ausgesprochene Gesichtsrose und wusste mit seinem kolossal geschwollenen Kopf kaum, was anfangen. Wir waren nur wenige Passagiere und hielten uns meist auf der Plattform auf, obwohl dies eigentlich verboten ist. Ernst stimmte zur Freude der mexikanischen Begleiter einige Lieder an. Je bunter die Melodien sich mischten, desto grösser war der Beifall.

Wir sahen wieder die blätterlosen, weiss blühenden Bäume, von den Mexikanern Cazaquates genannt, fuhren an vielen Lagunen und hübsch beleuchteten Bergen, die tiefe Schatten warfen, vorbei. Ueberall zeigt eine Menge von grünen Bohnenfeldern, dass wir uns gegenwärtig in einer Gegend befinden, wo öfter Regen fällt. Um $4^{8}/_{4}$ Uhr langten wir in Zamora an.

Chapala-See.

ACHTZEHNTES KAPITEL.

Von Zamora nach Uruapan.

Zamora — Alles prächtig grün — Jacona — Kirchen — Glocken an einem Baum — Ein moderner Wasserfall — Indianertypen — Patamba — Im Mezon de San Franzisco — Primitive Thonwaren-Industrie — Die Mozos trinken unsern Cognac — Im Walde verirrt — Unsere Rache — Durch Föhrenwaldung — Das Lasttier — Charapa — Unser Frühstück auf der Plaza des Indianerdorfes — Coruh — Santiago — Plötzlicher Uebergang von Tannenwaldung zur Tropenvegetation.

Im Bahnhof von Zamora stürzte, was uns zum ersten Male in Mexiko passierte, eine Unmenge von Mexikanern auf unser Gepäck los, und jeder suchte ein Stück zu erhaschen.

Wir waren sofort entzückt von der Lage Zamoras und von der Stadt selbst. Das war wieder einmal etwas ganz anderes. Gleich am Bahnhof ist alles wunderbar schön grün. Eine so angenehme, frische, staubfreie Luft hatten wir in Mexiko noch nie geatmet. Durch die grünen Bäume hindurch schweifte der Blick über die frisch gepflügten Aecker auf das dunkle, meist kahle Gebirge. Zamora mit seinen zahlreichen Kirchtürmen liegt, umgeben von Bergen, wie mitten in einem ungeheuren Garten und hat ungefähr 10 000 Einwohner. Wir stiegen in dem Hotel Colon an der Plaza ab und waren hier ganz gut aufgehoben. Die Orangenbäume der Plaza waren dicht mit reifenden Früchten beladen. Hier fehlt natürlich auch der Musikpavillon nicht, und man hat Gelegenheit, mehrmals in der Woche, abends, Konzerten beizuwohnen.

Wir benutzten noch den herrlichen Abend zu einem Spaziergang vor die Stadt hinaus und gelangten durch sauber gepflasterte Strassen. Man merkt es schon an den Häusern, dass wir uns in einer regenreichen Gegend befinden. Die weit gegen die Strasse vorspringenden schrägen Dächer sind hier mit Ziegeln gedeckt. Die in allen Farben gestrichenen Häuser besitzen fast ausnahmslos nur ein Stockwerk. Wir waren zu einer hübschen Baumallee gelangt und hatten jetzt einen freien Blick über die grünen Felder und auf das von der Abendsonne beleuchtete Gebirge.

Unser Plan war, von Zamora nach Uruapan zu reiten, und wir erfuhren, dass man in 1 1/2 Tagen diese Tour gut machen könne. Da seit einigen Monaten die Bahn Uruapan—Patzcuaro eröffnet ist, begreift niemand, weshalb wir zu Pferde dorthin wollen. Dass wir reisen, um Land und Leute kennen zu lernen, können diese Leute nicht fassen. Wir sind in ihren Augen rechte Sonderlinge. Nachts ist die Stadt grossartig elektrisch beleuchtet. In der Nähe befinden sich Wasserkräfte und ein Elektrizitätswerk. Unter einer elektrischen Bogenlampe sassen wir abends noch ein Weilchen im Hof des Hotels bei einem Glas Bier.

Samstag, den 9. Dezember. Morgens halb 8 Uhr 12° C. Mit dem Tram fuhren wir nach Jacona hinaus durch eine prachtvolle Baumallee. Die Maultiere rasten im Galopp auf der gepflasterten Strasse dahin. Links neben den Schienen befindet sich ein sandiger Weg für Reiter und Fussgänger. Für 4 Centavos fährt man I. Klasse und für 3 Centavos II. Klasse. Wir hatten am Morgen früh mit dem Führer gesprochen und waren zu 17 Pesos einig geworden. Wir sollten einen des Weges kundigen Mozo mitbekommen und hatten uns weder um den Unterhalt der Pferde noch des Führers zu bekümmern. Um halb 10 Uhr wollten wir vom Hotel wegreiten. In der Nacht hatte es ein wenig geregnet, und wir fühlten uns in dieser frischen, staubfreien Luft herrlich wohl. In der Stadt war, ausser einigen Bettlern, die für ihr Frühstück sammelten, fast noch niemand zu sehen. In den Gärten sieht man überall zahlreiche, einen balsamischen Duft verbreitende Blumen.

Jacona, wo wir nach einer halbstündigen Fahrt anlangten, ist ein stattliches Dorf mit einer gewaltigen Kirche. Die Kirchenglocken hängen hier nicht im Turm, sondern in dem grossen Garten vor dem Gotteshause an einem mächtigen Baumast und sind durch ein kleines Holzdach vor dem Regen geschützt. Zwei originelle, alte, mit Inschriften versehene Portale führen in den hübschen Park vor der Kirche. Die Hauschen sind hier noch kleiner als in Zamora, und man sieht an den weissen Aussenmauern nur die niederen Thüren, aber keine Fenster. Die schlecht gepflasterten Strassen gehen winklig durcheinander. Die wenigen besseren Häuser befinden sich um die mit Orangenbäumen bepflanzte Plaza.

Auf einem Feldweg, über ein klares Bächlein, zwischen Bananen und frischgrünem Gebüsch, im Schatten schöner Bäume, gingen wir in Begleitung einiger Mexikaner zum Elektrizitätswerk. Unsere Begleiter wollten uns zu einem grossartigen Salto (Wasserfall) führen. Mit grossem Stolz zeigten sie uns das Elektrizitätswerk, aber von einem Wasserfall war weit und breit nichts zu sehen. Die Mexikaner waren ganz erstaunt, als wir sie nach dem Salto frugen. Mit geheimnisvoller Miene wurden wir zur Turbine geführt. Hier war das grosse Naturwunder, der Wasserfall, eingeschlossen in einer grossen Eisenröhre. Mit Andacht bewunderten Männer und Frauen

das grosse Rohr und hörten dem Rauschen zu. Wir mussten lächeln und hatten unser Vergnügen an den begeisterten Leutchen. Beim Rückweg entdeckten wir dann noch einen kleinen, wirklichen Wasserfall, mitten im Grünen versteckt.

Um 10 Uhr waren wir wieder im Hotel Colon. Hier standen bereits fünf Pferde und zwei Mozos, Vater und Sohn, mit kolossalen Revolvern bewaffnet. Wir hatten nur einen Führer gewünscht, ob nun zwei mitkamen, konnte uns gleichgiltig sein. Um 10 Uhr 45 Minuten, nachdem wir noch ein zweitesmal gefrühstückt und etwas Schokolade in die Tasche gesteckt hatten, ritten wir gen Süden, und zwar wieder nach Jacona.

Indianerin.

Man trifft überall prächtige Indianertypen, doch konnten wir nur mit Mühe einige dieser Leute vom Pferde aus photographieren. Wir mussten förmlich auf dieselben zielen, denn sobald sie den Apparat sahen, wandten sie mit Entsetzen den Rücken. Für Zeitaufnahmen hätten sie nicht still gestanden. Ernst musste daher versuchen, ein Gespräch mit ihnen anzuknüpfen, und im Moment, wenn sie einmal den auf den Boden gehefteten Blick erhoben, schoss ich los. All' diese Indianer trugen Lasten auf dem Rücken, man sah keinen, der müssig ging.

Die Weiber trugen in ihren blauen, Kopf und Oberkörper bedeckenden Umschlagtüchern einige Thonkrüge oder ein Kind. Recht malerisch sahen die Gruppen aus, und die rundliche Gesichtsform, die all' diesen Indianern eigen ist, fällt einem auf. Auch in den Ortschaften bemerkt man sofort den Unterschied zwischen den Lasten tragenden Indianern und den viel bequemeren Mexikanern, welche die belasteten Esel treiben. Selten trifft man eine Indianerin, die nicht wenigstens eine Kleinigkeit, meist aber ihre Nachkommenschaft auf dem Rücken nachschleppt. Diese Lasten legen sie selbst nicht ab, wenn sie in die Kirche gehen, um dort ihre Gebete zu verrichten.

Grosse Maultier- und Eselkarawanen, ganz beladen mit Thonkrügen, Mesquiteholz und Holzkohlen, kamen uns entgegen. Oft konnten wir nur mit Mühe an den Tieren, die lange Bretter und Balken nachschleppten,

vorbeikommen. Je zwei Balken waren mit dem einen Ende auf dem Rücken des Mula festgebunden, das andere Ende wurde auf der Strasse nachgezogen und schlenkerte hin und her. Alte, eingeschrumpfte, hässliche Indianerweiber sahen wir, und alle Zwischenstufen zwischen Mexikanern und Indianern kamen vor.

Wir folgten einem schmalen Feldweg, den man aber gut kennen muss, um sich nicht zu verirren. Der Weg führte nun bergauf, und wir hatten von der Höhe herab eine weite Rundsicht über die Umgebung von Zamora. Nur in der nächsten Umgebung von Zamora und Jacona ist alles wunderbar grün, dann folgen dürre Felder und waldlose Gebirge. Sobald wir die Höhe des Bergsattels, dem wir zustrebten, erreichten, gelangten wir in einen Wald von kleinen Bergeichen. Alle diese Bäume tragen rot blühende Schmarotzerpflanzen, die dem ganzen Wald ein eigentümliches Aussehen geben. Von hier oben hatten wir einen prachtvollen Blick vorwärts auf das dunkle, bewaldete Gebirge und die bewaldeten Thäler; zurück auf Zamora, wo man manche Rauchsäule aufsteigen sieht. Ueber die Stadt hinaus erblickt man die zahlreichen Lagunen und am Horizont das kahle Gebirge. Der Himmel war teilweise bewölkt, doch verbarg sich die Sonne nur für Augenblicke.

Die heutige Tour war sehr interessant und reich an schönen Bildern, obwohl wir eigentlich mehr Vegetation erwartet hatten. Unser Weg war wieder staubig geworden, wir ritten öfters in kurzem Trab. Sobald wir den Sattel passiert hatten, zeigte sich uns wieder eine ganz andere Aussicht. Wir hatten zur Linken im dunkeln Schatten liegende Berge und in der Tiefe hell von der Sonne beleuchtete grüne Thäler. Ueberall in dem dünn gesäten Eichenwald traf man eine Menge der verschiedenfarbigsten Blumen. Wir hatten für den heutigen Ritt eine äusserst angenehme Temperatur, um 2 Uhr + 15,5 ° C. Am Wege lagen einzelne, höchst primitive Holz- und Steinhütten. Zuhinterst in dem links unter uns liegenden Thal sah man von Tannenwäldern umgebene, prächtig grüne Zuckerplantagen, zu welchen wir, an dem Bergabhang hinreitend, hinunter stiegen.

Um 3 Uhr 20 Min. hatten wir den Thalboden erreicht, überschritten einen Bach und erreichten oben auf der andern Seite das Bergdorf Patamba. Dieses Dorf hat eine wunderbar schöne Lage am Ende eines steil abfallenden Thales, auf einer kleinen Hochebene, rings umgeben von dunkeln Tannenwaldungen. Die braunen Indianerwohnungen, sehr hübsch gebaute Holzhäuser aus behauenen Stämmen, liegen oft halb versteckt zwischen dem Dunkelgrün der Bäume. Durch die Dorfstrasse hat man eine weite Fernsicht auf das blauschwarze Gebirge und das hellgrüne Thal. Ausserhalb des Dorfes sah man elende Hütten, bestehend aus einem rohen Steinhaufen, der einen einzigen, äusserst primitiven Raum einschliesst, während

im Innern des Dorfes die Wohnungen fein gezimmert sind. Nur ausnahmsweise sieht man Adobehäuschen mit Ziegeldächern. In den kleinen Gärtchen blüht eine Unmasse von Blumen, hauptsächlich blaue Winden. Man könnte sich hier in eines der schönsten Alpendörfer versetzt glauben. Es fehlen nur die Gletscher. Die Plaza mit der halb verfallenen, uralten Kirche, die zwischen Tannen halb versteckt liegt, bildet einen malerischen Punkt.

Mitten auf der mit kolossalen Bäumen bewachsenen Plaza befindet sich ein grosser, runder, im Durchmesser mindestens acht Meter messender Brunnentrog, in dessen Mitte aus einer den Wasserspiegel kaum überragenden Röhre prächtig klares Wasser in Menge hervorquillt. Hier schöpft die ganze Einwohnerschaft ihren Wasserbedarf. In Patamba wohnen nur Indianer, die kümmerlich, zum Teil aus dem Verdienst der Thonwarenindustrie, ihr Leben fristen. Es gefiel uns hier so gut, dass wir gar keine Lust hatten, das Dorf so schnell wieder zu verlassen. Auch konnten wir heute nicht mehr weiter, wenn wir nicht im Freien übernachten wollten.

Im Mezon de San Franzisco, nahe der Plaza, nahmen wir Quartier, und das einzig vorhandene Zimmer mit seinen zwei Brettergestellen wurde uns zur Verfügung gestellt. In Mexiko wird eine Unmasse von Festtagen gefeiert. So auch in Patamba, und wir konnten deshalb leider die Indios nicht an der Arbeit sehen. Aber während sich die meisten Indianerinnen sehr scheu zeigten, fanden wir bei einer der Hütten eine verständige Matrone in schneeweissen Hemdärmeln und gefälteltem Rock, die uns die Thonwarenindustrie erklärte. Wie die meisten dieser Indios, sprach die Frau ganz geläufig spanisch.

Um die grossen Krüge herzustellen, bedienen sich die Indianer innen hohler Formen, die aus zwei Hälften bestehen, also aussehen, wie ein gespaltener Krug. Aus diesem Modell kommt die massive Lehmform des Kruges zum Vorschein, und die Höhlung muss mit den Händen gegraben werden; ein schweres Stück Arbeit. In den in den Erdboden gegrabenen Oefen werden die Krüge gebrannt, und der Indianer erhält für einen Krug von etwa vier Liter Inhalt 4 Centavos, ein geringer Lohn, wenn man bedenkt, dass eine Arbeiterin nur wenige Krüge pro Tag verfertigen kann. Für die freundliche Auskunft gaben wir der Frau einige Centavos, worüber sie sehr erfreut war. Sie führte uns noch in die Anfangsgründe der tarascanischen Sprache, das Idiom der hiesigen Indianer, ein.

Nachdem wir uns folgende Worte gemerkt:

neransko guten Tag
diosgen quitaqualu guten Abend
ítzel Wasser
schandara - - Eier
dios maiambue vielen Dank
ínzenbéren san ítzel bitte, geben sie mir Wasser

1	ma	8 =	yuntamin = 5+3	40 =	ziman maiquas
2	ziman	9	yuntam		2×20
3	tamin	10	temben	60 =	tamin maiquas
4	tam	11 =	temben ca ma		3×20
5	yun	20 =	maiquas	100 =	yun maiquas
6	quim	30 =	maiquas ca temben		5×20
7	yunziman 5+2		20+10		

gingen wir sofort zu einem Indianer und sprachen »inzenbéren san itzel«. Der Mann lächelte vergnügt, und das Wort wirkte wie ein Sesam öffne dich, denn er zog den Pfropfen aus einer verborgenen Röhre, und hervor sprudelte das erfrischende Nass, von welchem wir kosteten. Die Indianer hier sind sehr freundliche Leute, sie wünschen uns guten Abend, ja ziehen sogar oft ihre grossen Strohhüte ab.

Der Abend war wunderbar schön. Die Kirche sah aus wie eine alte Ritterburg. In einer Fonda an der Plaza bekamen wir um 5 Uhr unser Nachtessen, aus Bohnen, Huevos fritos und ungeniessbarem Kaffee bestehend. Wir assen nicht im Mezon, da diese meist nur Quartier geben. Zur Feier des Tages, zu Ehren welches Heiligen konnte ich nicht erfahren, wurden abends einige Raketen abgebrannt. Abends 7 Uhr + 13° C. Wir hatten uns wieder Kerzen gekauft, um unsere Bude beleuchten zu können.

Ernst hatte die Cognacflasche in der Kantine (Seitentasche des Sattels) gelassen, und der Mozo brachte nun die fast leere Flasche. Er behauptete, der Stöpsel sei durch den scharfen Ritt in die Flasche hineingedrungen und so der Inhalt zum grossen Teil verloren gegangen. Wir wussten sofort, woran wir waren, aber es führt zu keinem Ziel, mit diesen Leuten zu disputieren. Abends wünschten die beiden Mozos, am Boden unseres Zimmers zu schlafen. Damit war ich absolut nicht einverstanden; denn erstens hatte das noch kein Mozo verlangt, und zweitens wollte ich das Diebsgesindel nicht in unserm Zimmer. Da waren doch Nicolas und Macedonio ganz andere Burschen gewesen. Ernst machte natürlich, wie immer, den Wortführer und musste ihnen mitteilen, ich sei eben ein sehr gestrenger Patron, mit dem man nicht handeln könne. Es wurde abgemacht, am Morgen um 4 oder halb 5 Uhr aufzubrechen.

Sonntag, 10. Dezember. Schon um 3¼ Uhr polterten die Mozos an unserer Thüre. Das Reisegepäck war bald in Ordnung, der Inhalt des Kofferchens, der immer noch nicht ganz trocken, eingepackt, und um 3¾ Uhr ritten wir bei stockfinsterer Nacht aus dem uns lieb gewordenen Dorfchen hinaus. Wir hüllten uns warm in die roten Decken und mussten nahe hintereinander reiten, um uns in der Finsternis nicht zu verlieren.

Wir kamen rasch vorwärts. Die Mozos kannten famos Weg und Steg. Sobald wir aber in den dichten Föhrenwald einbogen, änderte sich

die Situation. Hier wurde es buchstäblich so dunkel, dass wir vom Sattel aus den Weg nicht sehen konnten. Wir mussten öfter halten, dann ritten die Führer wieder einige Schritte weiter. Unten in einer Mulde, umgeben von prachtvollen Föhren, machten wir Halt. Die beiden Mozos waren von ihren Tieren gestiegen und suchten den Weg. Laternen hatten sie natürlich nicht bei sich, doch mit bewundernswerter Geschicklichkeit zündeten sie ein Wachszündhölzchen nach dem andern an und suchten mit diesen kleinen Lichtchen nach dem verlorenen Weg. Es war recht hübsch, in den verschiedenen Richtungen im Wald die kleinen Flämmchen auftauchen zu sehen, und wir bewunderten die Hartnäckigkeit der wegsuchenden Mexikaner. Es ärgerte sie, einzugestehen, dass wir den Weg verloren. »In einem kleinen Augenblickchen sind wir wieder auf dem richtigen Pfad«, hiess es fortwährend. Wir sahen aber die Nutzlosigkeit dieses Herumsuchens, wobei wir uns ebenso leicht immer mehr vom richtigen Weg entfernen konnten, ein, zudem waren die Mozos bald mit ihrem Zündhölzchenreichtum zu Ende. Ernst und ich stiegen daher ebenfalls von den Pferden und erklärten, nicht weiter gehen zu wollen, bis es hell geworden.

Die Führer mussten uns ein Feuer anzünden, was sehr einfach bewerkstelligt wurde, indem seitlich an einer mit einem Beil stark angehauenen Tanne das Harz angezündet wurde, und wir hatten nun eine prachtvolle, Wärme und Licht in Fülle spendende Fackel. Wir legten Decken auf den Boden und richteten uns hier behaglich ein, nahmen ein Buch zur Hand und waren bald in die Lektüre vertieft. Da wir am Morgen ohne zu frühstücken fortgeritten waren, liessen wir uns die gestern Abend bei unserm Nachbar eingekauften Brötchen und Schokolade gut schmecken. Ein kräftiger Schluck Cognac erwärmte unsere steif gewordenen Glieder. Die Mozos schielten mit sehnsüchtigen Blicken nach der Flasche, aber wir hatten Herzen wie Stein und bemerkten trocken, dass gestern leider zu viel des herrlichen Tranks aus der Flasche geronnen. — Das Harz brannte allmählich nieder, die Fackel wurde kleiner und kleiner. Wir suchten Holz zusammen, und bald loderte ein tüchtiges Feuer am Fusse der grossen Tanne.

Um 6 Uhr morgens fing es an im Osten zu dämmern. Wir brachen sofort auf und fanden bald den richtigen Weg, von dem wir uns nicht mehr als hundert Schritt entfernt hatten. Es war ein grossartiger Sonnenaufgang, ein herrlicher Morgenritt unter den prachtvollen Föhren hindurch. Der Waldboden zeigte eine bräunlich-rote Farbe, und zwischen den dunkelgrünen Bäumen leuchtete der in Feuer stehende Himmel mit seinen phantastischen Wolkengebilden. Den Horizont begrenzten dunkelblaue Berge. Wir hatten diesen Vormittag eine prächtige Beleuchtung, bei weitem grossartiger als bei wolkenlosem Himmel. Zuweilen wagte sich die Sonne durch die Wolken hervor, dann verhüllte sie sich wieder und sandte nur ein Strahlenbündel herab, welches einen kleinen Bezirk mit Licht über-

flutete. Hinter uns im Osten dehnte sich in der Tiefe ein grossartiges Nebelmeer aus, und wir waren froh, uns hoch über demselben zu befinden. Manche Partie erinnerte uns diesen Morgen an den Schwarzwald. Sobald das Terrain dies gestattete, ritten wir längere Strecken Trab. Unser Lasttier, ein Schimmel, machte sich ganz famos.

Es begegneten uns viele Indianer mit ihren rundlichen Gesichtern, die Frauen und Mädchen mit langem schwarzen Haar. Die Tracht unterscheidet sich kaum von der der Mexikaner. Die meisten grüssen recht freundlich, haben aber durchschnittlich viel lieber, wenn man ihren spanischen Gruss spanisch, statt tarascanisch erwidert. Sie sind eben stolz darauf, dass sie spanisch verstehen, und wollen nicht gern für Indios angesehen werden. Ein fünfjähriges Bübchen trägt schon sein Schwesterchen in

Plaza in Charapa.

einem Tuch auf dem Rücken. Wie höflich sind diese Leute! Da ziehen sogar Männer ihren grossen, breiten Hut vom Kopfe, wozu sie beide Hände gebrauchen. Die Frauen tragen zuweilen spitze Strohhüte wie die Männer.

Allmählich überzog sich der ganze Himmel, und wir hatten einen unfreundlichen, recht kühlen nordischen Novembertag. Wir ritten immer durch Tannenwaldung. Der Boden ist dürr. Trotzdem sollten wir nachmittags nach Uruapan gelangen, das eine tropische Vegetation besitzt: Kaffeepflanzungen, Bananen etc. Noch eine halbe Stunde, bevor wir diese Stadt erreichten, konnten wir nicht begreifen, wie man plötzlich aus der Sierra in ein solches Paradies gelangen soll, bis wir das Naturwunder mit eigenen Augen schauten.

Um $8^{3}/_{4}$ Uhr kamen wir zu dem stattlichen Indianerdorf Charapa, welches an einem Waldsaum liegt, umgeben von etwas freiem Gelände. Wie alle Indianerdörfer, die wir gesehen, wirkt auch dieses Pueblo

mit seinen solide gebauten, hübsch ausgearbeiteten Blockhütten, die mit grossen Schindeln gedeckt sind, etwas düster und ernst. Nur um ein einziges solches Dorf zu sehen, würde es sich der Mühe lohnen, die Tour von Zamora nach Uruapan zu Pferde zu machen. Auf der einen Seite der Plaza steht die grosse, graue, etwas zerfallene, mit einem kleinen plumpen Turm geschmückte Kirche, umgeben von einigen schönen Bäumen. Das Dorf besteht aus mehreren stattlichen Strassen, und gegen das Centrum des Dorfes hin sind die Holzhäuser alle blau, weiss oder rot getüncht, während sie an der Peripherie ihre schöne natürliche braune Holzfarbe zeigen. Auf der Plaza gedeihen noch einige Orangenbäume.

Santiago.

Indianer, Männer und Weiber, sitzen am Boden und bieten, obwohl es Sonntag ist, die mannigfaltigsten Südfrüchte, Käse, Brot und Milch etc., feil. Ein kleines Indianermädchen von fünf Jahren reichte Ernst und mir auf unser Verlangen je zwei Tassen Milch, die Tasse zu 2 Centavos. Wir kauften uns noch einige frische Brötchen zu 1 Centavo das Stück. Man sieht hier fast gar keine Mexikaner, und die Leute sprechen unter einander nur tarascanisch. Wir kosteten eine Chirimoia, eine eigentümlich schmeckende, süsse, äusserst zarte, wie Butter im Munde zergehende, weissfleischige, grüne Frucht mit grossen Kernen, etwa von der Form eines grossen Apfels. Durch die offene Thür der Häuschen sieht man viele Heiligenbilder und öfter auch einen Hausaltar mit dem ewigen Licht.

Wir ritten über eine vegetationslose Hochebene nach dem am gegenüber liegenden Waldsaum gelegenen Ort Coruh. Man muss beim Reiten auf diesen Ebenen sehr vorsichtig sein. Heute Morgen stürzte ich mit meinem Pferd, zum Glück ohne Schaden zu nehmen. Das Pferd sank mit dem einen Vorderbein in ein mehr als 30 cm tiefes, enges Maulwurfsloch, aus dem es den Huf nicht sofort herausziehen konnte. Wenn dies während eines scharfen Galopps passiert, dann ist die Sache schon weniger angenehm.

Auch Coruh mit seiner alten Kirche, den braunen Holzhäusern oder den zum Teil im Grünen versteckten, mit Ziegeln gedeckten Adobehütten, hat den dieser Gegend eigentümlichen, ernsten Charakter.

Um 11 Uhr 15 Min. ritten wir auf einem hübschen Weg, zwischen Felsblöcken und Föhren hindurch, gegen Santiago hinunter, das wir aber

Halt bei Santiago. Indianerinnen.

rechts liegen liessen. Das Dorf mit seiner grossen weissen Kirche liegt recht malerisch am Fusse eines bewaldeten Hügels. Hier machten wir an einem Bächlein einen Augenblick Halt, um unsere Tiere zu tränken. Die waschenden indianischen Weiber mit ihrem langen, schwarzen, aufgelösten Haar, schauten uns mit Erstaunen an. Durch Wald bergab oder über grosse, dürre Weiden führte der Weg des öftern an Hütten vorbei, und wir begegneten wieder einigen Maultiertreibern. Oefter hatten wir jetzt einen hübschen Blick auf die vor uns liegenden bewaldeten Bergketten. Um 12 Uhr 14,5° C. Um 3 Uhr gelangten wir zu einigen zwischen den Bäumen fast ganz versteckten Holzhütten, deren Anwesenheit nur ein Rudel Hunde, die wie besessen aus dem Dickicht auf uns lossprangen, verriet. Wir begegneten einer Unmasse von Indianern. Die Frauen trugen einen braunroten oder schwarzen, mit Längsfalten versehenen Rock und hatten den Oberkörper mit einem schwarzen Shawl umhüllt. Die Röcke sind

unten oft zur Zierde ausgefranst. Viele der Frauen tragen grosse Blumensträusse, andere haben ein Bündel auf dem Rücken. Nur einige wenige reiten.

Man merkt plötzlich, dass man sich Uruapan nähert, wo heute, da Sonntag ist, natürlich grosser Markt abgehalten wird. Die Landleute haben ihre Produkte dort verkauft, selbst Einkäufe gemacht, oder auch die sauerverdienten Pesos verspielt. Die beiden Mexikaner strahlten vor Glück, dass wir schon so früh Uruapan erreichen sollten. Sie hatten das nicht für möglich gehalten, aber Ernst versteht es, die Pferde wacker vorwärts zu bringen.

Mit einem Schlag wurde jetzt die Vegetation eine ganz andere. Der Weg führte einige Minuten steil abwärts. Die Föhren schwanden plötzlich. Zu beiden Seiten der Strasse hatten wir eine schöne, grüne Baumallee. Ueber die Adobemauern, welche die Strasse einfassen, hängen grüne Zweige und ein buntes Durcheinander von Blumen auf die Strasse herüber. Man sieht sich hier urplötzlich, ohne Uebergang, aus den Tannenwaldungen mitten in die üppigste Tropenvegetation versetzt, ein eigenartiges Bild. Um 3 Uhr 30 Min. waren wir mitten in der Stadt Uruapan angelangt.

NEUNZEHNTES KAPITEL.

Uruapan — Patzcuaro.

Markt in Uruapan — Hotel Oriente — Kaffeepflanzungen — Ein malerischer Kirchhof — Die Plaza — Unmöglichkeit, zu Fuss zu gehen — Der Wasserfall Zzaráracua — Fabrikation von Adobeziegeln — Niemand weiss, wann der Zug fährt — Ein aufdringlicher Mexikaner — Eisenbahnfahrt nach Patzcuaro — Gespräche über Stiergefechte und Politik — Der See von Patzcuaro — Morelia.

In Uruapan trifft man zuerst einige Holzhäuser, dann die grauen Adobehütten, die im Innern der Stadt weiss getüncht sind. Nirgends sieht man ein flaches Dach, sondern nur regelrechte Ziegeldächer. In einem Land mit so üppiger Vegetation geniesst man eben nicht monatelang den blauen Himmel der dürren Gegenden. Alles Schöne findet sich auf Erden nirgends vereint; wo Licht, da auch Schatten.

Wir ritten an zwei nahe bei einander gelegenen Plätzen vorbei. Auf der einen Plaza, dicht neben der Kirche, sind eine Menge Jahrmarktsbuden aufgeschlagen, und hier werden Früchte, Käse, Orangen, Süssigkeiten, Mais, kurz alles mögliche feilgeboten. Man merkt nichts von Sonntagsstille. Eine Unmasse Leute sammelte sich abends auf dieser Plaza an, wo alles mit Fackeln oder Oellämpchen beleuchtet ist. In den Lottobuden wird dieses, bei den Mexikanern sehr beliebte Spiel mit Eifer gepflegt. Jeder hofft, für seinen geringen Einsatz ein Tüchlein, eine Tasse oder sonst irgend eine derartige Kleinigkeit zu gewinnen.

Im Hotel Oriente nahmen wir Quartier, und obwohl dies das beste Gasthaus der Stadt ist, lässt es doch viel zu wünschen übrig. Das Essen war äusserst primitiv, wir waren wahrlich nicht mehr verwöhnt, aber nach einer längeren Reise freut man sich kindlich wieder auf eine gut besetzte Tafel. Hier im Lande des Kaffees — denn der Uruapankaffee, Caracolillo genannt, eine kleine Bohne, ist sehr geschätzt und wird teuer bezahlt — bekamen wir ein ungeniessbares Getränk. Ein starker Kaffee-Extrakt wurde uns vorgesetzt und man musste denselben mit heissem Wasser, Milch und

Zucker mischen, er verlor aber den furchtbar bitteren Geschmack trotzdem nicht.

Gleich nach unserer Ankunft im Hotel verliessen wir dasselbe wieder, um einen kleinen Spaziergang zu machen. Wir überschritten einen kleinen hellen Bach und sahen die ersten Kaffeebäumchen in den Gärten. An den meisten Bäumchen sieht man noch ganz grüne, neben roten, zum Pflücken reifen Beeren. Der Kaffee wird unter den Bananen gepflanzt, um ihn vor der zu starken Sonnenhitze zu schützen. Wir kamen an grossen prächtigen Bananenpflanzungen vorbei. Es gefiel uns hier ausnehmend gut, und wir beschlossen, morgen noch in Uruapan zu bleiben.

Der Kirchhof, den wir besuchten, machte einen sehr verwahrlosten Eindruck, doch sahen die verfallenen Grabsteine mit den prächtig grünen

Ein Bach in Uruapan.

Gebüschen und den grossen Bäumen malerisch aus. Zuerst gelangten wir zu den Gräbern der besser situierten Leute, weiter hinten, abgesondert, befanden sich die schmucklosen Gräber der Armen. Von einem kleinen Hügel in der Nähe hatten wir einen prachtvollen Ueberblick über ganz Uruapan, und wir bewunderten die die Stadt rings umgebenden, mit Föhren bewachsenen Berge; unter uns hatten wir die üppige grüne Ebene. Erst bei eintretender Dämmerung kehrten wir in die Stadt zurück. Zwischen den dunkeln Kaffeepflanzungen hindurch gelangten wir zu einer kleinen steinernen Brücke. Unten am Bach sieht man von hier aus, im Grünen verborgen, eine idyllische kleine Mühle. Da ertönt die Dampfpfeife; das ist die Eisenbahn, die durch die Sierra schon bis hierher vorgedrungen ist. Uruapan ist abends elektrisch beleuchtet, wie auch unser Hotel. Abends 5 Uhr 15,5° C.

Montag, den 11. Dezember. Heute Morgen wollten wir uns den Sonnenaufgang ansehen, aber der Himmel war ganz bewölkt und blieb den Tag über grau und die Luft kühl. Morgens 7 Uhr +11° C. 10 Uhr +15° C. Abends 5 Uhr +10,5° C. Am Morgen früh war schon viel Leben auf der Plaza. Hier wird meistens von alten Mexikanerinnen Brot, Käse, Milch, Kaffee und ein ganz eigentümlich schmeckender Thee zum Verkauf ausgeboten. Die Mexikaner strömen hier morgens früh zusammen, um sich für wenige Centavos ein reichliches Frühstück zu kaufen. Zuweilen erstehen sie sich auch ein Stückchen geröstetes Ziegenfleisch, das aber wenig appetitlich aussieht. Auf der grössten Plaza befindet sich der Musikpavillon, auf der zweiten eine Säule zur Erinnerung an die in der Revolution gefallenen Krieger. Die dritte Plaza ist mit Laubbäumen bewachsen, von denen mehrere bereits ihre Blätter verloren haben. Sträflinge unter militärischer Bewachung reinigen die Strassen, indem sie dieselben mit dem in Gräben neben den Trottoirs vorbeifliessenden Wasser überschwemmen.

Im Hotel machten wir des Morgens früh die Bekanntschaft einiger Herren aus Mexiko. Diese Herren waren aus der Hauptstadt hierher gekommen, um die Hauptsehenswürdigkeit der Gegend, den Wasserfall Zzaráracua oder spanisch Cedazo (Sieb), zu besuchen. Die gesattelten Pferde standen im Hotelhofe bereit. Wir waren sofort entschlossen, diese Tour mitzumachen. 10 Kilometer bis zu dem Wasserfall und ebenso viel zurück, das versprach bei der kühlen Temperatur ein hübscher Morgenspaziergang zu werden. Während Ernst zurückblieb, um für sich ein Pferd zu suchen, holte ich zu Fuss die Herren, die vorausgeritten, vor der Stadt ein. Ich konnte unsern neuen mexikanischen Freunden bequem folgen, und es war für mich ein Genuss, wieder einmal zu Fuss zu gehen. Die Mexikaner, äusserst liebenswürdig und höflich wie immer, schüttelten ganz bedenklich den Kopf über mein Vorhaben. 20 Kilometer zu Fuss zurückzulegen, wenn die Möglichkeit vorhanden ist, ein Reittier zu bekommen, das thut keiner, der noch über ein bisschen gesunden Menschenverstand verfügt, und ich konnte sagen was ich wollte, der sie begleitende Mozo musste immer wieder von seinem Maultier heruntersteigen, um mir dasselbe anzubieten. Es war mir schliesslich einfach unmöglich, das Anerbieten auszuschlagen, wollte ich nicht die Herren ernstlich erzürnen. So machte ich denn den Ausflug auf dem Maultier des Mozo, der später per Pferd nachkam, mit.

Uruapan soll nach der Schätzung dieser Herren cirka 12 000 Einwohner, Zamora etwa 15 000 Einwohner haben. Von neuem setzte mich die reiche Vegetation hier in einer Höhe von 1800 m in Erstaunen. Nirgends sieht man ein dürres Stückchen Land. In den Gärten, um die Hütten herum, gedeihen überall die etwa zwei bis drei Meter hohen Kaffeebäumchen mit den roten Beeren. Wir reiten wie unter einer Laube dahin.

Von beiden Seiten hängen aus den Gärten die grünen Aeste über die Strasse. Eine Menge von kleinen Wasserrinnen wird passiert, und an mehreren Stellen führt die Strasse unter hölzernen Wasserkanälen durch, die alle zur Bewässerung dienen. Grosse Kaffeepflanzungen sahen wir nicht, sondern es machte den Eindruck, als ob der Kaffee hier nur im kleinen, meist in den Gärten gepflanzt würde. In einem der zwei kleinen Dörfchen, durch welche wir kamen, wurden Orangen und Brötchen gekauft. Ernst holte uns, bevor wir den Fall erreichten, wieder ein, obwohl er fast eine Stunde gebraucht hatte, um ein Pferd aufzutreiben.

Sobald wir die beiden Dörfer im Rücken hatten, ritten wir immer gegen Osten hin ein wenig bergauf und sahen uns urplötzlich wieder aus den Tropen in die Tannenwaldungen der Sierra versetzt. Die braunen

Zzaráracua Wasserfall. In der Nähe von Uruapan.

verwitterten Ziegeldächer von Uruapan, mitten in dem üppigen Grün, sehen gar sonderbar aus, besonders da man von den Häusern nur die Dächer sieht. Zwischen den beiden Dörfchen waren wir schon einem Wasserfall begegnet. Der grosse Fall, das Ziel unseres Rittes, befindet sich in einer Schlucht, und wir mussten auf einem steilen Zickzackweg hinunter in die Tiefe. Diese Tour mitten im Walde ist schon an und für sich prachtvoll. Wir stiegen von unsern Maultieren ab, um den steilen Weg zu Fuss zurückzulegen.

Plötzlich standen wir vor dem prächtigen Wasserfall, der, ganz eingeschlossen von steilen, bewaldeten Abhängen und Felsen, im Hintergrunde der Schlucht liegt. Der Fluss stürzt in zwei Absätzen (der obere ist in den Felsen eingeschnitten) etwa 30 Meter in die Tiefe und bildet unten ein tiefes Wasserbecken, einen richtigen Pool. Das Ganze ist äusserst malerisch: ringsum ist alles grün, und man hört vor dem kolossalen Ge-

töse kaum seine eigenen Worte. Was ist ein Staubbach gegenüber dieser gewaltigen, schäumenden und sich überstürzenden Wassermasse! Der Reichenbach kann sich mit diesem Falle nicht messen. Zu beiden Seiten des Hauptfalles ergiessen sich über die grünen Felswände hunderte von schmalen Silberfäden in das grosse Wasserbecken. Der Fall hat daher auch den spanischen Namen »Sieb« erhalten. Wir stiegen von der Schutzhütte, wo wir die Mulas angebunden hatten, hinunter zu dem Wasserbecken. Während wir das Schauspiel bewunderten, kam eine ganze Karawane von Mexikanern mit ihren Freundinnen an, die hier im Freien ihr Mittagessen einnahmen. Durch das enge bewaldete Thal fliesst das schäumende Wasser des Pools nach Osten hin weiter. Befände sich diese Wasserkraft näher bei einem Verkehrscentrum, so wäre hier schon längst ein Elektrizitätswerk entstanden. Schade, dass sich die Sonne auch nicht für eine Minute aus dem Gewölk hervorwagte.

Erst nach 2 Uhr waren wir wieder nach Uruapan zurückgekehrt. Nachmittags machten wir zu Fuss einen kleinen Ausflug auf einen im Westen gelegenen Hügel. Auch hier beobachtete man wieder den urplötzlichen Uebergang aus den Tropen in die Sierra. Bei den letzten Häusern von Uruapan befinden sich mehrere Wasserpfützen; hier waren Mexikaner beschäftigt, aus Lehm, den sie mit etwas Stroh vermischten, Adobeziegel zu formen. Diese ganze Industrie ist äusserst einfach und benötigt keinerlei Maschinen, nur einen kleinen Wagen, um den Lehm heranzuschaffen, eine Schaufel, eine Holzform und etwas Stroh. Die Ziegel sind etwa 40 cm lang, haben die Form unserer Backsteine, sind nur etwas grösser wie diese, und werden unter freiem Himmel getrocknet. Für einen Stein zahlt man in Uruapan 1 Centavo, und ein Esel vermag nicht mehr als etwa 6 Steine in die Stadt zu tragen. Man kann also ausrechnen, dass die Leute bei diesem Geschäft nicht reich werden können.

Der ganze Hügel vor uns besteht aus Lehm, der an der Oberfläche, von der Sonne getrocknet, wie roter Fels aussieht, aber leicht abbröckelt. Auf der Höhe angelangt, setzten wir uns unter einen grünen Baum und konnten uns mit Musse Uruapan und die dasselbe einschliessende Sierra ansehen. Von unten tönte das Gebimmel der verschiedenen Kirchenglocken zu uns herauf. Bald nach 5 Uhr fing es bereits zu dunkeln an. Auf dem Heimweg mussten wir uns überall der Unmasse von Hunden, die durchschnittlich sehr feig sind, erwehren. Wir sehnten uns wieder nach dem Lande der Sonne. Der bedeckte Himmel war uns verleidet, trotz der üppigen Vegetation, und wir beschlossen daher, morgen nach der Hauptstadt zu reisen.

Dienstag, den 12. Dezember. Gestern war es fast unmöglich gewesen, in Erfahrung zu bringen, wann der Zug Uruapan am Morgen verlasse. Nach vielem Fragen wurde uns geraten, etwa um 6 Uhr am

Eine Strasse in Patzcuaro.

Bahnhof zu sein. Es konnte uns niemand, nicht einmal im Hotel, genauen Bescheid geben, und doch fährt täglich, allerdings erst seit wenigen Monaten, ein Zug. Wir waren schon vor 5 Uhr aufgestanden und froren tüchtig, als wir ins Freie traten, zeigte doch das Thermometer um 6¼ Uhr nur +3,5° C.

Im Hotel konnte man noch kein Frühstück bekommen, und wir mussten uns mit zwei Tassen Thee, welcher wie aus Kamillen bereitet schmeckte, und einigen Brötchen, die wir auf der Plaza bei einem mexikanischen Mütterchen erstanden, zufrieden geben.

Vor 6 Uhr erreichten wir zu Fuss den mehr als eine halbe Stunde entfernten Bahnhof, geführt von einem Gepäckträger. Hier fanden sich nach und nach etwa 20 Reisende ein, aber von einem Zuge war weit und breit noch nichts zu sehen. Der Billetschalter war geschlossen, und der Stationsvorstand schien noch in tiefem Schlaf zu liegen. Es war schon über 6 Uhr geworden, und um halb 7 Uhr, wie man hier vernahm, sollte der Zug abgehen, aber kein Angestellter war zu sehen. Jetzt aber riss den in der Kälte Wartenden die Geduld und sie klopften mit kräftigen Schlägen an die Thür des Stationsvorstandes, bis derselbe endlich zum Vorschein kam.

Ein Mexikaner, von welchem Ernst gestern sein Maultier entlehnt hatte, verfolgte uns heute Morgen bis zum Bahnhof. Der Mann behauptete, es sei gestern ein Riemen an dem Sattelzeug verloren gegangen, und forderte hierfür eine ganz unsinnige Entschädigung. Ernst drohte ihm, wenn er sich nicht sofort entferne, werde er ihn nach Paragraph so und so des Strafgesetzbuches, das er natürlich nicht kannte, einsperren lassen. Das schien zu wirken, aber kurz vor Abgang des Zuges kam der hartnäckige Mensch wieder, und zwar in Begleitung eines Polizisten, und war nicht wenig überrascht, als ihn dieser, nachdem er den Sachverhalt gehört, fortjagte. Der arme Kerl hatte den Morgenspaziergang umsonst gemacht. Obwohl im grossen und ganzen mit den Mexikanern gut zu verkehren ist, passierte es uns doch einige Male, dass sie, trotzdem ein Preis vorher festgesetzt worden war, später viel mehr verlangten.

Das Wetter hatte sich heute Nacht vollständig geändert und zum Guten gewendet. Wunderbar schön ging die Sonne auf, der ganze Himmel erglühte. Nach halb 7 Uhr endlich ging der Zug ab. Wir sassen mit unsern mexikanischen Freunden in der I. Klasse und froren tüchtig, denn das Thermometer zeigte im Wagen nur + 7° C. Bis Patzcuaro ist die Bahn schmalspurig. Die Wagen der Normalbahn werden aber hier, ohne umgeladen zu werden, ebenfalls befördert, indem man einfach die Räder etwas näher zusammenschraubt. Es sah geradezu schauderhaft in unserm Coupé aus. Der Boden war wohl seit Wochen nicht mehr gekehrt worden, und durch die Fenster konnte man gar nicht durchsehen, so schmutzig

waren dieselben. Ich hielt mich daher fast während der ganzen Fahrt, in meine Decke gehüllt, draussen auf der Plattform auf, obwohl hier eine Tafel angebracht ist, welche dies verbietet. Der Zug fuhr so langsam, dass man es sehr gut draussen aushalten konnte. Dem Kondukteur, welcher die Billets revidierte, folgte ein mit Revolver und Gewehr bewaffneter Mexikaner, wohl um die Unterschlagung der Fahrtaxen, wie sie auf andern Strecken im Schwunge ist, zu verhüten. Der Zug führte eine Geldsendung mit, und deshalb begleiteten noch zwei weitere, bis an die Zähne bewaffnete Mexikaner denselben.

Bald nach Uruapan beginnt die Bahn zu steigen, und nun geht die wundervolle Fahrt durch die Föhren- und Pinienwaldungen der Sierra. Wir hatten hier wieder die gleichen Bilder wie zwischen Durango und Mazatlan. Die Bahn beschreibt eine Kurve nach der andern und fährt äusserst vorsichtig. Durch eine Menge von Dämmen waren die vielen Mulden und Thälchen passierbar gemacht. Ueberall sah man Arbeiter, die noch für lange Zeit an der Bahn zu arbeiten haben. Längs der Bahn wird abgeholzt, so viel nur irgend möglich, und liegen kolossale Holzlager der ganzen Linie entlang bereit, um fortgeschleppt zu werden. Die Lokomotiven werden hier mit Holz statt mit Kohlen geheizt. Je weiter wir fuhren, je länger wurde der Zug, indem ein Waggon Holz nach dem andern angehängt wurde. So schön jetzt noch die Gegend ist, so bin ich doch fest überzeugt, dass in wenigen Jahren diese Tour dem Reisenden nichts mehr bieten wird. Auf kindische Weise wird der Wald ausgeraubt, und niemand denkt daran, wieder aufzuforsten. Ich habe in Mexiko nie eine Baumschule gesehen. Die mexikanische Regierung scheint in dieser Beziehung absolut blind zu sein.

An einer Menge von kleinen Stationen, mitten im Wald, wurde gehalten. Wir kamen an vielen kleinen Waldhütten vorbei. Mexikaner und Indianer liefen aus dem Walde herbei, als der Zug nahte, und schauten ihm nach, als ob es die erste Fahrt wäre. Von der Höhe hat man manchen herrlichen Ausblick in die tiefen, bewaldeten Thäler hinunter und jenseits derselben auf die blauen Gebirge. In kolossalen Windungen ging es nun von der Höhe der Sierra gegen Patzcuaro hinunter. Der Bahnkörper bildet hier förmliche Schleifen, und wir sahen unter uns fast parallel nebeneinander drei Schienenstränge, der eine immer etwas tiefer als der andere. Die Fahrt ist zauberisch schön. Etwa eine Stunde vor Patzcuaro zeigt sich ein wunderhübscher kleiner Bergsee, rings umgeben von Wäldern und bewaldeten Höhenzügen, die sich in dem klaren blauen Wasser spiegeln.

Ernst unterhielt sich mit unsern Mexikaner Freunden aufs beste über Musik und Politik. Die Herren bedauerten sehr, dass die Mexikaner so überaus von den Stierkämpfen eingenommen sind. So lange diese erlaubt sind, werden weder Musik noch Theater blühen können. So lange die

Plaza de toros jeden Sonntag bis auf den letzten Platz besetzt ist, werden die Theater nur schlecht besucht. Der Mexikaner hat viel Talent für Musik, ist aber zu faul und gleichgiltig, um die edle Kunst zu üben. Für die Stierkämpfe giebt er mit Freuden den letzten Peso, und wenn das blutige, zerrissene Hemd eines berühmten Matadors ausgestellt wird, dann wallfahrten die Mexikaner dorthin, um diese Reliquien zu bewundern.

Porfirio Diaz, der jetzige Präsident, hat die Macht eines autokratischen Herrschers, und kaum würde es jemand wagen, bei den Wahlen ihm einen Gegenkandidaten aufzustellen. Das Land hat sich unter seiner fast 20jährigen Regierung sehr gehoben. Porfirio Diaz schreibt gegenwärtig in Mexiko die Gesetze vor. Die Herren sagten mit etwas Groll, er sei der Schulmeister und behandle sie wie Schulknaben. Wenn Porfirio Diaz stirbt, was dann? Diese Frage ist ein sehr häufiges Gesprächsthema. Die Meinungen gehen da so weit auseinander, wie die Möglichkeiten. So lange er lebt, so lange bleibt es ruhig im Lande, davon sind alle überzeugt, nur der Präsident selbst vielleicht nicht, denn überall sagt man, er lege grosse Summen für sich im Auslande an. Unsere beiden Mexikofreunde sind der Meinung, dass der Nachfolger des Porfirio Diaz schon bestimmt sei; wenn letzterer sterbe, so gebe es vielleicht einige unruhige Tage, dann aber werde wieder Ordnung herrschen. Die Staaten sind mit grossen Kapitalien in Mexiko engagiert und würden jedenfalls bei Ausbruch einer Revolution nicht ganz ruhig zusehen. Nur die schlimmsten Pessimisten sind der Ansicht, dass die jetzige Ruhe in Mexiko eine vorübergehende sei und dass, wenn einmal der jetzige Präsident nicht mehr am Ruder, die Geschäfte in Mexiko wieder für viele Jahre stocken werden.

Nach 12 Uhr endlich kamen wir in Patzcuaro an und erfuhren, der Zug fahre um 1 Uhr nach Morelia ab. Wir hatten auf den vielen kleinen Stationen heute Morgen vergebens nach einem Frühstück Umschau gehalten und waren daher froh, hier endlich ein Restaurant zu treffen. Dieses war allerdings äusserst primitiver Art. In einer Bretterbude gegenüber dem Bahnhof fanden wir einen gedeckten Tisch, bekamen aber nichts zu essen als einige Tortillas und Eier und mussten uns nachher noch Schokolade, Orangen und Dulces kaufen. Patzcuaro selbst liegt, wie so viele mexikanische Ortschaften, etwa eine halbe Stunde von der Station gleichen Namens entfernt und befindet sich etwa 2000 Meter über dem Meer. Hier sieht man gar nichts von der tropischen Vegetation Uruapans. An den Ufern des hübschen Sees liegen einige Dörfer, umgeben von Maisfeldern, zuweilen sich anlehnend an Tannenwaldungen. Im See zerstreut liegen einige kleine, malerische Inselchen und man könnte hier jedenfalls eine hübsche Bootfahrt machen.

Da unser Zug erst um 2 Uhr weg fuhr, hätten wir genügend Zeit gehabt, die Stadt zu besuchen, aber wer kann alles vorher wissen? Wir

fuhren an vielen Lagunen vorbei und erreichten um halb 4 Uhr die hübsche Stadt Morelia, deren Kirchtürme schon von weitem sichtbar sind. Unser jetziger Wagen war im Vergleich zu dem von heute Morgen ein Salon zu nennen. Bei wunderbarer Abendbeleuchtung fuhren wir längs eines grossen Sees dahin. Im Westen glühte der Horizont. Die Berge spiegelten sich in der ruhigen Wasserfläche. Allmählich wurde es dunkel. Der Mond zog einen Silberstreifen über den See. Um 8 Uhr langten wir in Acambaro an. Ernst und ich fuhren nun Pullman. Die unteren Betten waren alle besetzt und wir mussten uns mit den oberen begnügen. Hier war es aber so schrecklich schwül und roch so bedenklich nach den Petroleum-Lampen, dass ich glaubte, ersticken zu müssen und wieder in den I. Klasse-Wagen zurückging. Mit meinen Decken machte ich mir hier auf den unbequemen Bänken ein Lager zurecht. Ich konnte wenigstens wieder nach Herzenslust atmen und auch schlafen. Von den oberen Lagerstätten im Schlafwagen hatte ich für immer genug.

Alameda in Mexico-City.

ZWANZIGSTES KAPITEL.

Die Hauptstadt Mexiko und Umgebung.

Plateros — Plaza principale — Kathedrale — Chapultepec — Mixcoac — Castañeda — Canal de Viga — San Anita — Ixtacalco — Bäder in Peñon — Die verschiedenen Nationalitäten — Museum nationale — Schiffsverbindungen zwischen Veracruz und Europa — Xochimilco — Pulque, ein Nationalgetränk — Eine Bootfahrt auf den Kanälen — Ritt nach San Angel — Las Pelotas.

Mittwoch, 13. Dezember. Um halb 7 Uhr morgens kamen wir bei schönstem Wetter in Mexiko an und liessen uns durch einen Omnibus nach dem Hotel Colon bringen, das uns sehr empfohlen worden. Das Zimmer war gut, aber die Kost sehr gering. Es giebt, wie wir uns später überzeugten, viele bessere Hotels, z. B. Hotel Central. Unser Omnibus fuhr durch aufgerissene Strassen, über hübsche Plätze, wo grosse Villen mit Schieferdächern, ganz nach europäischer Art gebaut, sich befinden, während Mexiko im übrigen ebenso gebaut ist wie Guadalajara und die meisten mexikanischen Städte. Im Innern der Stadt trifft man einige drei- bis vierstöckige Geschäftshäuser. Ich hatte gehofft, meinen Koffer hier zu finden, aber obwohl derselbe bereits vor 18 Tagen von Torreon abgesandt, war er in Mexiko noch nicht angekommen, und Herr O., ein Freund von Ernst, behauptete, er müsse verloren gegangen sein. Das war keine angenehme Nachricht. Man muss eben, um zu reisen, recht viel Geduld und möglichst wenig Gepäck haben. Morgens 7 Uhr 3,5 ° C., um 4 Uhr 18 °, abends 8 Uhr 14 ° C.

Mein Bruder, der früher ein Jahr in Mexiko gewohnt hat, traf überall Bekannte, und wir lernten bei dieser Gelegenheit die verschiedenen mexikanischen Biere, sowie die Restaurants der Stadt sehr genau kennen. An der Hauptstrasse von Mexiko, Plateros und in ihrer Fortsetzung Calle de San Franzisco genannt, befinden sich die schönsten Läden der Stadt. Die Hauptstrasse mündet auf die grosse Plaza principale. Hier erhebt

sich die Kathedrale mit zwei stattlichen Türmen. In der Kirche knieten die Indianerinnen mit ihren Bündeln oder kleinen Kindern auf dem Rücken vor den Heiligenbildern, und Mexikanerinnen verkauften hier Lotterielose, Photographien etc. wie auf einem Jahrmarkt. Die Frauen können sich umsonst eine Flasche Weihwasser mit nach Hause nehmen. Von der Plaza principale, wohin wir nicht weit von unserm Hotel zu gehen hatten, fahren die Trams nach den verschiedenen Richtungen ab.

Um halb 4 Uhr fuhren wir mit der Maultierbahn nach Chapultepec, dem einstigen Palast des Kaisers Maximilian, hinaus. Durch prächtige Baumalleen führt die Strasse, und man hat einen grossartigen Ausblick auf die beiden, durch einen Sattel verbundenen Schneegipfel, rechts auf den Schneekegel des Popocatepetl, und links von diesem auf den Ixtaccihuatl. Durch einen wundervollen Cedernpark gelangten wir, zu Fuss einer breiten Strasse folgend, auf die Höhe des Hügels, wo das frühere kaiserliche Schloss liegt. Wir wurden von einem Posten angerufen und vernahmen, dass man nur gegen Erlaubniskarten, die man in Mexiko erhalten kann, das Schloss, welches in eine Militärschule umgewandelt ist, besichtigen kann. Von hier oben hat man eine herrliche Aussicht. Ueber die dunkelgrünen gewaltigen Cedern, deren Stämme oft einen Umfang von 10 Metern besitzen, hinweg, sieht man den 5400 Meter hohen Popocatepetl (auf deutsch: rauchender Berg). Mit dem Feldstecher kann man die Gletscherabstürze dort oben ganz deutlich sehen. Der 4900 Meter hohe Ixtaccihuatl (auf deutsch: weisse Frau) zeigt einen breiten Rücken und sieht von hier eigentlich grossartiger aus als sein Bruder. Im Park merkt man an den vielen entlaubten Bäumen, dass man mitten im Winter sich befindet. Der Rasen, soweit er gepflegt wird, ist aber überall noch schön grün. Auf den schönen Strassen unter den Cedern fahren die Kutschen der vornehmen Bewohner der Hauptstadt.

Mit der Pferdebahn fuhren wir noch weiter nach dem idyllisch im Grünen gelegenen grossen Dorf Tacubaya und nach Mixcoac hinaus. Die reichen Mexikaner wohnen im Sommer hier draussen und man sieht daher eine Menge Landhäuser und Villen mit wundervollen Gärten. Von hier gingen wir zu Fuss bei Mondschein nach dem ganz verlassenen Castañeda hinaus, einem Garten, der aus einem wahren Labyrinth von Laubgängen mit vielen Pavillons besteht. Hier war es wunderhübsch, beim Mondschein zu spazieren. Von der Gartenwirtschaft, wo mein Bruder früher öfters getanzt, sah man nichts mehr. Wir setzten uns im Schatten eines Pavillons nieder. Aus der Ferne ertönt hier und da Hundegebell, dann wird es wieder absolut still. Gespensterhaft sehen die Schatten der Bäume aus. Ernst rühmt die alte Zeit und schimpft über die Mexikaner, welche Chapultepec, das früher so idyllisch gewesen, modernisiert haben, wobei die schönsten Bäume zum Opfer fielen.

Park bei Chapultepec.

Um 8 Uhr langten wir wieder in Mexiko an. Im Speisesaal unseres Hotels waren nur vereinzelte Gäste, und das Essen war so miserabel, dass wir nie mehr diesen Saal betraten. In den Strassen der Stadt ist es abends bald nach 8 Uhr schon ganz ruhig, und nachts ist es wie ausgestorben. Die Leute fürchten sich in dieser Jahreszeit sehr vor Erkältungen, besonders vor Lungenentzündungen, und bleiben daher abends zu Hause.

Donnerstag, den 14. Dezember, morgens 6¾ Uhr + 4,5° C., mittags 3 Uhr + 18,5° C. Morgens früh hatten wir das klarste Wetter, gegen Mittag stiegen allmählich einige Wolken am Horizonte auf und verdeckten nachmittags die Sonne. Vor 7 Uhr morgens verliessen wir das Hotel. Unterwegs kehrten wir in eines der kleinen mexikanischen Cafés ein und bekamen hier eine vorzügliche Schokolade und frisches Gebäck. Per Tram gelangten wir an den Canal de Viga.

Hier lagen mehrere grosse Boote, je für 20 Personen Platz bietend, bereit. Ein Blechdach schützt gegen Sonne und Regen. Zur Fortbewegung der Boote bedient man sich langer Stangen, mit welchen auf dem Grunde des Kanals abgestossen wird, und die Leute springen, um dem Stoss mehr Kraft zu verleihen, vom Vorderschiff einige Meter gegen achtern zu. Unser Schiffsmann war natürlich barfüssig, und wir trauten unsern Augen kaum, als wir sahen, wie er, bevor er das Boot betrat, seine Füsse wusch; die Stange warf er wie einen Speer über das Boot hinweg und sie blieb dort, so wie er gewünscht, aufrecht stecken. Um das richtige Leben auf dem Kanal zu sehen, sollte man morgens recht früh hinausgehen, doch im Winter ist dies zu ungemütlich und wir waren noch zu dieser Stunde sehr froh über unsere Decken.

Es hatte heute Morgen gefroren und man konnte noch an mehreren Stellen Reif sehen. Wir trafen noch jetzt zu der vorgerückten Stunde eine Menge von grösseren und kleineren Schiffen. Einige grosse, schwer beladene Boote hatten am Ufer angelegt, und das in kleine Bündel gebundene Gras und Gemüse wurde, nachdem sie sorgfältig gezählt waren, auf zweirädrige Wagen geladen, um in die Stadt gefahren zu werden. Dort kommt uns eine Indianerin in einem kleinen Boot entgegen, das bis zum Rande mit Kohl, Rettig, Rüben und Blumen gefüllt ist, so dass für die Frau selbst fast kein Platz mehr übrig bleibt. Grosse Eucalyptusbäume bilden zu beiden Seiten des Kanals Spalier und spiegeln sich samt den vorbeireitenden Mexikanern und Indianern in den gelblichen Fluten.

Der Kanal hat nur die Breite einer Strasse; es entgeht einem daher nichts, was an beiden Ufern vorgeht. Um unter einem niederen Steinbrückchen durchzukommen, mussten wir uns auf den Boden des Schiffes legen und das Dach hinunterlassen. Eine Unmasse von grünen Blattpflanzen schwimmt auf dem Kanal, der an mehreren Stellen wie überwachsen aussieht. Grössere Boote, mit Holz oder fruchtbarer Schlammerde

beladen, begegneten uns. Zuweilen werden mehrere Schiffe von einem kleinen Dampfer ins Schlepptau genommen.

In San Anita stiegen wir aus. Dieser originelle Ort liegt ganz zwischen einem Labyrinth von Kanälen. Die kleinen Hütten bestehen aus Stroh, und wir fuhren mit einem Kahn zwischen den Gärten hindurch. Hier wachsen die besten Gemüse. Ueberall sieht man fleissige Hände, die das Wasser aus den Kanälen schöpfen, um den Salat und die Gemüsepflanzungen zu begiessen. Mehrere Leute waren beschäftigt, Schlamm aus der Tiefe des Kanals heraufzuholen. Dieser kostbare Stoff wird auf Schiffen fortgeführt und als Düngemittel verwendet.

Nach diesem kleinen Abstecher fuhren wir auf dem Vigakanal weiter nach Ixtacalco. Grossartig war hier die Aussicht auf die beiden ge-

Indianerin in einem kleinen Boot.

waltigen Schneegipfel des Popocatepetl und Ixtaccihuatl. Beide waren in einen ganz leichten Dunst gehüllt und erschienen uns heute viel höher als gestern in der völlig durchsichtigen Atmosphäre. Bei Puente de Magdalena kehrten wir um. Hier war eine kleine landwirtschaftliche Ausstellung zu sehen, doch schienen die Käufer und Schaulustigen erst nachmittags zu kommen; jetzt war der Platz fast ganz verlassen.

Vor 12 Uhr waren wir wieder in der Stadt. An der Landungsstelle hockten mexikanische Weiber auf dem Boden, mit Waschen beschäftigt, andere hatten vor sich ein kleines Kohlenfeuer, und verkauften gebratenes Fleisch und Pastetchen, die aber gar nicht einladend aussahen. Am Nachmittag fuhren wir mit der Tram von der Plaza principale nach Peñon hinaus, eine öde, trostlose Fahrt bei mehreren Lagunen vorbei. In Peñon befindet sich eine warme Gipsquelle von 37,5° C. Es sind hier in einem grossen Gebäude geräumige, helle Badezimmer eingerichtet mit in die Erde ein-

San Anita.

gelassenen Bassins. Wir stiegen vorerst auf den sich hier erhebenden kahlen Hügel hinauf und hatten eine hübsche Aussicht auf den grossen, im Westen von Mexiko gelegenen Lago de Texcoco mit seinen sumpfigen flachen Ufern. Gegen Osten erheben sich mehrere kahle Berge, auch sieht man dort einige Dörfer. Im Südwesten der Stadt erblickt man die beiden Riesen, deren weisse Häupter aus den Wolken hervorragen. Im Norden von Mexiko liegt malerisch im Grünen die Stadt Guadalupe, angelehnt an die Sierra de Guadalupe. Direkt unter uns liegen einige graue Adobegebäude und in der Ferne die Kirchtürme Mexikos. Es war mit Schwie-

An der Landungsstelle am Canal de Viga.

rigkeiten verknüpft, auf diesen kleinen Hügel hinauf zu kommen, denn überall befanden sich auf und zwischen den Felsen kugelförmige Pflanzengebilde mit abscheulich scharfen Stacheln, die selbst durch unsere Schuhe drangen und kaum wieder los zu bringen waren. Nachdem wir noch als einzige Gäste ein erfrischendes Bad genommen, kehrten wir wieder in die Stadt zurück. Abends um 6 Uhr ist es in den Strassen am belebtesten, denn um diese Zeit zeigen sich die Equipagen der reichen Mexikaner.

In Mexiko stehen die Spanier an der Spitze. Sie sind die Besitzer der grossen Ranchos, und in der Hauptstadt gehören ihnen fast alle Gebäude. Als kleine Knaben kommen sie von Spanien herüber und arbeiten sich oft von ganz unten herauf. Alle Leih-Institute sind in spanischen

12*

Händen. Dann folgen die Franzosen, welche die Deutschen aus vielen Geschäftsbranchen verdrängt haben. Sie sind hauptsächlich in der Stoff-, Wäsche- und Kleiderbranche thätig, während die Deutschen meist Kram- und Eisenwarengeschäfte besitzen. Italiener und Engländer trifft man in Mexiko nur selten, während die Amerikaner ihr Geld in den Eisenbahnen und grossen Industriewerken und Minen angelegt haben. Abends trafen wir mit Freunden zusammen. In den beiden Restaurants Bach und Weber hört man nur deutsch sprechen und es geht hier sehr lebhaft zu.

Aztekisches Götzenbild.

Freitag, den 15. Dezember. Morgens 8 Uhr + 8,5° C. Abends 9 Uhr + 12,5° C. In der Nacht hatte es ein wenig geregnet. Am Morgen war der Himmel bewölkt, aber gegen Mittag brach sich wieder die Sonne Bahn und erwärmte uns. Unser verlorener Koffer fand sich glücklich wieder.

Wir besuchten das Museum nationale, dessen Hauptsehenswürdigkeit die aztekischen Altertümer bilden. Zuerst bewundert man den weltberühmten Kalenderstein, einen Koloss von etwa 5 m Durchmesser und 1 m Dicke, der in früheren Jahren in der Kathedrale eingemauert war. Die Azteken sollen einen vorzüglichen Kalender besessen haben. Hier befindet sich auch der gewaltige Opferstein, auf dem eine Unmasse von Menschen hingeschlachtet wurde. Mit Bewunderung erfüllen einen die prachtvoll polierten Steinsachen. Da befinden sich Spiegel, aus dem härtesten schwarzen Stein verfertigt, an denen ein ganzes Menschenalter und länger geschliffen worden sein muss, zumal mit den primitiven Steinwerkzeugen jener Zeit. Eine Unmasse Götzenbilder, die in ihrer hockenden Stellung an die indischen Götter erinnern; Reliefs mit ähnlichen Figuren, wie sie die Egypter und Assyrer formten, oft mit recht fein geschnittenen Gesichtern, findet man in Menge, ferner Thonkrüge, wie sie heute noch in Mexiko im Gebrauch sind. Eine Menge von Photographien gaben uns ein Bild von den Ausgrabungen, besonders von Uxmal, Chichen-itza, Mitla, Xochicalco, und wir bekamen ordentlich Lust, auch diese Orte noch zu besuchen.

Am Canal de Vigo.

Am Canal de Vigo.

Steinjoche, in welche die Menschenopfer gelegt wurden, Steinpfeifen, zerrissene Malereien, ein alter, schlecht erhaltener Plan von Mexiko fesselten unsere Aufmerksamkeit. Man bedauert bei einem Gang durch alle diese Sehenswürdigkeiten, dass die Spanier seiner Zeit so brutal waren und alles zerstörten, was sie nur konnten, so dass die Geschichte der Azteken fast unbekannt geblieben ist. Hier wird auch die Galakutsche des Aqueducto Maximilian de Austria aufbewahrt.

Wir waren bei Herrn O. zum Mittagessen eingeladen. Derselbe, ein geborener Deutscher, hat eine hübsche Spanierin zur Frau. Trotzdem die Herren nicht genug ihre Geschäfte rühmen konnten, beneideten sie mich doch alle sehr, weil ich schon binnen kurzem wieder nach Europa

Kirche in Xochimilco.

zurückkehren konnte. Mexiko hat ungefähr 400 000 Einwohner, genau wird es jedoch wohl noch nie festgestellt worden sein. Das Klima ist hier nicht besonders gesund. Morgens ist es recht kühl, selbst kalt, gegen Mittag aber wird es warm, weshalb man sich hier sehr leicht erkältet, was auch mir passierte. Die Strassen der Stadt werden, wie es auch an andern Orten geschieht, häufig aufgerissen, welches Manöver im Sommer die Luft schrecklich verpestet. Typhus, Pneumonie, Blutarmut, Lebercirrhosis, Tuberkulose, Bronchitis, Enteritis figurieren als die häufigsten Todesursachen. Obwohl die Strassen Mexikos, mit Ausnahme der holzgepflasterten Hauptstrassen, recht holprig sind, sieht man doch einige Automobils, die aber auf dem Pflaster sonderbare Sprünge machen. Die Restaurants in Mexiko sind ganz nach amerikanischer Art eingerichtet.

Man trinkt meist sein Glas an der Bar stehend. Ein Theater von etwelcher Bedeutung giebt es in Mexiko nicht.

Wir erkundigten uns bei der Agentur nach den von Veracruz nach Europa fahrenden Schiffen. Die Schiffe der Transatlantique française verlassen am 12. jeden Monats Veracruz und erreichen über Habanna etwa in 15 Tagen St. Nazaire. Die Schiffe der Hamburg-Amerikanischen Linie brauchen über Habanna—New Orleans—Hamburg 30—36 Tage. Die Transatlantique espagnole entsendet jeden 15. ein Schiff über Habanna in etwa 16 Tagen nach Santander und jeden 24. über Habanna—Portorico—Las Palmas—Cadiz nach Barcelona. Die Auskunft befriedigte mich nur halb. Ich wäre gern Anfangs Januar von Veracruz nach Habanna gefahren.

Gewinnung der Pulque.

Samstag, 16. Dezember. — Am Morgen um 7 Uhr fuhren wir von der Plaza principale erst mit der Pferdebahn, dann mit der Dampftram gegen Tlalpam hinaus und stiegen eine Station vor Tlalpam aus. In Mexiko hatten wir Morgens um 7 Uhr 6° C. gehabt, und der Himmel hatte nur wenige Wölkchen gezeigt. Hier befanden wir uns in dichtem Nebel. Gegenüber der Station, in einem Laden, wo Spezereien, Bier etc. verkauft werden, bekamen wir eine Tasse warmen Kaffee. Wir wanderten zu Fuss auf einer breiten, sandigen Strasse nach Xochimilco, wo wir um 9 Uhr 35 Min. anlangten. Der Nebel hob sich allmählich und wir hatten nun gegen Süden zu einen wunderbaren Blick auf die Berge, an deren Fuss wir uns befanden. Erst jetzt, wo man in der Nähe sich befindet, bekommt man einen Begriff von der Höhe dieser Gebirge, deren Gipfel allerdings schneefrei sind. Auf den Feldern sind die Mexikaner mit Pflügen beschäftigt. Sie nehmen die Arbeit recht gemütlich. Die Maultiere suchen sich, während sie langsam den Pflug ziehen, rechts und links ihre Nahrung.

Xochimilco hat in seiner Umgebung ganze Haine von Pappeln, hier und da mit einigen Eucalypten vermischt. Gegen halb 10 Uhr verschwand der Nebel vollkommen. Die grosse graue Kirche mit ihren Kuppeln und

Türmen liegt zum Teil zwischen Bäumen versteckt. Die äussersten Hütten des Dorfes bestehen zumeist aus Stroh, dann folgen ganz einfach konstruierte Steinhütten mit Giebelstrohdächern. Das Stroh wird zu diesem Zweck in Garben gebunden und mit diesen die Dächer gedeckt, so dass man zuerst glauben könnte, das Stroh sei hier nur zum Trocknen hingelegt. Eine Menge von verfallenen Mauern gestattet uns, einen Blick in die hübschen, grünen, blumenreichen Gärten zu werfen. Xochimilco ist ein überaus malerisches Dorf. Von jeder Strasse aus hat man eine wundervolle Aussicht auf die duftigen, schön geformten Höhenzüge, vor welchen einige niedere Hügelketten lagern.

Waschende Weiber.

Auf dem Markt wurden ganze Körbe voll in Maisblättern gebratener Fische feilgeboten. Ueberall sieht man mit Pulque gefüllte Tierhäute. In jedem Laden kann man dieses trübe, wie neuer Weisswein aussehende Getränk kosten. Für 3 Centavos taucht der Spezereihändler ein Zweideziliterglas in das im Magazin offen dastehende Fass und bringt uns dasselbe bis zum Rande gefüllt. Mich erinnerte das Getränk an etwas faden Apfelwein. Ich fand es recht gut, um grossen Durst zu löschen. Die Pulque wird aus einer Magueiart gewonnen. Grosse Distrikte werden mit Maguei angepflanzt, und es dauert 3—5 Jahre, bis man mit der Saftgewinnung beginnen kann. Die mittleren Blätter der aloeartigen Pflanze werden nun entfernt. In der durch das Entfernen der Blätter im Wurzelstock entstehenden Höhlung sammelt sich ein süsser Saft, der ausgehebert

wird und bald in Gährung übergeht. Bei den grossen Pflanzungen wird jedes Jahr ein Stück nachgepflanzt, so dass immerfort geerntet werden kann.

Durch Xochimilco zieht sich eine grosse Anzahl von Kanälen, an welchen man überall waschende Weiber erblickt. Sie hocken auf dem Boden hinter einem grossen Stein, der als Waschbank dient. Die Weiber seifen und baden auch ihre schreienden Kinder und waschen ihr langes, schwarzes Haar. Ueberall sieht man eine Menge Indianertypen. Während wir auf ein Boot warteten, das uns versprochen worden war, traten wir in eine Strohhütte, das feinste Restaurant dieses Dorfes, um etwas zu essen. Ein betrunkenes Weib lag besinnungslos auf dem Boden. Ihr kleines Kind schrie nach Milch und versuchte die Mutter zu wecken. Wir bekamen hier eine kolossal scharfe Chilisuppe, etwas Huhn und ein Ei, zogen es aber vor, das Tischtuch, das auch nicht fehlte, entfernen zu lassen.

Die Hauptstrasse des Ortes besteht aus weissen Adobegebäuden mit flachen Dächern. Von den Schneebergen konnte man heute nichts sehen. Endlich um halb 11 Uhr lag unser Boot bereit. Wir nahmen Platz auf zwei für uns herbeigebrachten Stühlen. Unser Schiffsmann war ein rüstiger Mann, der einen 11jährigen Knaben als zweiten Mann mitbrachte. Zwischen Aeckern und Strohhütten hindurch, fuhren wir in vielen Windungen in dem schmalen Kanal in einer sehr malerischen Landschaft dahin. Der Vater bediente sich einer langen Stange, um das Boot vorwärts zu schieben. Der aufgeweckte Kleine, der sich nach allem möglichen erkundigte, stand vorn auf dem Schiff und trug durch Paddeln zu raschem Vorwärtskommen bei. Wunderbar schön spiegelten sich die Pappeln in den gelben Fluten, und die Ufer waren überall recht belebt. Zwischen den Aeckern sah man bald links, bald rechts ein kleines Schifflein auftauchen. Weiber waren mit Waschen beschäftigt, und Männer arbeiteten in den Gärten. Oft kamen ganz kleine Kanoes, die kaum für einen Mann und etwas Gemüse vorn und hinten Platz boten, an uns vorbei geschossen. Zwischen den Pappeln versteckt sieht man viele malerische Strohhütten.

Bei angenehmer Temperatur im Schatten der Bäume fuhren wir unter mehreren Holzstegen hin, bei welchen der Kanal sich jedesmal verengte. Zwischen den in das Wasser herabhängenden Zweigen und Aesten musste das Boot sich einen Weg suchen. Von Zeit zu Zeit lösten wir den Jungen im Rudern ab. Auch hier holten die Mexikaner Schlamm aus dem Kanal und füllten damit ihre Barken. Wir fuhren gegen Süden bis an den Fuss des Gebirges und passierten mehrere kürzere Tunnels. Ueberall waren die Ufer prächtig grün. Um 12 Uhr zeigte das Thermometer im Wasser 15° C.

Am Ende des Kanals gelangten wir in ein krystallklares, etwa 50 Meter breites und ca. 5 Meter tiefes Wasserbecken. Wir hatten die

Aztekische Bauten in Xochicalco.

Quellen erreicht, welche dem Kanal immer wieder frisches Wasser zuführen. Auf dem Grunde des Bassins befinden sich einige Sardinenbüchsen und zerbrochene Teller, und diese Gegenstände glitzern in allen Farben, als ob da unten die schönsten Muscheln lägen. Wir frugen unsern Bootsmann, ob es hier auch Nymphen gebe. Der Mann nickte bejahend. Als wir ihm ausmalten, dass es hier nachts wohl nicht geheuer sei und sich gewiss um die zwölfte Stunde niemand diesem Ort nahen dürfte, war er wieder vollkommen mit uns einverstanden. Was wir auch fragen mochten, er bejahte alles. Man muss den Mexikaner stets so

Kanal bei Xochimilco.

fragen, dass er nicht mit ja oder nein antworten kann; selbst dann steht ihm aber noch das verwünschte »Quien sabe?« (wer weiss?) zur Verfügung.

Um 1 Uhr 40 Min. waren wir wieder in Xochimilco zurück und fuhren, ohne uns aufzuhalten, nach Norden weiter. Längs des Kanals befinden sich prächtige Eucalyptusalleen. Eine Menge von Booten war auf dem Kanal, und da wir in Xochimilco das schwere Boot mit einem viel leichteren vertauscht, ging die Fahrt flott von statten. Zu beiden Seiten flog aus den Lagunen eine Unmasse von Enten auf. Zur Rechten hatten wir einen kleinen Vulkan mit mächtigem Krater. Die Hauptstadt hat jedes Jahr einige Erdbeben, und öfters recht bemerkliche, so dass die Häuser zittern und wanken. Im Westen türmten sich gewaltige Wolkenmassen auf.

Um 4 Uhr kamen wir nach Ixtapalapa und vertauschten hier das Boot gegen die Strassenbahn. Bei der ersten Krümmung der Strasse entgleiste der Wagen, und es verging einige Zeit, bis die Maultiere ausgespannt und der Wagen wieder auf die Schienen gehoben war. Um 5 Uhr hatten wir die Stadt erreicht. Für den andern Morgen früh verabredeten wir einen Ausritt nach dem wunderschön gelegenen Desierto, in dessen Nähe heute noch immer der grosse Schatz, den die Azteken vergraben, vermutet wird.

Da wir beabsichtigten, am Montag nach Amecameca und von dort südlich zu den grossen Stalaktitenhöhlen abzureisen, kauften wir Fackeln und Magnesium ein. Abends beobachteten wir bei klarstem Wetter eine vollkommene Mondfinsternis, und die Leute standen überall in Gruppen beisammen, um deren Verlauf zu verfolgen. Zufällig trafen wir heute Abend auch unsern Freund Simon L. aus Torreon, so dass wir für den Montag einen Reisebegleiter hatten.

Sonntag, 17. Dezember. Der Himmel war fast wolkenlos. Da wir uns morgens über eine Stunde versäumten und um 1 Uhr bei Herrn O. zum Mittagessen sein sollten, mussten wir es aufgeben, Desierto zu erreichen. Morgens um 7 Uhr hatten wir 6° C., Mittags 19° C. Wir fanden es herrlich, wieder einmal auf einem guten englischen Sattel einen wackeren Traber zu reiten. Die Umgebung Mexikos machte doch einen etwas herbstlichen Eindruck. Neben immergrünen sieht man überall auch kahle, entlaubte Bäume. Auf einigen Umwegen gelangten wir bis San Angel, wo man überall prächtige Gärten sieht. Manche Mexikaner ziehen sich im Sommer aus der Stadt hierher ins Grüne zurück. Die Gärten zeigen noch einen wunderbaren Blumenflor. Neben der Kirche auf der Plaza wurde, obwohl Sonntag, Markt abgehalten, und nur das regere Treiben auf den Strassen liess eigentlich auf einen Feiertag schliessen. Die beiden Schneegipfel schauen hoch aus den Wolken auf uns hernieder. Auf den Popocatepetl hinauf müssen wir, das ist abgemacht. Die Wege in der Umgebung der Stadt sind sandig und zum Teil schrecklich staubig, aber durchgehends zum Reiten weit mehr geeignet als zum Fahren. Auf dem Rückweg konnten wir teils vor Gräben, teils wegen Wassertümpeln nicht weiter; wir mussten umkehren und schliesslich unsere Pferde durch ein Wasser treiben, das ihnen bis an den Bauch reichte.

Um 1 Uhr waren wir wieder nach Mexiko zurückgekehrt, aber erst um 3 Uhr langten wir bei Herrn O. zum Diner an. Droschken waren in der Stadt überhaupt nicht aufzutreiben. Mit dem Tram kam man kaum vorwärts. Die ganze Stadt pilgerte nach der Plaza de toros hinaus. Ich verstand beim Mittagessen wenig von der Unterhaltung, die nur spanisch geführt wurde. Der Hausherr schneidet hier seinen Gästen selbst vor und giebt ihnen möglichst gute und grosse Bissen. Neben Wein fehlt auf dem

Tische nie eine Flasche Whisky, Cognac etc., und die Lebercirrhosis kommt nicht umsonst so häufig vor.

Gegen Abend sahen wir uns das Ballspiel (Las Pelotas) an, das von Berufsspielern dem Publikum vorgeführt wird. Mit einem langen Korb, welcher an der rechten Hand des Spielers befestigt ist, werden die kleinen, harten Bälle mit kolossaler Gewalt an eine hohe Wand geschleudert, fliegen von hier wieder zurück und müssen von der Gegenpartei mit dem Korb aufgefangen werden, nachdem sie höchstens einmal die Erde berührt haben. Jetzt wird der Ball wieder gegen die Wand geschleudert, was viel Geschicklichkeit und Kraft erfordert. Fliegt der Ball zu hoch, oder kann er nicht aufgefangen und zurückgeschleudert werden, so ist ein Punkt verloren. Eine Wette darf 20 Pesos nicht überschreiten, aber man kann so viele Wetten eingehen, wie man will. Abends kehrten wir nach Hause zurück über die Alameda, einen grossen, mit schönen Bäumen bepflanzten Platz, dem Sammelpunkt der schönen Welt von Mexiko. Eine wahre Völkerwanderung strömte aus dem Stiergefecht nach der Stadt zurück.

EINUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

Popocatepetl.

Amecameca — Wallfahrtsort — Vorbereitungen — Durch steilen Wald zum Sattel hinauf — Im Walde verirrt — Popocatepetl bei Mondbeleuchtung — Wir übernachten in den Hütten von Tlamacas — Eine eigenartige Fussbekleidung — Die Maultiere kommen kaum mehr vorwärts — Sonnenaufgang — Die Sandalen werden angelegt — Am Kraterrand — Zum Gipfel hinauf — Atembeschwerden — Der Abstieg — Von Amecameca nach Mexiko.

Montag, 18. Dezember. Am Morgen fuhren wir mit Simon L. nach dem San Lazaro-Bahnhof. Mit der Interoceanico, einer Schmalspurbahn, langten wir nach zweistündiger Fahrt um halb 11 Uhr in Amecameca an. Wir hatten einen grossartig schönen Tag, kein Wölkchen zeigte sich am Himmel. Diese günstige Gelegenkeit durften wir nicht vorübergehen lassen und waren rasch entschlossen, vorerst den Popocatepetl zu besteigen. Die weiter im Süden gelegenen Grotten konnten wir auch bei zweifelhaftem Wetter besuchen. Die Bahn steigt, nachdem man Mexiko verlassen, bald sehr erheblich und man hat durch das Grün der Tannen hindurch einen wunderbaren Blick auf den Kegel des Popocatepetl und den Schneekamm des Ixtaccihuatl. Nach 10 Uhr verhüllte sich letzterer Berg vollständig und zeigte sich längere Zeit nicht mehr. Einige Nebel krochen auch am Popocatepetl herauf, aber immer wieder hob er sein stolzes weisses Haupt aus den Wolken hervor, während sein Bruder mürrisch sich verbarg.

Amecameca liegt am westlichen Fusse eines mit Tannen bewaldeten Hügels, auf dessen Höhe zwei kleinere Kirchen sich befinden. Ein Ausflug auf diesen Hügel hinauf ist äusserst lohnend. Ein breiter, gepflasterter Weg führt unter mächtigen Tannen bei 14 Stationen vorbei, steil hinauf zu dem Wallfahrtsort. Der Blick von hier oben auf den Popocatepetl ist grossartig. In den Hallen des malerisch gelegenen Kirchleins sind sehr viele Bilder aufgehängt, welche von wunderbaren Rettungen aus drohender Lebensgefahr erzählen. Man kann sich hier eine Vorstellung machen von den häufigen Gefahren, die das Leben der Mexikaner bedrohen. Ein

Die Schutzhütte beim Popocatepetl.

Kraterrand des Popocatepetl.

grosser Teil der Bilder zeigt vom Pferde gestürzte Mexikaner in irgend einer Schlucht oder in einem Bach liegend, dann folgen viele Eisenbahnentgleisungen. Durch schönen, von der Sonne beleuchteten, dunkelgrünen Wald, von dem sich der rote Lehmboden hübsch abhebt, gelangte ich zu einem zweiten Kirchlein, hinter welchem sich ein grosser Friedhof ganz im Wald versteckt, befindet. Alle Gräber hier sind mit Blumen geschmückt, hauptsächlich mit unzähligen rot blühenden Geranien. Unten liegt das stattliche Amecameca mit seinen Fabriken in der grauen, von einigen Tannen bewachsenen Ebene. Durch einen prächtigen Waldweg steigt man direkt zum Hotel hinunter.

Wir hatten gleich nach Ankunft in Amecameca mit dem Popocatepetlunternehmer verhandelt, und um 12 Uhr sollten Führer und Maultiere zum Aufbruch bereit sein. Jeder Popocatepetlbesucher zahlt für die Tour für Führer und Maultier 12 Pesos. Der Ixtaccihuatl wird viel weniger bestiegen als der Popocatepetl, weil weniger lohnend, doch soll der Aufstieg nicht viel schwieriger sein. Vor wenigen Tagen erst war auf ersterem Berge ein Deutscher abgestürzt. Wir waren im Hotel Hispano y Americano, nahe dem Bahnhof, abgestiegen. Vorerst galt es nun noch, mit dem Unternehmer die nötigen Einkäufe zu machen. Leder und Riemen, sowie Baumwollentuch, um die obligaten Strümpfe und Sandalen zu verfertigen, Matten, um nachts darauf zu schlafen, Stricke, Wein, Schokolade wurden erhandelt. Nach dem Diner warteten wir vergebens auf Führer und Maultiere. Es wurde halb 2 Uhr, und immer fehlte noch ein Tier.

Endlich um 2 Uhr waren fünf Maultiere da, und wir konnten, begleitet von einem berittenen Führer und einem zu Fuss gehenden Mozo, der das Lasttier zu beaufsichtigen hatte, aufbrechen. Die drei Bergführer sollten uns abends in der Hütte treffen. Im Städtchen machte der Führer vor seiner Wohnung noch einen kurzen Halt, um Abschied von den Seinen zu nehmen. Amacameca hat den richtigen Bergdorfcharakter. Die Häuser sind mit Ziegeln bedeckt, was dem Ganzen ein düsteres Aussehen verleiht. Anderthalb Stunden ritten wir durch die Ebene, hin und wieder unter Baumalleen oder zwischen Gebüsch durch. Zur Seite unseres Weges befand sich ein tief gelegener, steil abfallender Wassergraben und man musste hauptsächlich, wenn wir holzbeladenen Karawanen begegneten, an denen wir kaum vorbei konnten, Achtung geben, um nicht in die Tiefe zu stürzen. Die Mexikaner tragen hier meistens statt des roten Shawls den braunen Sarape, der in der Mitte einen Schlitz hat, um den Kopf durchzustecken. Dieser Sarape ist sehr bequem, man braucht ihn nicht immer zu halten, wie den Shawl. Jetzt ging es durch wunderbar schönen Föhrenwald auf staubigem, oft sehr steilem Wege zum Sattel hinauf. Zur Rechten hatten wir den Popocatepetl, zur Linken den Ixtaccihuatl. Je näher wir dem Schneekamm kamen, je grossartiger wurde dieser Berg, denn immer mehr

kommt seine Gletscherkuppel zur Geltung. Wenn man den ganzen gewaltigen Berg aus der weiten Ferne erblickt, so erscheint nur die oberste Spitze von Schnee bedeckt. Auf der Nordseite des Popocatepetl springt in der Höhe der Schneegrenze ein gewaltiger Felskopf vor, Corda de nieve genannt, der ganz ähnlich aussieht, wie die Wildefrau vom Kienthal aus. Nun kann man auch mit unbewaffnetem Auge die Gletscherspalten auf der Nordseite des Berges erkennen. Der Gletscher erstreckt sich nicht bis zur Baumgrenze hinunter.

Der Weg führte uns an einer tiefen bewaldeten Schlucht vorbei und man hörte unten einen wilden Gebirgsbach rauschen. Auf der andern Seite, tief unter uns vor einer Höhle, brannte ein grosses Feuer, wo die Waldarbeiter sich ihr Nachtessen kochten. 5 Uhr + 8,5 ° C. Ziemlich plötzlich wichen die Föhrenwaldungen zurück, und an ihre Stelle traten Tannenwaldungen. Diese Tour ist an und für sich, auch wenn man nicht gedenkt den Popocatepetl zu ersteigen, äusserst lohnend. Abends hat man einen wunderbaren Blick zurück, den Wald hinunter auf die weite Ebene, in der man kaum mehr den heute Morgen bestiegenen Hügel von Amecameca als solchen unterscheiden kann. Die Tannen werfen lange Schatten. Der Himmel scheint in Flammen zu stehen und die Spitze des Popocatepetl erglüht in rosigem Licht.

Um 6 Uhr wurde es dunkel, wir schritten schweigend durch den Wald, dessen tief herabhängende Aeste fortwährend drohten, uns der grossen, breitrandigen mexikanischen Hüte zu berauben. Der Weg wurde immer schmaler, und mehrfach machte die Spitze der Karawane Halt. Der Führer suchte nach dem Wege. Endlich, im stockfinsteren Wald blieben wir stecken. Unser Führer wusste nicht mehr, wo wir uns befanden. Weg und Richtung hatten wir völlig verloren. Dies hätte uns unmöglich passieren können, wenn wir mittags zur festgesetzten Stunde hätten wegreiten können. Der Mond war im Abnehmen begriffen, ging also erst nach einigen Stunden auf. Der Lasttiertreiber wurde auf Rekognoszierung ausgesandt und man hörte in der stillen Nacht hin und wieder seinen Ruf. Nach langem Warten bekamen wir endlich auf unser gemeinschaftliches Rufen aus der Ferne Antwort, von den Bergführern, wie sich später herausstellte.

Auf halsbrecherischem Weg, über Baumstämme, über welche die Mulas nur mit Gewalt zu bringen waren, suchten wir uns den helfenden Stimmen zu nähern. Endlich erblickten wir auf der Höhe oben im Wald drei Feuer, denen sich unser Führer, nachdem er uns ersucht, zu warten, vorsichtig zu Fuss näherte, um auszukundschaften, wer sich dort aufhalte. Unsere Bergführer waren ausgezogen, um uns zu suchen. Sie hatten das dürre Gras des Waldes an drei Stellen angezündet, um uns auf den richtigen Weg zu bringen. Ohne diese rechtzeitige Hilfe hätten wir im

Freien übernachten müssen und wären morgens kaum mehr auf den Popocatepetl gekommen.

Nun ging auch der Mond auf. Wir waren über die Baumgrenze hinausgelangt und hatten einen grossartigen Blick auf den vom Mond gespensterhaft beleuchteten Gletscher und hinunter in die dunkeln Wälder. Um 9 Uhr endlich langten wir, nachdem wir noch eine Viertelstunde bergab geritten, bei einigen grossen Bretterhütten, Tlamacas genannt, an. Wir hatten noch + 1° C. Von hieraus macht sich der Popocatepetl ganz famos und präsentiert sich als ein richtiger Gletscherberg. Die drei Hütten, die sich hier auf dem Sattel befinden, stammen aus der Zeit, wo noch im Krater Schwefel gewonnen wurde. In der grössten Hütte nahmen wir Quartier, und bald brannte in der Mitte derselben auf dem Lehmboden ein lustiges Feuer, woran wir uns wärmen konnten. Die reichlichen Proviantvorräte wurden ausgepackt. In der Hütte war es so kalt wie draussen, denn zwischen den Brettern befanden sich grosse, oft mehrere Centimenter breite Spalten, durch welche der Wind pfiff. Für genügende Ventilation war gesorgt. Morgen sollte um 2 Uhr aufgebrochen werden, wie die Führer behaupteten. Simon L. hatte nur einen leichten Mantel bei sich und wir mussten uns, so gut es gehen wollte, in die Decken teilen. Ernst und mir waren die roten Wolldecken liebe Begleiter geworden, sie haben uns sehr oft vortreffliche Dienste geleistet. Wir legten uns auf den harten Boden. Obwohl wir aber nachts wegen der Härte des Lagers und wegen der Kälte oft aufwachten, fanden wir es unter den Decken doch viel gemütlicher als draussen und verspürten wenig Lust, schon um 2 Uhr aufzustehen.

Dienstag, den 19. Dezember. Um halb 5 Uhr waren wir munter. Am klaren Himmel stand immer noch der Mond und beleuchtete den Gletscher des Popocatepetl. Es war empfindlich kalt (−3° C.). Vor der Hütte draussen lag dicker Reif und man glaubte, eine Schneelandschaft zu sehen. Unsere Bergführer waren, während wir eine Tasse Schokolade zu uns nahmen, eifrig beschäftigt, ihre Füsse mit einer Unmasse von Lappen zu umwickeln und Sandalen anzulegen. Nachdem die Fussbekleidung der Führer in Ordnung war, nahm jeder derselben einen von uns in Behandlung. Ernst hatte nur leichte mexikanische Schuhe an, in welchen er unmöglich die Besteigung hätte mitmachen können. Simon L. und ich trugen gute Schuhe, die wir aber in Amecameca nicht hatten nageln lassen, weil es uns interessierte, einen Versuch mit den mexikanischen Sandalen zu machen, ohne welche, wie die Führer behaupten und fest glauben, kein Mensch den Popocatepetl besteigen könne. Die Schuhe wurden uns ausgezogen und die Füsse und Beine bis Mitte der Waden fest in weiches Baumwollentuch mehrfach eingewickelt und mit Schnüren diese Gamaschen festgebunden.

So bestiegen wir ohne Sandalen um 6 Uhr 5 Minuten die Maultiere; die neue Fussbekleidung war recht angenehm warm. Zuerst ritten wir noch einige Minuten durch Tannenwald, dann gelangten wir über die Baumgrenze auf dürre Alpenweiden, doch in kaum einer halben Stunde befanden wir uns im Geröll, und ein Weg führte uns im Zickzack aufwärts. Mein Tier hielt sich an der Spitze. Sehr mühsam kamen wir vorwärts. In dem Geröll und feinen Sand rutschten die Tiere immer wieder zurück. Nach je zehn Schritten blieben sie stehen und mussten fürchterlich schnaufen, so dass man glaubte, die Sattelriemen würden gesprengt. Immer häufiger und länger wurden die Ruhepausen, und wir bekamen aufrichtiges Mitleid mit unsern Reittieren.

Die Sonne ging wunderbar schön auf und bestrahlte den Schneegipfel des Ixtaccihuatl mit ihrem goldenen Licht. Der ganze Horizont erglühte, und gegen Nord-Osten sahen wir in die tiefe Ebene hinunter, auf die Stadt Puebla. Mehr rechts, nach Osten hin, erhebt sich der spitze Schneegipfel des Orizaba wie ein gewaltiger Riese aus der weiten Ebene. Weiter, gegen Veracruz hin, türmten sich in der furchtbaren Tiefe gewaltige Wolken und Nebelmassen auf — dort unten regnete es sehr wahrscheinlich.

Um 7 Uhr 25 Minuten gelangten wir zu einem Kreuz und stiegen hier gern von den ermatteten Reittieren. Viel höher hätten sie uns nicht mehr zu tragen vermocht. Nun wurden uns die Sandalen mit Lederriemen an den Füssen befestigt. Die ziemlich weichen Ledersohlen, unten etwas rauh, waren so kurz zugeschnitten, dass die Zehen über das Leder hinausragten. Die Lederriemen wurden zwischen dem grossen und den übrigen Zehen hindurch fest angezogen und wir hatten das Gefühl, als ob wir in blossen Strümpfen gingen. Auf dem Gletscher hat man in diesen Sandalen ebenso guten Halt, wie in genagelten Schuhen, aber auf dem Geröll spürt man die Steine viel mehr als in festen Bergschuhen, und eine Unmasse von Steinchen gelangen zwischen Sandalen und Strümpfe, was gar nicht angenehm ist. Hauptsächlich beim Abstieg hatten wir das Gefühl, als hätten die Steine Baumwollentuch und Strümpfe ganz zerrissen. Auf grobem Geröll möchte ich von dieser Fussbekleidung, die öfter unterwegs wieder in Ordnung gebracht werden musste, nichts wissen. Ein guter Bergschuh ist entschieden besser wie Sandalen. Er ist zwar viel schwerer, dafür aber auch unvergleichlich haltbarer.

Auf der Nordseite wird der Popocatepetl nie bestiegen. Hier müsste man über die gewaltigen Gletscher, deren grosse Bergschründe wir, nachdem wir uns nach der Ostseite des Berges gewandt, liegen sahen. Wir rückten ziemlich direkt von Osten steil bergan dem Riesen auf den Leib. Um 7 Uhr war der erste Schnee erreicht. Ein Führer war mit einem gewaltigen Gletscherbeil bewaffnet, mit dem er sich auch ganz gut unter

Ixtaccihuatl mit Amecameca.

Auf dem Wege zum Popocatepetl.

den Strassenarbeitern hätte sehen lassen können. Auf dem Geröll war es unangenehm zu gehen und sehr mühsam zu steigen, da man fortwährend wieder zurück rutschte. Wir hielten uns deshalb möglichst auf dem Schnee, der überall hart, oft zu Eis gefroren war. An manchen Stellen wurden einige wenige Stufen gehauen. Wir hatten jeder von den Führern einen kurzen Bergstock mit gewaltiger eiserner Spitze bekommen. Um auf der Ostseite bis zum Kraterrand zu gelangen, brauchte man keinen Gletscher zu passieren. Der Firn war durch das Schmelzwasser überall scharf ausgezackt. Wir gelangten nur langsam vorwärts und mussten bald nach Beginn des Aufstiegs immer wieder rasten, um Atem zu schöpfen. Mein Führer reichte mir ein Seil, an welchem er mich vorwärts ziehen wollte.

Auf dem Popocatepetl-Firn.

Der Mann ging mir aber viel zu rasch und ich blieb lieber mein eigener Herr. Bei weichem Schnee muss der Aufstieg hier schauderhaft mühsam sein.

Endlich um 10 Uhr 55 Minuten erreichten wir den Rand des Kraters. Von hier hatten wir eine gewaltige Fernsicht. Im Osten erhob sich der spitze Kegel des Orizaba, umgeben von einigen kleineren Bergen. Nach Nordosten hin sahen wir die Spitze des Ixtaccihuatl, der auf dieser Seite fast keinen Schnee hat und nicht mehr den breiten Rücken, sondern eine scharfe Kante zeigt. Der Sattel zwischen den beiden Bergen, den wir gestern per Maultier erklommen hatten, kam uns hier oben ganz unbedeutend vor. Das Gebiet, das man übersah, war kolossal, bot aber wenig Abwechslung, und die wenigen Berge erschienen wie kleine Hügel. So weit das Auge reichte, dehnte sich die graue Ebene aus, nur hier und da erblickte man einmal eine bewaldete Stelle. Das Schneefeld, auf welchem wir die Höhe erreicht hatten, hörte jetzt plötzlich auf und bildete, vom

Krater aus gesehen, einen etwa 1 Meter hohen, weissen Rand um den Krater, diesen einfassend wie ein silberner Reif.

Wir stiegen einige Meter in den Krater hinab und setzten uns dort auf einen Felsen. Von hier aus konnten wir wohl 1000 Meter in die Tiefe des Kraters hinunter schauen, auf dessen Grunde sich ein grüner See befand. Die Seitenwände des Kraters fallen sehr steil ab und gehen an manchen Orten als senkrechte Felswände in die Tiefe. An den Kraterwänden sieht man kleinere Schneefelder, dann grosse, gelbe, fortwährend brennende Schwefelablagerungen, und überall steigen Rauchwölkchen empor. An den Felsen hängen riesenhafte Eiszapfen. Bis zur höchsten Bergspitze hinauf riecht man die stechenden Schwefeldämpfe.

Unsere Führer zeigten sich höchst erstaunt, als wir nach kurzem Halt die Absicht kund gaben, noch den höchsten Gipfel zu ersteigen, und verlangten dafür einen Extralohn. Die Popocatepetlbesucher, fast ohne Ausnahme, lassen sich daran genügen, wenn sie bis hierher gelangt sind. Wir befanden uns jetzt an der tiefsten Stelle des Kraterrandes, der regelmässig ansteigt und etwa gerade uns gegenüber die höchste Höhe erreicht. Der grösste Durchmesser des ungeheuren Kraters beträgt gewiss nicht weniger als etwa 2 Kilometer, und nie hätte ich mir träumen lassen, dass ein Vulkan einen so ungeheuren Trichter aufweisen könnte. Wir hatten keinen rechten Appetit, tranken nur ein Glas Wein und gingen nach 10 Minuten Rast wieder vorwärts. Den Führern gaben wir zu verstehen, dass wir auch ohne ihre Begleitung den Weg finden würden; da wollten sie denn doch nicht zurückbleiben.

Am nördlichen Kraterrand, oft dicht am Abgrund, dann wieder auf der Höhe des nach Norden abfallenden Gletschers, stiegen wir mühsam aufwärts. Zur Rechten unter uns sah man den tiefen, gähnenden Gletscherschrund, und der erste Führer machte mit seinem gewaltigen Pickel, als wir den hart gefrorenen Gletscher betraten, gute Stufen. Mir war das sehr lieb, denn mein Herz hämmerte wie nach einem Radrennen, und wenigstens alle fünf Schritte musste ich still stehen, um Atem zu schöpfen. Die Beine waren nicht müde, aber das Atmen wurde mir beschwerlich. Wir befanden uns eben in einer Höhe von bereits weit über 5000 Metern. Sobald wir ruhig stehen blieben, behagte uns die Luft hier oben ebenso gut wie unten im Thale, jedoch bei der leichtesten Anstrengung stellten sich Atembeschwerden ein.

Simon L. befand sich immer an der Spitze. Ernst folgte als letzter. Auch ihm machte das Steigen grosse Mühe. Er sah im Gesicht etwas bläulich aus und der Führer riet ihm, zurück zu bleiben. Später sagte er mir, dass es ihm da oben ganz gleichgiltig gewesen sei, wenn er ausgerutscht und in die Tiefe gestürzt wäre. Die Führer gaben sich Mühe und waren um das Wohl ihrer Reisenden besorgt. Wir waren froh, dass

wir unsere Schneebrillen bei uns hatten, auch die Führer hatten welche angelegt.

Zweimal glaubten wir die Spitze erreicht zu haben, aber jedesmal sahen wir uns enttäuscht. Endlich verkündigten uns drei Revolverschüsse, dass Simon L. oben angelangt war, und um halb 1 Uhr hatten wir die Spitze erreicht. Das Thermometer zeigte 0 ° C. Etwas Nebel kroch um den Berg, doch hatten wir von der ganz mit Schnee bedeckten Spitze, wo man sich nicht gemütlich lagern kann, einen freien Blick nach Amecameca und auf die Seen von Mexiko hinunter. Die Aussicht ist unendlich weit, aber man hat hier keinen Blick auf schneebedeckte Berge und Gletscher wie man bei uns gewöhnt ist. Das Land scheint flach, die Berge heben sich kaum ab. Wir befinden uns eben 5400 Meter über Meer, und daher zeigt sich alles flach, wie in Vogelperspektive. Sobald wir auf der Spitze angekommen, fühlten wir uns wieder völlig wohl und hatten absolut keine Atembeschwerden. Der Aufstieg zum Gipfel war mit keinen nennenswerten Schwierigkeiten verbunden, einzig unangenehm war die beschleunigte Herzaktion und die erschwerte Respiration während der Anstrengung des Steigens. Der Berg hüllte sich bald in Nebel und es wurde ungemütlich kalt.

Nach 10 Minuten machten wir uns bereits wieder auf den Rückweg und, die vorhin gehauenen Stufen benutzend, gelangten wir rasch und ohne Atembeschwerden in 40 Minuten wieder zum Krater, wo wir den Rest unseres Proviantes verzehrten. Noch ein letztes Mal sahen wir in den tiefen Krater zu dem grünen See hinunter. Für den Abstieg suchten wir die feinen Sand- und Schutthalden auf und rutschten mehr, als dass wir gingen, den Berg hinunter. Die Sandalen rollten sich bei diesem Rutschen auf und wir gingen mehr auf dem Baumwollenzeug als auf dem Leder. Vom Ixtaccihuatl sah man nichts mehr, der hatte sich wieder ganz verschleiert, während der Popocatepetl in der Abendsonne strahlte. Simon L. war mit seinem Führer vorausgeeilt. Ernst und ich folgten etwas gemächlicher mit unsern beiden Führern. Jeder der Mozos sucht sich einen Herrn aus, den er immer begleitet, mag er vorauseilen oder weit zurückbleiben. Vom Kreuz aus legten wir den Weg, zu dem wir morgens 80 Minuten gebraucht, in drei Viertelstunden zurück. Bevor wir die Hütten erreichten, folgten wir einem Erdeinschnitt, dessen Abhänge aus schwarzem feinen Sand bestehen. Ganz eigenartig nahmen sich einige gelbe Blumen und rote Steine an der dunkeln Wand aus. Vor der Hütte, der prachtvoll beleuchteten Schneepyramide gegenüber, verteilte Simon L., als Proviantmeister, an uns und die Führer was noch übrig geblieben. Um 4 Uhr 25 Minuten sassen wir wieder im Sattel und fühlten uns recht behaglich auf den Maultieren. Wir hatten das Bewusstsein, auch einmal zu Fuss etwas Tüchtiges geleistet zu haben. Unser Begleiter aus Torreon

versicherte hoch und heilig, das sei sein erster und sein letzter Schneeberg gewesen. Wir waren absolut nicht trainiert, sonst wäre uns die Besteigung sicher viel leichter geworden. Jedenfalls hätten wir keine Lust gehabt, am folgenden Tage dem Ixtaccihuatl noch einen Besuch abzustatten.

Der Abend war wieder wundervoll. Hinter uns glühte der Popocatepetl. Gegen Westen hin sah man durch das Grün des Waldes den gelblich-violetten Horizont. Fast drei Stunden lang mussten wir noch in der Finsternis reiten, und zwar die steilsten Wege hinunter. Ich sah nichts mehr und konnte nichts anderes thun, als mich völlig meinem Tiere anzuvertrauen und die Sicherheit bewundern, mit der es dahin schritt, als befände es sich auf der besten Landstrasse.

Ich lasse hier eine Tabelle folgen über die genauen Zeitangaben:

6 Uhr 05 Min. ritten wir morgens von den Hütten weg.
7 » 25 » stiegen wir bei dem Kreuz von den Reittieren.
7 » 35 » vom Kreuz zu Fuss den Aufstieg begonnen.
10 » 55 » Ankunft beim Krater.
11 » 05 » Aufbruch vom Krater nach der Spitze.
12 » 50 » Ankunft bei der höchsten Spitze, dem Pico major. 0° C.
1 » — » Aufbruch von der Spitze.
1 » 40 » Ankunft beim Krater.
1 » 50 » Aufbruch vom Krater.
3 » — » beim Kreuz.
3 » 45 » Ankunft bei den Hütten.
4 » 25 » Aufbruch von den Hütten zu Pferd.
8 » 40 » Ankunft in Amecameca im Hotel. Abends halb 10 Uhr + 11° C.

Mittwoch, 20. Dezember. Morgens war der Himmel ganz bewölkt, heiterte sich allmählich aber wieder auf. Morgens 7 Uhr + 7,5° C., 2 Uhr + 18° C., abends halb 10 Uhr + 12° C. Unser Hotel sieht aus wie ein feines Privathaus, das, etwas heruntergekommen, von besseren Zeiten zu erzählen weiss. Wir hatten im Sinn gehabt, nach Puenta d'Isla zu fahren und dort die Höhlen zu besuchen. Wir erfuhren aber hier, dass man hierzu zwei Tage benötigt und dass der Weg durch ödes trauriges Land führt. So fuhren wir denn mittags, nachdem wir vormittags nochmals dem Hügel bei Amecameca einen Besuch abgestattet, nach Mexiko zurück.

Wir rüsteten uns für die morgige Reise. Ich öffnete die Thonwarenkiste aus Guadalajara, da es in derselben gar eigentümlich klirrte, und fand fast alles zerbrochen. Die Gegenstände waren aber auch äusserst nachlässig verpackt gewesen.

Auf dem Gletscher des Popocatepetl.

Auf der Spitze des Popocatepetl, 5600 m über dem Meere.

ZWEIUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

Veracruz — Alvarrado.

Pyramiden von Teotiuacan — Apizaco — Esperanza — Die Fahrt nach Veracruz — Orizaba — Prächtige Vegetation — Cordoba — Ankunft in Veracruz — Ich ändere meinen Reiseplan — Ungesunde Lage — Aasgeier — Nach Alvarrado — Von hier kann man prächtige Touren unternehmen — Flussfahrt — Tlacotalpan — Beim Schneider — Rückkehr nach Veracruz — Ein Leuchtkäfer.

Donnerstag, den 21. Dezember. Ich beabsichtigte, über Veracruz direkt nach Europa zu reisen. Wir fuhren also mit all meinen Habseligkeiten zum Bahnhof, um über Orizaba nach Veracruz zu gelangen. Allgemein heisst es, dass diese Tour viel schöner sei, als die über Jalapa. Zudem ist die erstere Bahn, die älteste in Mexiko, auch die solideste, während auf der Interoceanico oft Unglücksfälle vorkommen.

Bis Esperanza war die Fahrt äusserst eintönig. Wir fuhren teils durch wüste, sandige Gegenden, wo dichter Staub selbst durch die geschlossenen Wagenfenster drang, dann durch Magueypflanzungen und weite, dürre Grasflächen. Von der Bahn aus erblickt man die wie natürliche Hügel aussehenden Pyramiden von Teotiuacan. An jeder Station konnte man weissliche, fadenziehende Pulque, süsses Gebäck, sowie in Tortilla eingewickelte Pastetchen kaufen, welche letztere Ernst kostete, aber trotz eines gesunden Appetites nicht zu essen vermochte. Wir sahen hier die Nordostseite des Ixtaccihuatl und des Popocatepetl, und man konnte den Krater des letzteren deutlich unterscheiden. Wegen des welligen Terrains verschwinden von den Bergen oft deren untere Hälften und scheinen die Spitzen in der Luft zu stehen.

In Apizaco wurde eine Unmasse von geschnitzten Stöcken zum Verkauf angeboten, und die Leute müssen lange, lange schnitzen, um wenige Centavos zu verdienen. Auf allen Stöcken wiederholten sich dieselben Muster, wie wenn sie mit Schablonen gemacht wären.

Gegen Mittag erblickten wir den spitzen, schneebedeckten Kegel, den Orizaba (Citlaltepetl), sowie noch einige andere hohe Berge, die mit einem ganz feinen Schneeschleier bedeckt waren. Um halb 1 Uhr kamen wir in Esperanza an und hatten hier Zeit, im Bahnhofsrestaurant zu dinieren. Hier wurden wieder, wie in den Staaten, eine Unmasse kleiner Plättchen gebracht, die natürlich sofort kalt wurden. 1 Uhr 12° C. Bis hierher hatten wir wunderschönes Wetter gehabt. In Esperanza aber schlichen an den Bergen

Eine Strasse in Jalapa.

einige Nebel und verliehen der Gegend ein alpines Aussehen. Bis Esperanza waren wir durch dürres, trockenes, staubiges Land gefahren, wo schon lange kein Regen mehr gefallen. Jetzt aber kamen wir plötzlich in ein Land mit reicher Vegetation. Der Boden war überall durch und durch nass und ein Regenbogen stand am Himmel.

Bei Esperanza beginnt die höchst interessante Veracruzfahrt. Wir fuhren an steilen Abhängen hin, durch Tunnels, über lange, eiserne Brücken, durch enge Schluchten. Wenn sich der Nebel für einen Augenblick zerteilte, sah man in der schauerlichen Tiefe unten einige Dörfer und unsern

Schienenstrang den Berg entlang in die Thäler sich hinabziehen, mächtige Schleifen bildend.

Bis Orizaba besteht die Vegetation hauptsächlich aus Tannen und Föhren, zwischen welchen sich grüne Rasenflächen ausbreiten, wo weidende Kühe ihre Nahrung suchen. Alle Passagiere drängten an die Fenster, um jeden freien Ausblick zu erhaschen, welchen der hin und wieder zurückweichende Nebel gestattete. An steilen Felswänden fuhren wir vorbei, und nachdem wir eine von einem wilden Bergbach durchflossene grüne Schlucht passiert, hielten wir nach 2 Uhr in dem malerisch am Ausgange eines grünen Seitenthals gelegenen Maltratan. Die Frauen tragen hier statt Röcken ein grobes, graues oder braunes Tuch, das sie wie einen Unterrock in Falten um ihre Hüften festbinden. Seit langem sahen wir hier wieder zum ersten Male schirmtragende Menschen. Die prachtvolle Vegetation gefiel uns ausnehmend gut, aber der Himmel erinnerte uns an den Winter des Nordens. Wir kamen an einigen hübschen, im Grünen der waldigen Bergabhänge versteckten, weissen Kirchlein vorbei. Im Thalgrund zeigten sich einige grössere industrielle Etablissements. Eigentümlich sind die Lokomotiven hier gebaut. Sie haben zwei Kamine und zwei Dampfkessel und sehen genau aus wie zwei aneinander gestossene Lokomotiven, deren Kamine von einander wegschauen.

Um 3 Uhr kamen wir nach Orizaba. Hier hatte es tüchtig geregnet, was man an den aufgeweichten, für Fussgänger fast unpassierbaren Strassen sah. Wir hatten 18° C. Orizaba liegt recht hübsch am Ausgang eines kleinen Seitenthals, von Felsen und Tannenwaldungen umgeben. Hier beginnt nun die tropische Vegetation und man sieht bereits einige Zuckerpflanzungen, Bananen und einige Kaffeebäumchen. Von der Stadt selbst sieht man vom Bahnhof aus nur die Türme der Kathedrale, die Häuser sind von den Bäumen völlig verdeckt. Neben dem Bahnhof liegt die das beste Bier Mexikos liefernde Brauerei von Orizaba, deren Aktien zum Teil in schweizerischen Händen sich befinden. Hinter der Brauerei steht ein alter, runder, verfallener Turm, dessen grosse Bogenfenster in das bewaldete Thal hinausschauen. Hier haben die Adobegebäude überall Ziegeldächer. Von Orizaba ging es von neuem längs eines Bergabhanges in die Tiefe hinunter. Ueppige grüne Gebüsche, wie man sie bei uns im Sommer nicht schöner findet, verdeckten zuweilen die Aussicht. Grosse Kuhherden weideten auf saftig grünen Wiesen. Der Zug fuhr zwischen hohen Hecken mit einer Unmasse von grossen, roten Blumen hindurch. Dann zieht sich die Bahn längs einem grossen Tobel hin, überschreitet dasselbe auf einer langen, eisernen Brücke und kehrt auf der andern Seite in der gleichen Richtung, aber thalabwärts, zurück.

In Cordoba wurden am Bahnhof Blumenstöcke, Bananen und Ananas zum Verkauf ausgeboten. Die Bahn fährt hier durch einen wahren Ur-

wald von Kaffeebäumen hindurch. Kaffee und Bananen wachsen zum Teil verwildert, und man sieht in den Pflanzungen versteckt die kleinen Bretterhütten und Strohhäuschen der Arbeiter, dann und wann auch ein hübsches Holzgebäude mit wohnlichen Veranden, die Behausungen der Aufseher oder Plantagenbesitzer. Nirgends sieht man ein Fleckchen Erde, das nicht grün wäre. Ein prächtiger Bach springt über Felsen hinunter und bildet herrliche kleine Bassins, die zu einem Bad einladen. In einer Schlucht springt der Fluss als schöner Wasserfall in die Tiefe hinunter. Ueberall wird auch Zucker gebaut.

Bahn nach Veracruz. Zwischen Cordoba und Orizaba.

Um 7 Uhr abends kamen wir in Veracruz an, nachdem wir noch zwei Stunden in der Ebene gefahren. Unterwegs wurden uns eine Menge Reklamekarten von Hotels eingehändigt, und am Bahnhof von Veracruz selbst, wurden wir von all den Mexikanern, die jeder ein anderes Hotel als das beste empfahlen, fast umgebracht. Wir stiegen im Hotel de Mexiko ab. Es regnete und stürmte, und die Luft kam uns hier dumpf und schwül vor. Halb 9 Uhr abends 20° C. Nachts wurden wir von den Moskitos übel zugerichtet. Wir hatten vergessen, die Netze um die Betten zu ziehen. Glücklicherweise war Veracruz gegenwärtig fieberfrei. Besonders das gelbe Fieber richtet in dieser Stadt oft schreckliche Verheerungen an.

Es besteht ein gewaltiger Unterschied zwischen der trockenen, staubigen Luft des mexikanischen Hochlandes und der furchtbar drückenden

Eine Hütte im Staate Veracruz.

Atmosphäre von Veracruz. Vom Juni bis September fällt in der Umgebung von Veracruz die Hauptmenge Regen, dann folgen bis im Februar unregelmässige Regengüsse. Im Winter sammeln sich hauptsächlich bei Nordwind, wenn auf den Hochebenen Mexikos die Leute fast erfrieren, schwere Regenwolken in diesen Niederungen. Wir hatten morgens halb 8 Uhr 20° C., um 1 Uhr 21° C. und um 3 Uhr 19,5° C.

Freitag, den 22. Dezember. Der Himmel war heute Morgen ganz bewölkt. Am Morgen wollten wir vorerst mein Billet nach Barcelona bestellen. Hier stellte sich nun heraus, dass der »Montserrat«, der am 24., morgens 8 Uhr, in See stechen sollte, nicht vor dem 21. Januar in Barcelona fällig werde. 30 Tage auf dem Meer, hauptsächlich unter Spaniern, mit denen ich mich nicht unterhalten konnte, dazu hatte ich wenig Lust. Auf den französischen Dampfer bis Mitte Januar wollte ich auch nicht warten; so fasste ich denn den Entschluss, wieder über New York zurückzukehren. Meine Koffer hatten also die Reise nach Veracruz umsonst gemacht, das hat aber auf den mexikanischen Bahnen nichts zu bedeuten, da man hier, wie in den Staaten, Freigepäck hat.

Veracruz ist eine sehr ansehnliche Stadt, viel bedeutender, als ich mir nach den verschiedenen Schilderungen vorgestellt hatte. Hier sahen wir zum ersten Male Europäer in weissen Tropenkleidern und hatten auch im Esssaal des Hotels eine wahre Treibhausluft. Die Stadt unterscheidet sich in ihrer Bauart nicht von den andern mexikanischen Städten. Um die Plaza herum liegen die schönsten Geschäftshäuser, Restaurants und Hotels. Hier tranken wir abends bei elektrischer Beleuchtung unter den Arkaden ein vortreffliches Glas Bier.

Die Europäer halten sich in Veracruz wegen seiner äusserst ungesunden Lage nicht gern auf. Man erzählt sich manche traurige Geschichte von Reisenden, die selbst im Winter am gelben Fieber erkrankten und die Stadt nicht mehr verliessen. Obwohl gegenwärtig kein Fieber in der Stadt vorkommt, sind doch an den Bahnhöfen zwischen Veracruz und Cordoba überall grosse weisse Zettel angeschlagen, welche die Reisenden darauf aufmerksam machen, dass ihnen der Eintritt in die Staaten nur gestattet ist, nachdem sie Quarantäne durchgemacht haben. Ich musste auch, als ich nach den Staaten zurückreiste, auf der Bahn schriftlich bezeugen, dass ich aus keiner infizierten Gegenden herkomme, was ich mit gutem Gewissen thun konnte, habe aber dem Beamten natürlich nicht ausdrücklich gebeichtet, dass ich in Veracruz gewesen.

Auch hier sieht man, wie in New Orleans, überall neben den Trottoirs, die bedeutend über die Strassen erhöht sind, kleine Wasserkanäle, die eine Menge Unrat mitführen, und im Sommer mag dieses oft stagnierende Wasser keinen angenehmen Geruch verbreiten. Auf den Strassen der Stadt spazieren widrig aussehende Aasgeier herum und finden Nahrung in

Menge. Auf den Dächern hocken sie oft in Gruppen von 30 und mehr Stück beisammen. Diese Vögel werden als Strassenreiniger von der Obrigkeit sehr geschätzt, und es ist eine hohe Busse auf das Schiessen derselben ausgesetzt.

Um 8 Uhr begaben wir uns nach dem Südbahnhof und nahmen Billets nach Alvarrado, der Endstation der Bahn. Diese Tour war uns von verschiedenen Seiten empfohlen worden, und wir erwarteten, gewaltige Urwälder in dieser Gegend zu finden. Ausserhalb der Stadt trifft man, wie bei New Orleans, Häuschen, die auf kleinen Backsteinsäulen ruhen, um vor der Feuchtigkeit des Bodens geschützt zu sein. Die Bahn fährt ganz eben dahin, direkt nach Süden, meist durch grünes Wiesenland, wo grosse Viehherden weiden. Hin und wieder fährt die Bahn zwischen prächtig grünem, üppigen Gebüsch oder kleinen Wäldchen hindurch, aber die geträumten grossartigen Urwälder kamen nicht. Wir hatten schon Heimweh nach der Sonne. Trotz des prächtigen Grüns, das uns rings umgab, sehnten wir uns wieder nach dem herrlichen Blau des Himmels. Nur an wenigen armseligen Dörfchen, deren Hütten aus Brettern oder leichten, schlecht gefügten Stangen mit Strohdächern bestehen, kamen wir vorbei, und man konnte schon von weitem die kleinen Kirchlein sehen. Draussen weht ein abscheulicher Nordwind, und die Mexikaner haben sich Mund und Nase mit einem Tuch verbunden. Ueber mehrere breite Flussmündungen führt uns die Bahn auf langen eisernen Brücken. Zur Linken hatten wir das Meer, bei dessen Anblick ich beinahe bereute, kein Schiffsbillet gelöst zu haben. Der scharfe Nordwind hebt das grüne Wasser zu gewaltigen Wogen empor, die sich als weisse schäumende Massen überstürzen. Auf einer schmalen Landzunge, zur Rechten einen ruhigen, tief in das Land eindringenden Meeresarm, zur Linken zum Teil an malerischen Felsen vorbei, erreichten wir um halb 12 Uhr das pittoresk am Südende der Landzunge gelegene Alvarrado.

Das Dorf mit seiner grossen weissen Kirche liegt am Fusse eines bewaldeten Hügels, und man hat von dort herunter einen wunderbaren, grossartigen Blick auf die von der Sonne beschienenen Meeresarme, welche durch einen engen Kanal mit dem Ocean in Verbindung stehen, auf die bewaldeten jenseitigen Ufer. Zu unsern Füssen dehnt sich längs des Meeres das hauptsächlich aus bunt gestrichenen Bretterbuden bestehende Dorf. Die Sonne hatte sich Bahn gebrochen und beleuchtete das prachtvolle Panorama.

In einer grossen Bretterhütte, dem sogenannten Hotel, assen wir zu Mittag und bekamen, ausser einer kräftig gepfefferten Suppe, Hühnchen, hartes Fleisch und Frijoles.

In Alvarrado soll das Klima verhältnismässig gesund sein, und man hat hier wenigstens ein geniessbares Trinkwasser. Die Umgebung von

Veracruz ist weit nach Süden hin äusserst ungesund, und erst oben in den Bergen kommt man zu gesunderen Bezirken. Jetzt frieren die Leute hier und gehen nicht ohne ihren wollenen Sarape aus. Auf den Bäumen des Dorfes sitzt eine Unmenge von Aasgeiern. Wie Hühner wagen sie sich bis auf den Küchentisch des kleinen mexikanischen Restaurants und fangen die weggeworfenen Abfälle im Fluge auf. Auf den Strassen konnte man kaum gehen, so hatte der Regen alles durchweicht. In einem Spezereiladen liessen wir uns ein Glas dunkelgelben Palmweins vorsetzen; dieses Getränk schmeckt recht gut, ähnlich dem Madeirawein.

Scenerie im tropischen Mexiko bei Veracruz.

Von Alvarrado fährt jeden Tag ein Dampfboot nach Tlacotalpan, und von hier wöchentlich zweimal noch weiter den Rio Tonto hinauf. Dort gelangt man dann zu den grossen Kaffee- und Tabakpflanzungen, während unten, ganz in der Ebene, nahe dem Meer solche nicht zu sehen sind. Hier unten, südlich von Veracruz, könnte man viele prächtige, interessante Ausflüge machen, und jetzt wäre die richtige Jahreszeit hierzu. Man kann mit kleineren Dampfschiffen auf mehreren Flüssen ziemlich weit in das Land eindringen und dann per Maultier weiter reisen, ohne etwas von den gutmütigen Einwohnern befürchten zu müssen. Leider hörten wir von diesen günstigen Verhältnissen zu spät.

Um 1 Uhr sollte unser Schiff von Alvarrado abgehen. Es wurde aber 2 Uhr 20 Min., bis wir von den herrlichen Bäumen und von den

Palmen Alvarrados Abschied nahmen. Unser erst seit kurzem dem Verkehr übergebener kleiner Schraubendampfer hatte eine Unmasse Fracht an Bord genommen, so dass es auf dem Verdeck fast aussah, wie bei einem Umzug, was uns an die Mississippifahrt erinnerte. Wir waren etwa 20 Passagiere an Bord und machten mit einem Holländer Bekanntschaft, einem Tabakpflanzer, der die Umgebung von Veracruz viel bereist hatte. Wir setzten uns mit diesem Herrn in den kleinen Salon (Schlafkabinen giebt es auf diesem Dampfer nicht), und er erzählte uns von seinen Erlebnissen in Mexiko. Einige Tabakplantagen im Süden von Veracruz sind in holländischen Händen. Der beste Tabak wird nach Amsterdam und der Habanna exportiert. Von Alvarrado kann man mit dem Dampfer bis zu den grossen Tabakpflanzungen von San Andres hinauffahren, wo ein grosser Teil der in Mexiko gerauchten Zigarren fabriziert wird. Um die tropischen Urwälder zu sehen, riet uns der Holländer, mit dem Dampfschiff nach Petro de Juan zu fahren.

Der Meeresarm, auf welchem wir jetzt fahren, ist wohl eine halbe Stunde breit, wird aber allmählich schmäler, bis man ganz unmerklich in den schiffbaren Fluss hineinkommt. Die Fahrt auf dem Fluss war wunderhübsch. Auf der einen Seite weideten auf den flachen Wiesen grosse Viehherden, auf der andern Seite fielen die Ufer steil in den Fluss ab und bildeten pittoreske Partien. Hier sahen wir eine Menge uns unbekannter tropischer Bäume, einige mit kokosnussartigen, grossen Früchten behangen. Auf einem Felsen, umgeben von grünem Gebüsch und halb beschattet von einem gewaltigen Baum, bemerkte man eine kleine Strohhütte. Das grüne Wasser des Flusses wurde von der frischen Brise in kräftigen Wellen gehoben, so dass die kleinen Ruderboote, welche an den verschiedenen Stationen Passagiere an Bord des mitten im Fluss haltenden Schiffes brachten oder abholten, nur mit Mühe bis zu uns zu gelangen vermochten. Ein grösseres, älteres Dampfboot mit einem gewaltigen Schaufelrad, das aus einem der vielen Nebenflüsse aufgetaucht war, machte uns Zeichen, zu warten. Es sollte ein Sarg mit einer Leiche zu uns herübergeschafft werden. Darüber wurde das weibliche Element auf unserm Schiffe von einer wahren Panik ergriffen und drohte, da die wenigen Frauen auf andere Weise nichts auszurichten vermochten, das Schiff zu verlassen. Lange wurde versucht, die beiden Schiffe einander zu nähern, aber vergeblich; Wind und Wellen waren zu heftig. Der Aufruhr unter den Passagieren beruhigte sich allmählich.

Je weiter aufwärts wir fuhren, desto flacher wurden die Ufer, aber rings umher war alles wunderbar grün. Um 5 Uhr abends stiegen wir in Tlacotalpan ans Land. Gerade gegenüber der Dampfschiffstation befindet sich ein grösseres Hotel, doch der Holländer nahm uns mit sich in das unbedeutende kleine mexikanische Hotel, das, von einer alten Mexikanerin

geführt, viel besser sein soll, als das andere, und wir hatten uns wirklich nicht zu beklagen. Vom Schiff kamen wir zuerst auf einen grossen freien Platz, der nicht, wie wir dies sonst überall getroffen, gepflastert war, sondern mehr den Eindruck einer Wiese machte. Tlacotalpan ist eine äusserst originelle Stadt. Wir glaubten uns hier auf einmal nach Holland versetzt, und unser Führer gab auch die Aehnlichkeit der hiesigen Gegend mit seinem Vaterlande zu. Auf einer vollkommen grünen Strasse, wo man thatsächlich Pferde angebunden sah, die hier weideten, gelangten wir zum Hotel. Das andere Ufer des Flusses ist ebenfalls ganz flach, mit Wiesen bedeckt, und zwischen den grünen Rasenplätzen tauchen Schiffe auf. Den kanalartigen Fluss selbst bemerkt man kaum. Im Hotel bekamen wir eine grosse Stube mit vier Betten angewiesen mit der Versicherung, dass wir keine Schlafgefährten bekommen sollten.

Wir hielten uns nicht lange im Hotel auf, sondern gingen, die Tageshelle noch benutzend, auf Entdeckungen im Dorfe aus. Auf den hohen, mit Backsteinen gepflasterten Trottoirs, welche in mehreren Strassen unter Arkaden durchführen, gingen wir durch die Hauptstrassen des reichen Ortes. Die weiss gestrichenen Parterrehäuser sind meist aus Backstein aufgebaut, und durch die hohen, mit Gitter versehenen Fenster und Thüren sieht man in wohnliche, behaglich eingerichtete, öfters mit Luxus ausgestattete grosse Räume. Nur auf der grossen grünen Plaza bemerkt man einzelne zweistöckige Gebäude. Wir folgten einer der Wiesenstrassen bis ans Ende des Dorfes. Die Luft und Temperatur war äusserst angenehm. Hier sassen die Mexikanerinnen mit Handarbeiten vor ihren Hütten, die aus in den Boden gerammten Palmenstöcken bestehen. Es begegneten uns mehrere Mexikaner mit so dunkelbrauner Gesichtsfarbe, dass sie in dieser Beziehung mit vielen Negern hätten konkurrieren können. Vor dem Dorf draussen ist die ganze Landschaft eben. Hübsche kleine Wäldchen mit immergrünen Bäumen und Palmen wechseln mit saftigen Wiesen. Lange nachdem die Sonne sich zur Ruhe begeben, bei dürftiger Petroleumbeleuchtung, die uns ganz ungewohnt vorkam in diesem Lande der Elektrizität, kehrten wir in unser Hotel zurück und waren bei den Strassenübergängen froh, gut gepflasterte Passagen zu treffen, ansonst wir in den Lagunen der Strassenwiesen sicher ein Fussbad genommen hätten. Abends traf man fast niemand mehr in den Strassen, und der ganze Ort schien wie ausgestorben. Einige wenige Sterne am Himmel liessen uns für den morgigen Tag Sonnenschein erwarten. Abends halb 9 Uhr hatten wir noch 19,5 ° C.

Im Hotel setzten wir uns unter dem gegen den Hof hinausschauenden Laubengang an die lange Tafel, wo eine Menge Geschäftsangestellte sich zusammengefunden hatten. Wir bekamen wieder einmal ein weich gekochtes, gutes Nachtessen, zu dem wir ein Fläschchen Orizababier

tranken. Hier draussen war es herrlich zu sitzen. Ein sanfter Wind wehte den Wohlgeruch der mannigfaltigen im Hofe gepflanzten Blumen zu uns herüber.

Samstag, 23. Dezember. — Ernst hatte versäumt, die Moskitonetze sorgfältig zu schliessen, und sah daher ganz bedenklich zerstochen aus. Morgens 7 Uhr hatten wir 17,5 ° C., um 2 Uhr 21,5 ° und abends halb 9 Uhr 19 ° C. Um 9 Uhr sollte unser Schiff abfahren, und wir benutzten noch die Zeit, uns eine Zigarrenfabrik anzusehen, wo wir einige photographische Aufnahmen machten. Für 3 Centavos erhielten wir hier schon ganz gute Zigarren. Die Backsteintrottoirs bilden an mehreren Stellen eigentliche kleine Brücken über die Strassen. In den Gärten erblickt man überall prachtvolle Blumen und einige Palmen. Wir traten in die Werkstatt eines mexikanischen Schneiders, der meine Kleider reparieren sollte. Er bediente uns sehr rasch, und um die Kleider zu bügeln, nahm er fortwährend etwas Wasser in den Mund und spritzte dieses auf den Stoff, bevor er mit dem heissen Eisen darüber fuhr.

Unser Schiff fuhr pünktlich ab, und wir wären deshalb beinahe zu spät gekommen, da wir nach unsern bisherigen Erfahrungen keine Pünktlichkeit erwarteten. Der Fluss ist hier wohl noch 500 m breit und zeigt kaum eine Strömung. Wir fuhren auf einem kleinen Dampfschiffe, auf dem die Passagiere zusammengedrängt waren wie Heringe. Der Himmel war wieder so trübe wie gestern früh, und die Wogen spritzten, vom Sturme gepeitscht, über Deck. An den beiden Ufern zeigten sich einige hübsche kleine Wäldchen. Als wir uns Alvarrado näherten, wollte ich eine Photographie des malerisch am Fusse des bewaldeten Hügels gelegenen Dorfes aufnehmen, doch kehrte ich bald resultatlos unter dem Gelächter der Mitreisenden an einen geschützten Ort zurück. Ich war vollständig von den sich am Bug brechenden Wogen durchnässt worden.

Um 11 Uhr legten wir in Alvarrado an. In dem kleinen Dorf existiert eine Maultierbahn, die auf der einen Strasse ans Ende des Dorfes fährt und auf der andern Seite zurückkehrt, nachdem sie im ganzen kaum mehr als 2 km zurückgelegt hat. Wir machten längs des Strandes, an der grossen, weithin sichtbaren Kirche vorbei, einen Ausflug und kamen am Ende des Dorfes zu kleinen Stroh- und Bretterhütten. Die Sonne hatte sich wieder hervorgewagt und beleuchtete das prächtige Bild. Von Alvarrado fährt wöchentlich ein- bis zweimal ein Schiff nach Petro San Juan hinunter.

Um 2 Uhr entführte uns die Bahn wieder nach Norden, nachdem wir im Aasgeierrestaurant ein frugales Mahl verzehrt. Kleine Palmenwäldchen, Haine mit rauschenden grünen Bäumen, wechselten ab mit ungeheuren Wiesen und Sanddünen, wo nur einige Kakteen gedeihen. Dem Meere entlang war es wieder wunderbar schön. Knaben auf unge-

sattelten Pferden jagen wild durch die Ebenen dahin. In der Nähe von Veracruz kamen die übermütigen Jungen auf den Zug und belustigten sich mit Auf- und Abspringen während der Fahrt. Veracruz selbst bietet nicht viel Sehenswertes. Der Hafen, der nicht zu den besten gehört, wird verbessert, und viele Arbeiter sind hier beschäftigt. Die Stadt ist abends nur spärlich durch einige Petroleumlampen erleuchtet. Der Sturm heulte durch die verlassenen Strassen.

Der Hafen von Veracruz.

Im Hotel wurde uns abends ein kleiner Glühkäfer, Cucujo genannt, gezeigt. Es ist eine wahre Pracht, welch starkes Licht der kleine Käfer zu verbreiten vermag. Der Mozo erklärte uns, wie diese Insekten gefangen werden. Man nimmt einen Stock, an dessen Ende ein Stückchen glühende Kohle befestigt ist, und schwingt diesen in der Luft. Durch das Licht angezogen, fällt der Käfer bald dem grausamen Menschen zur Beute. Die kleinen Tierchen werden ihrer Freiheit beraubt, um den Señoras als Schmuck zu dienen. Der Käfer wird in aus feinstem Tüll gefertigte Säckchen gebracht und übertrifft den schönsten Diamanten bei weitem an Feuer. Beim Schein eines einzigen solchen »Edelsteins« kann man lesen. Die Käfer bedürfen einer sorgfältigen Pflege. In kleinen Käfigen werden sie mit Zuckerrohr gefüttert und täglich zweimal gebadet, denn unterlässt man das Baden, so leuchten die Käfer nicht mehr. Wann wird wohl dieser lebende Schmuck auch in Europa eingeführt!

DREIUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

Von Veracruz über Cordoba, Guanajuato und Aguas calientes nach Torreon.

Maiskolben — Cordoba — Die Plaza — Vernachlässigte Kaffeeplantage — Hotel America — Malerische Tracht — Durch Zucker- und Bananenpflanzungen — Amatlan — Ein tropischer Weihnachtsbaum — Der Orizaba — Nach Mexiko zurück — In der Gemäldegalerie — Amerikanische Getränke — Silao — Nach Guanajuato — Eine alte Minenstadt — La Presa de Loia — Geschäftsreisende — Aguas calientes — Jardin San Marcos — Schmelzwerk — Die Lage der Stadt — Der Kirchhof — Die Thermen — Chinesische Restaurants — Zacatecas.

Sonntag, 24. Dezember. Morgens um 6 Uhr Mexiko-Zeit verliess unser Zug Veracruz. Man muss in Mexiko überall zwischen Bahn- und Ortszeit unterscheiden, wenn man nicht einen vergeblichen Gang zum Bahnhof machen will. Nur vom Hafen aus ertönte ein schrilles Pfeifensignal durch die Nacht, wohl vom »Montserrat« herrührend. Obwohl wir früh beim Bahnhof anlangten, gelang es uns doch nur mit Mühe, die Koffer, die erst gesucht werden mussten, aufzugeben. Um halb 7 Uhr zeigte das Thermometer $+14{,}5^{0}$ C. Der Himmel schien heute Erbarmen mit uns haben zu wollen, und die Sonne sandte einige erwärmende Strahlen als Weihnachtsgeschenk zu uns hernieder, wir waren für dieselben äusserst dankbar. Zwischen Palmen und grünen Wiesen, auf denen grosse Viehherden grasen, fährt unser schwach besetzter Zug dahin. Wir hatten wieder die gleiche Route gewählt, weil wir uns lieber in Cordoba, als in Jalapa, das keine tropische Vegetation haben soll, aufhalten wollten.

Ernst kaufte sich unterwegs von einem der vielen, ihre Waren ausschreienden Mexikaner in Maisblättern gekochte Maiskolben. Ich konnte diesen Maiskolben, die man sehr oft, auch besonders als Zugericht zum Rindfleisch, bekommt, nie Geschmack abgewinnen und geduldete mich daher noch ein halbes Stündchen, bis wir bei einem kleinen Bahnhofrestaurant eine Tasse Kaffee und frische Brötchen bekamen. Nach zweistündiger Fahrt durch die Ebene gelangten wir an den Fuss des Gebirges, von dem

Der Orizaba von Cordoba aus.

wir in Veracruz nichts gesehen hatten. An den Bergen krochen überall dicke Nebel herauf. Regenwolken zogen sich am Himmel zusammen, und die Sonne nahm für heute wieder Abschied von uns. Während wir in der Ebene zwischen Wiesen und blühenden Bäumen auch grössere dürre Strecken getroffen, tauchte nun die Bahn wieder ein in die grossartigste, üppigste Vegetation, die man sich denken kann. In der Tiefe unter uns rauschten gewaltige Gebirgsbäche. Wir fuhren an einzelnen Tabakfeldern vorbei, deren grosse grüne Blätter im Winde hin und her wogten. Auf den flachen Dächern lag Kaffee ausgebreitet, um zu trocknen.

Plaza von Cordoba.

Bei grossen Steinbrüchen vorbei, deren Produkt zu den Hafenbauten in Veracruz verwendet wird, gelangten wir um 9 Uhr nach Cordoba. Mit der Maultierbahn fuhren wir in die von der Station etwa eine halbe Stunde entfernte Stadt. Die Strassen der Stadt sind schrecklich gepflastert, aber nie sahen wir deutlicher als hier, wie notwendig die Strassenpflasterung ist. Nur auf dem Pflaster konnte man gehen, die übrigen Strassen waren für Fussgänger wegen des schrecklichen Kotes buchstäblich unpassierbar. Mitten in der Stadt hat man überall eine freie Aussicht ringsum auf die dunkel bewaldeten Berge; die kleinen, einstöckigen, mit Ziegeln gedeckten Häuschen verdecken die Fernsicht nicht. Vor der Kathedrale dehnt sich eine grossartig schöne Plaza aus. Gewaltige Bäume erheben sich hier. Bananen und üppiges Gebüsch beschatten die zahlreichen Wege, auf denen man wandelt wie mitten in einem grossen Wald.

Wir besuchten eine Kaffeeplantage. Hier kann man unter den kleinen, dunkelgrünen, mit roten Beeren behangenen Bäumen idyllische Spaziergänge machen, besonders wenn man hinunter steigt zu dem die Pflanzung durcheilenden brausenden Bergbach. Zwischen den Bäumen wächst üppiges Unkraut, und neben den grösseren Bäumen schiessen überall kleine Sprösslinge nach. Wir haben eine vernachlässigte Plantage mit unserm Besuch beehrt. Unten am Fluss bot Ernst einigen waschenden Weibern Zigaretten an. Ein Mozo, der in der Plantage die wilden Orangen sammelte, gab uns Auskunft über das Alter der einzelnen Bäume. Man sieht hier schon kleine zweijährige Schösslinge mit roten Beeren behangen. Zu einem längeren Spaziergang war es uns unter den Kaffeebäumen, welche an manchen Orten mit Bananen zusammengepflanzt werden, zu feucht. Wir statteten deshalb der Kathedrale einen Besuch ab. Hier knieten braune Mexikaner in dunkel gefärbten Sarapes vor den Heiligenbildern. Die Weiber waren in blaue, oder die besser situierten in schwarze Shawls gehüllt. Sie trugen Röcke aus schwarzem oder braunem Tuch.

Das Hotel America, das einzige am hiesigen Platz, zeichnet sich nicht durch Eleganz aus, und wir hätten uns zum Weihnachtsfest gern etwas besseres gegönnt. Wir hatten keine Weihnachtsstimmung, dafür war es draussen viel zu schön. Im zweiten Stockwerk des Hotels assen wir auf der nach dem Hof hinausgehenden luftigen Laube zu Mittag. Unser Zimmer war sehr geräumig, aber die Wände waren wegen der vielen Astlöcher und Spalten so durchsichtig, dass man sie ebenso gut entbehren könnte.

Cordoba besitzt ein ansehnliches Spital, und man trifft, was mir auch in Tlacotalpan aufgefallen, eine Unmenge von Apotheken. Am Nachmittag sah der Himmel äusserst drohend aus. Wir wollten einen Ausflug nach Amatlan machen und suchten, da die Strassen für Fussgänger fast unpassierbar waren, Pferde zu bekommen, für welche aber ein für hiesige Verhältnisse unvernünftiger Preis gefordert wurde.

Auf dem Tram fuhren wir bis zum Bahnhof. Wir holten einen Amatlaner mit seinen beiden Schwestern ein und schlossen uns diesen Leutchen an, da wir den Weg nicht kannten. Die beiden Mädchen trugen das Kostüm der Amatlanerinnen. Die äusserst einfache, aber doch malerische Tracht besteht aus zwei übereinander getragenen, weissen, hemdartig aussehenden Röcken, welche mit je einem Schlitz für den Kopf und für die Arme versehen sind. Auf dem Kopf tragen die Ureinwohnerinnen von Amatlan ein mehrfach zusammengelegtes Tuch, das über den Nacken hinunter hängt. Sie gehen alle, so wie auch die Männer barfuss. Die beiden Mädchen waren äusserst scheu, und es gelang Ernst nicht, trotz mehrfachen Versuchen, ein Gespräch mit ihnen in Gang zu bringen. Der Bruder war ein wenig zugänglicher, doch auch er wollte uns nichts

von ihrer Sprache mitteilen und behauptete, dass sie unter einander ebenfalls spanisch sprächen, was aber nicht wahr ist. Auch diese Indios wollen eben für Mexikaner angesehen sein. Ohne unsere Begleiter wären wir nicht nach Amatlan gekommen, da wir dem Bahngleise, das nach Veracruz führt, folgen wollten.

Unsere Amatlaner verliessen den Bahnkörper und führten uns auf einem lehmigen glatten Fussweg, durch verwilderte Kaffee- und Bananenpflanzungen und schönen Wald, bei mehreren kleinen Holzhütten vorbei, bis zu einer grossen Zuckerplantage, die in voller Blüte stand. Von hier hatten wir nur der Bahnlinie zu folgen, konnten uns also nicht mehr verirren und nahmen von unsern drei Begleitern Abschied, um schneller vorwärts zu kommen. Zwischen den Bahnschienen und über diese hinweg bewegten sich anscheinend Tausende von kleinen grünen Blättern; ein Ameisenheer, jedes der fleissigen Tiere mit einem Stück Blatt beladen. Wir bereuten nicht, trotz des zweifelhaften Wetters den Ausflug gemacht zu haben. Die Bahn führt zwischen gewaltigen Zuckerfeldern, hellgrünen Bananenpflanzungen und dunkeln Kaffeeplantagen hindurch. Rechts haben wir prächtige tropische Wälder. Links in der Ferne glitzern die Steinbrüche, und ringsum erheben sich die fast schwarzen, zum Teil in Wolken gehüllten Berge. Von dem Stationsgebäude führte der Weg zwischen hohen grünen Tulpenhecken hindurch, die voll roter Blüten hingen.

Ernst kehrte hier zurück, um mit der Bahn, die später die Verbindung mit Tehuantepec herstellen soll, nach Cordoba zurückzufahren. Es war mir unmöglich, mich so rasch von diesem wunderbaren Bilde zu trennen; Ernst trat mir seinen Revolver ab, damit ich bei Nacht gefahrlos den Heimweg suchen konnte. Amatlan liegt wunderbar schön auf einem kleinen Bergplateau. Die Strasse führt zu der alten, grossen, grauen, verwitterten Kirche hinunter und ich hatte von hier einen grossartigen Blick auf die wolkenbedeckten Berge und in das dunkelgrüne Thal hinunter, und rückwärts hinauf in das düstere Bergdorf mit seinen graubraunen Ziegeldächern. Ich konnte mich erst losreissen, als es bereits anfing zu dämmern.

Die Frauen tragen überall weisse Hemden, die vorn mit blauen oder roten Streifen verziert sind und hier und da auf den Schultern Stickereien aufweisen. Die Männer tragen weisse Hosen und einen braunen Sarape. Man sieht viele originelle dunkelbraune Indios. Die Strassen wurden zur Feier des Tages mit Zuckerrohrblüten geschmückt. An den Häusern hing eine Menge bunter Papierlaternen. Ich kehrte, der Bahnlinie folgend, zurück und traf unterwegs eine Menge Amatlaner, welche mit ihren Frauen Zuckerrohrblüten nach Hause schleppten. Bei schönem Wetter könnte man in der Umgebung Cordobas prächtige Ausflüge machen, jetzt aber sind die Wege für Fussgänger fast nicht passierbar. Der Bahn-

körper ist bei weitem der beste Weg, nur muss man nachts aufpassen, da bei den Brücken einfach die Schwellen etwas enger gelegt sind. Ein Fehltritt, und man würde in die Tiefe stürzen.

In einer Stunde gelangte ich vom Bahnhof Amatlan zu der Station von Cordoba. Das Schlimmste, von hier bis zum Hotel, stand mir jetzt noch bevor, da der letzte Tram schon weggefahren. Die Wege waren bodenlos, glatt, und es war bei der völligen Finsternis unmöglich, die besseren Stellen auszusuchen. Um 6¼ Uhr langte ich endlich beim Hotel an, wo Ernst mich bereits mit Bangen erwartete. Er stand schon mit

Der Hofraum von einem Rancho bei Cordoba.

zwei Jungen in Unterhandlung, die er aussenden wollte, um mich zu suchen. Nun führte er mich mit geheimnisvoller Miene in unsern Schlafsalon. Welche Pracht! Auf dem Tisch stand ein kleines Kaffeebäumchen mit Papierschnitzeln geschmückt, darunter brannten wohl zwanzig Kerzen, auch lagen Tomaten und einige Dulces ausgebreitet. Zwei Kistchen Zigarren, zwei Flaschen Bier und ein Fläschchen Cyder fingierten die Weihnachtsgeschenke. Das gesamte Hotelpersonal strömte in unserm Saal zusammen und konnte nicht genug die festliche Beleuchtung loben. Draussen regnete es in Strömen. 7 Uhr abends + 13° C. Zur Feier des Tages spielten wir nach dem Nachtessen einige Partien Schach.

Montag, 25. Dezember. Morgens 6¾ Uhr hatten wir nur + 9,5° C. Prächtig scheint heute Morgen die Sonne auf uns hernieder, nur einzelne

Wölkchen ziehen wie Nebel längs den Bergen dahin, sich hier krampfhaft festklammernd, doch vor der strahlenden tropischen Sonne werden sie immer kleiner und kleiner und verschwinden schliesslich spurlos. Hätte unser Billet es gestattet, so wären wir noch einen Tag hier geblieben.

Schon vor 7 Uhr morgens hatten wir das Hotel verlassen, um den Orizaba, der bis jetzt für uns verborgen geblieben, aufzusuchen. Im Westen von Cordoba erhebt sich der gewaltige spitze Kegel bis zu den Wolken. Wie beim Popocatepetl, der gegenüber diesem Gesellen ganz stumpf aussieht, ist der gewaltige Kraterrand nach der einen Seite hin stark abfallend. Die Baumgrenze reicht nicht so weit hinauf wie beim Popocatepetl; schon früher beginnt das Geröll. Der Aufstieg ist sicherlich

Beim Bahnhof von Cordoba.

sehr ermüdend, aber mit keinen Schwierigkeiten verbunden, und die Spitze hat noch weniger Schnee als der Popocatepetl. Der Orizaba ist schon öfter bestiegen worden, und wir hätten nicht übel Lust gehabt, auch diesen Riesen noch zu bezwingen, wenn man nur auf diesen bedeutenden Höhen leichter atmen könnte.

Cordoba bei Sonnenlicht, das ist ein herrlicher Anblick. Die Sonne sendet auf der Plaza ihre Strahlen auf die Millionen von Regentropfen, die an Bäumen und Sträuchern hängen und in allen Farben glitzern und funkeln. Wunderbar heben sich nun die freundlichen weissen Hutten ab von dem dunkelgrünen Hintergrund der Kaffeeplantagen.

Wir besuchten eine Reismühle, wo der in der Umgebung wachsende Reis von seinen Hülsen befreit wird. Hier sahen wir auch die sehr einfachen Maschinen, mit welchen der Kaffee, nachdem er bei Sonnenschein einige Tage getrocknet, aus den Beeren geschält wird.

Ernst sollte das Gepäck nach dem Bahnhof befördern, während ich einige photographische Aufnahmen machte. Wunderbar lieblich schauten heute all die bewaldeten blauen Hügel und Berge zu uns hernieder. Am Bahnhof angelangt, kam der Tram aus der Stadt, aber ohne Ernst und ohne Gepäck. Ich hatte Musse, mir die Bananen, Ananas, Orangen und die grosse Auswahl mir unbekannter Südfrüchte, welche hier zum Verkauf angeboten werden, anzusehen. Endlich, im letzten Augenblick, erschien Ernst schweisstriefend. Wir hatten gerade noch Zeit, in den Zug zu springen. Er hatte Mühe gehabt, die Rechnung zu bezahlen, weil die Wirtin behauptete, auf sein Bankbillet nicht herausgeben zu können. Wir waren an diesen Kniff gewöhnt und bezahlten daher sonst stets bei Zeiten. Heute aber hatte das Suchen nach Kleingeld gar zu lange gedauert.

Wir konnten bis gegen Abend die Aussicht auf den Citlaltepetl geniessen, dessen Kegel, je mehr wir stiegen und je näher wir ihm rückten, immer stumpfer erschien. In Orizaba selbst erblickt man vom Bahnhof aus, über die bewaldeten Hügel hinweg, eben noch das in der Sonne glitzernde Schneefeld. Eine Menge von Blumensträussen wird überall verkauft, und in unserm Wagen sieht es endlich aus, wie in einem Blumenladen. Auch Ernst hatte einen Strauss erworben, von dem aber in Mexiko nur noch ein Besen übrig blieb, die Blumen waren gänzlich verschwunden.

Wunderschön war die Fahrt den Bergabhängen entlang durch die grünen Wiesen und Gebüsche, herrlich die Aussicht in die tiefen bewaldeten Thäler und Schluchten hinunter. 2000 Meter muss sich die Bahn in die Höhe hinaufarbeiten. Die Hinfahrt im Nebel war vielleicht grossartiger gewesen, aber schöner und anziehender war die heutige, in der Sonne sich badende Landschaft. Um halb 1 Uhr gelangten wir nach Esperanza. Hier hatten wir um 1 Uhr bloss + 14 ° C., aber um $3^3/_4$ Uhr zeigte das Thermometer 21 ° und in unserm Wagen selbst 23,5 ° C. In Esperanza war der schöne Teil der Fahrt vorbei und wir mussten jetzt die Fenster schliessen, um in dem schrecklichen Staub und Sand nicht umzukommen. Welch' gewaltiger Unterschied!

Je mehr wir uns der Hauptstadt näherten, desto voller wurde der Zug. Mexikanerinnen schleppten gewaltige Körbe mit 'Gebäck in die Coupés, um die Reisenden kauflustig zu machen. Abends 7 Uhr langten wir in Mexiko an. Abends war es wieder recht kalt. Um 9 Uhr + 11 ° C.

Dienstag, 26. Dezember. Heute Morgen löste ich mein Billet I. Kl. nach New York. Hier wurde im Gegensatz zu New York bei den verschiedenen Bahngesellschaften absolut der gleiche Preis von $143^1/_2$ Pesos verlangt, und es stand mir frei, eine beliebige Route auszuwählen. Ich entschloss mich für New Orleans—Washington. Am 9. Januar ging der »Kaiser Wilhelm« von New York ab, und ich wollte mit diesem gewaltigen und schnellsten Dampfer nach Europa.

Wir besuchten noch das Gemäldemuseum, obwohl da nicht viel grossartiges zu sehen ist. Einige schlechte Kopien spanischer Meisterwerke wechseln mit neuen Bildern, welche hauptsächlich Scenen aus dem Indianerleben darstellen. Das Hauptwerk stellt Cortez dar, wie er vor Montezuma steht und aus diesem durch Foltern herauszubringen sucht, wo er die gewaltigen Schätze vergraben. Montezuma und sein Genosse sind gebunden und ihre Füsse braten im Feuer. Der Indianer will eben bekennen, da hält ihn Montezuma zurück mit den Worten: »Glaubst du etwa, dass ich auf Rosen gebettet bin?« Der Museumsdiener, der mit seinem zerlumpten Anzug eher einem Bettler glich, behauptete, die Worte des tapferen Montezuma hätten gelautet: »Warum willst du reden? Wir sind ja auf Rosen gebettet.« — Ueberall stand angeschrieben: »Rauchen verboten«, trotzdem entlockte der Diener seiner Zigarre gewaltige Rauchwolken und bot meinem Bruder bereitwilligst Feuer an. Wir frugen den gemütlichen Alten, wozu denn die Verbottafeln da seien, und er erwiderte uns treuherzig, dieselben würden nur befolgt, wenn eines der Kommissionsmitglieder im Museum sich befinde, was nur äusserst selten der Fall sei.

Ueberall werden uns Lotterielose zum Kaufe angeboten. Wir versuchten auch unser Glück und hätten fast heute das grosse Los gewonnen, wir waren nur noch drei Nummern von demselben entfernt.

Von allen mexikanischen Städten gefiel mir Mexiko bei weitem am besten. In der nächsten Umgebung der Stadt hat man wunderhübsche Spaziergänge. Auf den Kanälen und Seen kann man prächtige Kahnfahrten unternehmen. Von den Hauptstrassen der Stadt hat man einen schönen Blick auf das Gebirge, und die beiden Schneehäupter des Ixtaccihuatl und Popocatepetl verleihen der Umgebung einen wunderbaren Reiz.

Wir hatten jetzt noch Zeit, mit den vielen Freunden von Ernst ein bischen zu plaudern, und lernten bei dieser Gelegenheit die mannigfaltigen amerikanischen Getränke kennen. Es ist geradezu unglaublich, was für eine gewaltige Auswahl von Flaschen bei den Bars stehen: Cognac, Whisky, Peppermint und eine Unmasse von Bittern. Zahllose Schnäpse werden gemengt, um den Cocktail zu bereiten. Von Bieren trinkt man hauptsächlich Toluca und Orizaba, beides ausgezeichnete Getränke, welche den Import von amerikanischen Bieren in den letzten Jahren ganz bedeutend beeinträchtigt haben. Ein Glas offenes Bier von zwei bis drei Dezilitern kostet 10—15 Centavos, und ein Fläschchen von drei Dezilitern 20 bis 25 Centavos. Dass bei diesen Preisen sowohl die Brauereien wie die Wirte auf ihre Rechnung kommen, lässt sich leicht begreifen. Soeben ist der Agent einer neuen Brauerei eingetreten. Um sein Bier bekannt und beliebt zu machen, lässt er einige Fass gratis ausschenken. Ganz Mexiko ist einige Tage entzückt von dem neuen Bier und will nichts anderes mehr trinken, dann aber tritt die Reaktion ein. Offene Weine

trinkt man wohl in ganz Mexiko nirgends, und in diesem Lande wird fast gar kein Wein gebaut. Hauptsächlich rote Weine, spanische und französische, Bordeaux und Médoc, erhält man zu 75—100 Centavos die Flasche, während man die weissen Weine, die immer unter dem Namen Rheinwein figurieren, mit 2—4 Pesos bezahlen muss.

Wir nahmen meist unsere Mahlzeiten in den beiden deutschen Restaurants, Schiller und Strich, ein. Während man sonst in den mexikanischen Hotels, wie auch in den Staaten, zum Essen etwas Eiswasser, eine Tasse Kaffee oder Thee bekommt, trinken hier die meisten Gäste Bier.

Nachmittags fuhren wir mit dem Tram nach Chapultepec hinaus. Von hier wollten wir nach Dolores, dem Friedhof. Auf den Tramschienen standen wohl fünf von Maultieren gezogene Wagen mit Särgen beladen, und hinter jedem Wagen fuhren ein oder zwei Trauerwagen mit den Leidtragenden. Wir konnten wegen all diesen Trauerzügen unmöglich vorwärtskommen. Wir spazierten daher unter den prachtvollen Cedernalleen. Malerisch liegt das Schloss da oben auf den von Blumen und Gebüschen bewachsenen Felsen.

Abends halb 8 Uhr verliess ich Mexiko. Ernst wollte noch hier bleiben und mich am Donnerstag in Aguas calientes treffen. Herr O. und Ernst begleiteten mich noch zur Bahn, und fort ging es, zum ersten Male allein in dem spanischen Lande. Ich gab dem Neger im Pullmanwagen Befehl, mich morgens halb 5 Uhr zu wecken, da ich in Silao aussteigen musste.

Mittwoch, 27. Dezember. Als ich morgens erwachte, zeigte meine Uhr bereits dreiviertel auf 5 Uhr. Alles im Pullman lag noch in tiefem Schlaf. Ich machte in Eile meine Toilette, denn jeden Augenblick konnten wir in Silao ankommen, und schon malte ich mir das Ungemütliche meiner Lage aus, wenn ich mich auf den Neger verlassen hätte und bei Silao bereits vorbeigesaust wäre. Endlich entdeckte ich einen dienstbaren Geist, der mir mitteilte, dass wir drei Viertelstunden verspätet seien. Um $5\frac{3}{4}$ Uhr schleuderte mich ein gewaltiger Ruck fast aus meinem Lager hinaus. Wir sind in Silao angelangt.

Durch eine öde Landschaft, wo man nur selten einmal ein grünes Feld sieht, fuhr der Zug bis zur Station Guanajuato. Hier wird das Thal, in welchem sich die alte Minenstadt wohl zwei Stunden weit ausdehnt, so eng, dass für eine Bahn kein Platz vorhanden ist. In drei Viertelstunden brachte mich der mit vier munteren Maultieren bespannte Tram im Galopp ins Zentrum der Stadt. Vom Bahnhof her kommt man zuerst an mehreren grossen, halb verfallenen Haciendeu und kleinen grauen Adobegebäuden vorbei. Auf der einen Seite der Strasse liegt ein etwa 30 Meter breites Bachbett, das fast ganz ausgetrocknet ist und nur hier und da eine gelbliche Wasserpfütze aufweist. Hier werden der Schutt

Guanjuato.

und die Abfälle der etwa 40 000 Einwohner zählenden Stadt abgelagert, und Schweineherden und herrenlose Hunde suchen darin ihr üppiges Futter. Wenn man im Innern der Stadt von den Wohnungen aus auf dieses eingeschlossene Bachbett hinuntersieht, so bedauert man aufrichtig die armen Leute, welche hier wohnen müssen, und wünscht ihnen einen möglichst unausgebildeten Geruchsinn.

Guanajuato hat seinen Glanzpunkt überschritten. Viele der gewaltigen Silberminen produzieren nicht mehr. Ich hatte keine Lust, in die 1000 Fuss tiefen Stollen hinunter zu fahren; wer einmal 500 Fuss

Guanajuato.

tief unter der Erde gewandelt, dem ist es gleichgiltig, ob er die tiefsten Minen Mexikos besichtigen könnte. Guanajuato ist äusserst originell gebaut. Man sieht nirgends die geraden Strassen und die regelmässigen Häuserblocks der übrigen Städte der Republik. Die Hauptstrasse zieht sich in Hunderten von Windungen durch das von Süden nach Norden sich ausdehnende, enge, seitlich steil abfallende Thal. An vielen Stellen kann neben dem Tram kein Fuhrwerk passieren, so schmal ist die Hauptstrasse. Hier sieht man einmal wieder enge Gässchen und winklige Plätze, wie man sie in unsern alten Städten trifft. Von der Hauptstrasse führen nach beiden Richtungen steil ansteigende Wege den Berg hinauf, die sich in allen Richtungen kreuzen. Ein interessantes Städtebild nach dem andern

entrollt sich vor unsern Augen. Man könnte sich oft in eine algerische Stadt versetzt glauben. Vor dem gewaltigen, mit kolossalen Säulen geschmückten Theater machte ich Halt und suchte auf der schönen grünen Plaza nach einem Frühstückslokal.

Auf gut Glück folgte ich dann einem der steilsten Gässchen den Berg hinauf. Unter mir sah ich die flachen Dächer der ein- und zweistöckigen Gebäude. Weiter oben am Berge gelangt man zu den zwischen Kakteen halb versteckten Adobehäuschen. Auf der andern Seite des Thales erblickt man auf einem gewaltigen Felsvorsprung, zwischen grünem Gebüsch, etwa zwanzig ganz ineinander geschobene, übereinander gebaute, bunt bemalte Häuschen, die ein kleines Dörfchen bilden, dann ruht das Auge wieder auf den steilen, kahlen Bergabhängen. Mein Bergsträsslein, mit spitzen Steinen gepflastert, führte mich zu einigen auf den nackten Felsen erbauten Hütten. Ueber die Felsen kletterte ich aufwärts, musste aber wieder umkehren, da ich in eine Sackgasse geraten war. Weiter oben ist der Weg von gewaltigen Kakteen eingehegt, die, so oft man sich umdreht, wieder ein anderes malerisches Bild einrahmen. Auf Felsvorsprüngen in der Höhe liegen zwei gewaltige Kirchen mit ihren alten Kuppeln. In der Tiefe unten dehnt sich das zwischen die Bergabhänge gezwängte Dächermeer. Männer sind beschäftigt, grosse Steine zu sammeln, die sie auf dem Rücken in die Stadt hinuntertragen. Am Morgen war der Himmel, wie gestern, bewölkt gewesen, jetzt aber lockte mich die strahlende Sonne noch höher auf den kahlen Berg hinauf. Ueberall sendet die graue Häusermasse aus der Tiefe Ausläufer auf die sonnenbestrahlten Berge hinauf. Ich wandte mich gegen Süden und stieg zu einer gewaltigen Fabrik hinunter und auf der andern Seite wieder den Berg hinauf.

Tief unter mir sah ich plötzlich einige schöne Villen und ein hübsches, von der Sonne beleuchtetes, im Grünen gelegenes Kirchlein. Da musste ich hinunter, was mir aber nur mühsam gelang, da ich immer wieder in Sackgassen hineingeriet, aus deren Labyrinth ich endlich auf die Hauptstrasse gelangte. Am südlichen Ende des Thales, an der höchsten Stelle desselben, befindet sich ein grosser, künstlicher Teich, der jedes Jahr einmal abgelassen wird. An diesem Freudentag für ganz Guanajuato wird durch die gewaltigen Wassermassen das Bachbett gründlich von allem Unrat gereinigt. Unterhalb des Teiches erstreckt sich ein hübscher Park mit grünen Rasenplätzen.

La Preza de Loia, so heisst diese Vorstadt von Guanajuato, ist der Wohnsitz der reichen Familien. Zu beiden Seiten der baumbewachsenen Strasse befinden sich von prachtvollen Blumengärten umgebene Villen mit hübschen Veranden, zu welchen man über eine grosse Freitreppe hinaufgelangt. Längs des Bachbettes prangt alles in üppigem Grün, und nahe

dem Wasser sieht man viele malerisch gelegene Häuschen. Mehrmals näherte ich mich mit dem Photographen-Apparat diesem Paradies, aber ein abscheulicher Geruch vertrieb mich sofort. Ein mit vier Maultieren bespannter Tram fuhr wie toll im schnellsten Tempo an mir vorbei, in schwindelnder Fahrt die steile Strasse hinunter. Mehrere kleine steinerne Brücken führen über den von einer grünen Mauer eingefassten Bach. Ueberall sind Stauwehre angebracht, und eben steigt eine Mexikanerin senkrecht an der Mauer, in welche einige Stufen gehauen sind, hinauf, um auf die andere Seite des Baches zu gelangen. Eine Unmasse von Bettlern zieht durch die Strassen. Maultiere und Esel, in gewaltigen Karawanen, hemmen Minuten lang den Verkehr auf den Strassen.

Gegen 1 Uhr war ich wieder auf der Plaza angelangt. Die Sonne hatte sich hinter düsterem Gewölk verborgen, und Guanajuato machte nun auf einmal einen recht traurigen Eindruck. In der Suiza, einem Konfektionsgeschäft, wo ich Schweizer zu treffen hoffte, erkundigte ich mich nach einem guten Restaurant und machte hier Bekanntschaft mit einem Deutschen, Herrn S., der mich in das Hotel Union führte, wo ich schon am Morgen gewesen. Für 15 Pesos pro Monat hat dieser Herr ein geräumiges Lokal gemietet, obwohl er sich monatlich höchstens zwei Tage hier aufhält. Ein Geschäftsreisender, der nach Guanajuato kommt, muss 70 Pesos an Gebühren entrichten, damit er Geschäfte abschliessen kann, und auf diese Art entzieht sich mein Bekannter dieser gewaltigen Steuer. Auch in andern Städten der Republik müssen die Geschäftsreisenden tüchtig bezahlen, entwischen aber oft der Polizei. Um halb 8 Uhr abends fuhr ich weiter nach Aguas calientes. Das Thermometer zeigte + 20° C.

Donnerstag, 28. Dezember. Um halb 1 Uhr nachts langte ich in Aguas calientes an, wo ich weder Weg, noch Steg, noch irgend ein Hotel kannte. Ich sah mir erst meine Mitreisenden an, wählte mir einen behäbig aussehenden älteren Herrn zum Führer, und als dieser sein Gepäck einem Cargador zur Besorgung in das Hotel de Paris übergab, überliess ich das meinige vertrauensvoll einem jungen Menschen, der mit mir nach demselben Hotel fuhr. Die Maultierbahn brachte die wenigen, hier ausgestiegenen Reisenden in einer Viertelstunde nach der Stadt. Mein junger Führer von gestern Abend entpuppte sich am Morgen als Wirt. Ich hatte eine vortreffliche Wahl getroffen. In ganz Mexiko war ich nie so schön logiert gewesen. Von meinem Zimmer, für das ich nur 1 Peso zu zahlen brauchte, hatte ich einen prächtigen Ausblick auf die Plaza. Der Himmel war nur wenig bewölkt und um 7 Uhr morgens hatten wir + 10,5° C.

Schon vor dem Frühstück ging ich auf Entdeckungen aus und gelangte durch die abscheulich gepflasterten Strassen der etwa 40000 Einwohner zählenden Stadt zum Jardin San Marcos. Die sämtlichen Bäume waren vollständig entblättert. Gärtner waren beschäftigt, auf den grünen Rasen-

plätzen Blumenbeete anzulegen. Ein herrlicher Veilchenduft drang aus den grünen Gebüschgruppen, und ein angenehmes Frühlingslüftchen wehte durch den Park. Ins Hotel zurückgekehrt, holte ich mir bei meinem Wirt Rat über die Sehenswürdigkeiten der Stadt, und obwohl er nicht, wie der Name seines Hauses vermuten liess, französisch sprach, konnten wir uns doch ganz gut verständigen.

Ein eben von der Plaza abfahrender Tram führte mich nach der weit ausserhalb der Stadt im Norden gelegenen Gran Fundicion Central Mexicana. Hier holte ich mir in der Office einen Erlaubnisschein, um die Schmelzwerke besichtigen zu können. Aus den gewaltigen Kesseln fliesst Tag und Nacht, das ganze Jahr hindurch, ununterbrochen das glühende Erz in kleine Schiebkarren, und der Besucher muss acht geben, damit er nicht in Berührung mit diesen feurigen Massen kommt. Dieses Schmelzwerk gehört, ebenso wie dasjenige von Monterey, einer amerikanischen Gesellschaft, welche das Erz der grossen Minen zusammenkauft. Die grossen Bleibarren, die nur etwa 1 pCt. Silber enthalten dürfen, um keinen Ausfuhrzoll zahlen zu müssen, werden in New Jersey weiter verarbeitet. In hunderten von Haufen liegt das Erz in den Höfen wohl sortiert, um, auf das Exakteste gemischt, in die Oefen gebracht zu werden. Eine ungesunde, stechende Luft trieb mich bald wieder von hier fort, hatte ich doch schon ein ähnliches, wenn auch etwas kleineres Werk in Velardeña besichtigt.

Ich hatte keine Zeit zu verlieren und konnte nicht auf den Tram warten, sondern ging zu Fuss in die Stadt zurück. Aguas calientes liegt in einer weiten Ebene und besitzt in seinen äusseren Quartieren viele hübsche Baumgärten, zwischen welchen sich die rot gestrichenen Adobehüttchen befinden. In der weiteren Umgebung sieht alles kahl und graubraun aus, wenig einladend für einen längeren Aufenthalt. Ich hatte in einer Reisebeschreibung gelesen, Aguas calientes sei die schönste Stadt Mexikos, konnte aber nicht entdecken, weshalb es bei diesem Reisenden zu so hohem Ansehen gelangt ist. Ich kam beim Kirchhof vorbei, einem von einer Mauer umschlossenen Platz, wo sich einige Kreuze, einige kleine Backsteinmonumente, aber kein grüner Halm, keine Blume, kein Baum befindet, eine traurige Stätte trostloser Verlassenheit. Solche melancholische Begräbnisplätze trifft man oft in Mexiko.

In die Stadt zurückgekehrt, nahm ich mir sofort eine Kutsche, denn meine Zeit war knapp bemessen, sollte doch um 10 Uhr Ernst auf dem Bahnhof eintreffen. Hier zu Lande sind die Droschken äusserst billig; schon für 25 Centavos kann man eine weite Fahrt unternehmen. Ein Cargador, der schon in der Stadt mein Handgepäck erblickt hatte, setzte sich auf den Bock, neben den Kutscher, damit ihm der kleine Verdienst ja nicht entgehe.

Diesseits des Bahnhofes begleitete mich der Gepäckträger, der sich nun auch noch als Fremdenführer aufspielen wollte, zu den warmen Bädern. Die einzelnen Bäder sind gross, bestehen aus in den Boden eingemauerten, meistens mit Kacheln ausgelegten Bassins und einem gedeckten Ankleidezimmer, worin sich ein Ruhebett befindet. Der Boden der Bassins besteht aus Sand. Die Luft lässt nichts zu wünschen übrig, denn über sich erblickt der Badende, der sich in dem 35° C. warmen Wasser seinen Rheumatismus vertreiben will, den blauen Himmel. Der Zug hatte etwas Verspätung, und so hatte ich noch genügend Zeit, mir auch die öffentlichen, unentgeltlichen Bäder, gegenüber dem Bahnhof, anzusehen. Hier befanden sich in zwei geschlossenen, grossen Hallen ein Bassin für Frauen und eins für Männer.

In wenigen Minuten erreichten wir am Ende einer prächtigen Baumallee, wo sich eine wunderhübsche, von grünen Bäumen bewachsene Felsenpartie erhebt, die Baños grandes. Wir sind bei der Quelle des über 50° C. warmen Wassers angelangt. Ein gewaltiges Schwimmbad dehnt sich unter freiem Himmel aus, und hier kann gratis baden, wer will, während in den Zellen 20 Centavos pro Bad gefordert werden. Ueber den Thüren steht angeschrieben, ob das Wasser 37 oder 50° C. misst, und die mit grünen Kacheln ausgelegten Bassins mit dem krystallklaren Wasser sehen recht einladend aus.

Der Zug brachte meinen Bruder nicht; ich fuhr also allein nach Torreon weiter. Die Fahrt ist äusserst eintönig und bietet dem Reisenden herzlich wenig Abwechslung. Das Land ringsum sieht traurig öde aus. Die Maisfelder sind zur jetzigen Jahreszeit dürr und unterscheiden sich wenig von den grossen Steinbrüchen: grau und braun sieht alles aus. Die Berge sind überall kahl. Nirgends erblickt das Auge, so weit es auch Umschau halten mag, einen grünen Wald, nur selten einmal spärliches Gebüsch.

Der Reisende, welcher im Winter Mexiko besucht und sich von der Bahnlinie (City Mexiko bis zur nördlichen Endstation) nicht weit entfernt, wird von den Naturschönheiten nicht viel zu erzählen wissen. Mittags hatten wir einige Minuten Aufenthalt in Zacatecas, wo ich eine Tasse Kaffee trank und mich mit einigen Vorräten versah. In Mexiko trifft man sehr viele von Chinesen geführte Restaurants, und auf den Minenplätzen sagt man einfach, man gehe zum Chinesen, statt ins Restaurant. Auch fast sämtliche Wäschereien werden von Chinesen betrieben. Trotz der geschlossenen Fenster waren meine Reiseeffekten mit schrecklichem Staub überzogen.

Zacatecas, die kahle Minenstadt von 40000 Einwohnern, inmitten der unfruchtbaren Gebirge gelegen, sieht mehr originell als schön aus. Um 3 Uhr nachmittags hatten wir im Wagen 24,5° C., abends 6 Uhr

waren draussen noch 19° C., und trotzdem wurden die Coupés noch geheizt, so dass man vor Hitze fast umkam. Ich war daher sehr froh, in Torreon um 10 Uhr abends aussteigen zu können.

Während unserer Abwesenheit war die Oelfabrik, gerade gegenüber dem Hause meines Bruders, abgebrannt. Während Herr P. die Habseligkeiten anderer in Sicherheit brachte, wurden bei ihm Kasten und Schränke geplündert. Ernsts grosser Koffer in der Ecke meines Schlafzimmers, halb aufgebrochen, erzählte noch von der Schreckensnacht.

VIERUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

Rückreise über New Orleans – Washington – Philadelphia.

Abschied von Torreon — New Orleans — Esplanade Avenue — St. Louis Cemetery — Cemetery Saint Patric — Die Geschäftsstadt — Nach Washington — Einiges über die Neger — Washington-Monument — Engraving and Printing Bureau — National-Museum — Das Capitol — Philadelphia — Pennsylvania-Depot — Chestnutstreet — Alkoholfreie Restaurants — Das Leben auf den Strassen — Binghamhouse — In New York — Central-Park — Brooklyn — Die Oper — Das deutsche Theater — Statue of Liberty — Reklame — Das Geschäftshaus von Siegel — Heimkehr.

Sonntag, 31. Dezember. Während wir in Veracruz gewesen, hatten die Torreoner tüchtig gefroren. Jetzt zeigte das Thermometer wieder bis 20° Wärme. Am Morgen und Abend fror man allerdings. Der Himmel war wolkenlos, und Tag für Tag sandte die Sonne ihre erwärmenden Strahlen hernieder, obwohl die Leute sich sehr nach Regen sehnten.

Ernst war erst gestern Abend hier angelangt, nachdem er durch ein unklares Telegramm von Herrn P. ganz umsonst zwei Tage in Mexiko zurückgehalten worden. Ich sehnte mich, von Torreon fort zu kommen, das mir jetzt noch viel trauriger vorkam, als bei meinem ersten Hiersein, wo alles noch den Reiz der Neuheit hatte.

Zum Abendessen waren wir von Herrn H. mit einigen Honoratioren geladen. Hier legte ich eine solide Grundlage für meine Reise nach dem Norden mit gewaltigen Portionen Fisch und Truthahn, die der Hausherr seinen Gästen vorsetzte. Vor dem Essen kredenzte der Hausherr im Salon mächtige Gläser mit goldenem Xeres. Kurz vor 10 Uhr brach ich auf, trotz aller Remonstrationen. Um 10 Uhr sollte der Zug abfahren. Erst als der Zug sich in Bewegung setzte, trennten sich Ernst und Simon L. von mir. Ich war froh, wieder unterwegs zu sein. Ob ich auch das neue Jahr im Pullman antreten musste, was lag mir daran. Ich

dachte nach Basel zurück, dort schliefen alle schon längst im neuen Jahr, dort war es bereits 6 Uhr morgens.

Montag, 1. Januar 1900. Erst in Porfirio Diaz, an der mexikanischen Grenze, wo wir um 12 Uhr mittags anlangten, hob sich der dichte Nebel, durch den wir den ganzen Morgen gefahren. Einige schwache Sonnenstrahlen drangen durch das Gewölk, und ich war plötzlich aus dem sonnenbestrahlten Süden in eine winterlich anmutende Landschaft versetzt. Wie ungern vermisst man doch das alles vergoldende Sonnenlicht! Es lässt sich gut leben in südlichen Ländern, wenn auch die Gegend öde ist; die Sonne ist das belebende Element, welches einen immer wieder aufheitert. Dennoch möchte ich im Sommer hier nicht wohnen, da bekommt man Heimweh nach den Bergen und frischer Vegetation.

An der mexikanischen Grenzstation wurden die Koffer untersucht, und auch ich musste mein Gepäck öffnen, schlüpfte aber ungerupft durch. Dem Zollinspektor, der das Gepäck in den Wagen untersuchte, zeigte ich mein Kistchen von 50 Zigarren, und da ich mit gutem Gewissen behaupten konnte, dass dies mein ganzer Tabakvorrat sei, brauchte ich keinen Zoll zu bezahlen. Der Zoll auf Zigarren ist in den Staaten ganz enorm. Beim Oeffnen der Koffer wird man hauptsächlich nach Souvenirs gefragt. Ich zeigte sofort einige der zerbrochenen Guadalajara-Thonfiguren vor und dies verfehlte seine Wirkung nicht. Wir passierten den Rio grande und befanden uns wieder in den Staaten.

Morgens 9 Uhr zeigte das Thermometer + 9 ° C., um 11 Uhr 45 Min. + 9,5 ° C. Von Eagle Pass nach San Antonio fuhr ich wieder I. Klasse, aber da der Zug überhaupt nur eine Klasse führt, so ist das Publikum sehr gemischt. Fortwährend wurden die Thüren aufgerissen und zugeschlagen, Arbeiter stiegen aus und ein, und die Wagen waren schmutzig. Auf andern Bahnen in den Staaten mag allerdings besser für die Bequemlichkeit der Reisenden gesorgt sein.

In Spofford mussten wir stundenlang auf den von San Franzisco her kommenden Zug warten. Hier an dem Kreuzungspunkt der mexikanischen mit der Sunset-Linie befindet sich neben dem kleinen Bahnhof nur eine einfache Bretterhütte, das Restaurant, wo man sich ein Sandwich, ein Stück Kuchen und eine Tasse Kaffee kaufen kann. Niemand weiss oder will Auskunft geben, wie lange man zu warten hat. Gegenüber dem Bahnhof liegen in der trostlosen flachen Landschaft einige wenige Häuser, an zweien, die aber geschlossen, steht »Hotel« angeschrieben. Abends 10 Uhr kamen wir endlich nach San Antonio, und ich hatte gerade wieder Zeit, in dem primitiven Restaurant ein Sandwich und eine Tasse Thee zu geniessen. Ich begriff nun, warum die praktischen Amerikaner bei längeren Eisenbahnfahrten einen Korb mit Lebensmitteln mitführen. Es war bitter kalt, + 4 ° C.

Dienstag, 2. Januar. Die Sonne bestrahlte am Morgen eine mit Reif bedeckte winterliche Landschaft. 1 Uhr mittags + 5 ° C., abends 7 Uhr + 3 ° C. Abends nach 7 Uhr, nachdem wir auf der gewaltigen Fähre die dunkeln Fluten des Mississippi durchquert, kamen wir in New Orleans an. Ich gab mein Gepäck einem Neger und liess mich zum Hotel Grunewald begleiten. Hier bekam ich für 2½ $ ein wohnliches Zimmer mit einem kleinen Badekabinett, das gut geheizt war.

Mittwoch, 3. Januar. Morgens 8 Uhr zeigte mein Thermometer vor dem Hotel — 0,5 ° C. An den Ufern des Mississippi war alles weiss, man sah sogar einige kleine gefrorene Wassertümpel. New Orleans, obwohl unter dem 30. Grad nördl. Breite gelegen, bot also ein recht winterliches Bild. Ich hatte allerdings gerade einen der kältesten Tage getroffen. Vor wenigen Tagen war es hier noch angenehm warm, aber fast jährlich hält der Winter, wenn auch nur für wenige Tage, seinen Einzug. Ein schneidender Nordwind vertrieb mich von dem luftigen Quai. Das Wetter war wieder wunderbar schön, nur im Süden der Stadt lagerte ein graubrauner Dunst.

Zu dieser Jahreszeit hat man in New Orleans nichts mehr vom gelben Fieber zu fürchten, die Geschäfte werden daher hauptsächlich im Winter abgewickelt. Im Sommer verlassen diejenigen, denen es die Mittel gestatten, die Stadt, um ein gesunderes kühleres Klima aufzusuchen. Ich sah nur wenige Neger auf den Strassen; die Kälte hält sie in den Wohnungen zurück. Ich wandte mich dem Norden der Stadt zu, während wir im Herbst die südlichen Quartiere besucht hatten. Heute wurde man durch den Geruch der in den Rinnen stagnierenden Wassermassen nicht belästigt.

Ich verliess die breiten Hauptstrassen und durchquerte aufs Geratewohl einige kleinere Gassen, die oft recht unreinlich aussehen, während die Hauptstrassen sehr gut gehalten sind und für die Fuhrwerke eine prächtige glatte Bahn bilden. Mitten in der Stadt traf ich neben kleinen Backsteinhäuschen noch Bretterbuden und Holzbaracken, und der Strassenname, den ich an einer Strassenecke fand — »Barrack street« —, schien mir recht passend gewählt zu sein. Die meisten Bäume haben ihr Laub verloren, nur wenige stehen noch in herbstlicher Farbenpracht. Die Mitte der Esplanade Avenue, wo die elektrischen Trams auf mehreren Gleisen verkehren, sieht aus wie eine grüne Wiese. Eine Menge von Villen ist zum Verkauf oder zum Vermieten ausgeschrieben, auch soll die Bevölkerungszahl der Stadt immer mehr im Rückgang begriffen sein.

Ich besuchte den St. Louis Cemetery. Beim Eintritt in den Garten kommt man zuerst zu grossen, weissen, mausoleumartigen Grabstätten, die wie kleine Häuser aussehen und aus Backsteinen mit einem weissen Besenwurf oder aus Marmor aufgebaut sind. Hier werden die Särge eingemauert. Eine Menge der auf den Marmorplatten verzeichneten Toten

war jung gestorben. Manche dieser Familiengräber haben acht oder mehr Gelasse. Den Seiten des Friedhofes entlang ziehen sich grosse Mauern, in welchen sich eine Unmasse von Oeffnungen befindet, um die Särge aufzunehmen. Das Ganze gleicht einer Tresorkammer. Die Wege sind, statt mit Kies, mit einer dicken Schicht kleiner Muscheln bedeckt. Hinten auf dem Friedhof, unter gewaltigen Bäumen, erkennt man an den einfachen Kreuzen, dass hier die Armen ruhen. Wunderbar glitzerte die Sonne in den mit Reif behangenen Bäumen. Nur zwei einsame Morgenspaziergänger hatten sich noch auf dem Kirchhof eingefunden.

Weiter nach Norden gelangte ich zu dem grossen, gut erhaltenen City-Park mit seinen grünen Rasenplätzen und dunkeln, fast schwarz erscheinenden Eichen. Einige Brücken führten mich über verschiedene Kanäle, auf denen mehrere Schiffe lagen. Ich war ausserhalb der Stadt bei der Metarie Road angelangt, auf welcher ich zu dem ungeheuren Cemetery Saint Patric kam. Hier draussen liegt ein Friedhof neben dem andern. Breite baumbewachsene Strassen, auf welchen die elektrischen Trams sausend dahinfahren, und Kanäle mit grünen Wiesenufern durchziehen diese Totenstadt.

Es war 12 Uhr geworden, und ein elektrischer Tram brachte mich in etwa einer Viertelstunde nach der Canal street zurück. Nach dem Lunch machte ich noch einen Ausflug nach dem Süden der Stadt. Um halb 1 Uhr zeigte das Thermometer nur + 3° C. Auch hier traf ich breite Avenues mit von Gärten umgebenen Villen, wo man aber nur höchst selten eine kleine Palme sieht. Durch einige enge Gässchen gelangte ich in die Nähe des Mississippi, in das Geschäftsquartier. Eine Unmasse von Fässern, Säcken und Kisten verbarrikadierte die Trottoirs, so dass man kaum passieren konnte. Grosse Fabrikschornsteine senden ihre Rauchwolken gen Himmel. Ein leichter graubrauner Nebel liegt hier über der Stadt. Das Meer ist von New Orleans noch ziemlich weit entfernt, aber die grössten Oceanschiffe kommen den Mississippi hinauf und legen direkt mitten in der Stadt an den Ufern an.

New Orleans ist noch lange nicht ausgestorben. In diesem Quartier sah ich heute ein gewaltiges Leben und Treiben. Längs des Quais lagen ungeheure Mengen von Baumwollenballen, und überall waren Rauchverbote angeschlagen. Neger führen auf schweren vier- und sechsspännigen, von grossen Maultieren gezogenen Wagen Baumwolle in Masse zu den grossen englischen Dampfern, welche dieselbe nach Liverpool bringen. Die meisten Kutscher sind Neger; stolz sitzen sie auf dem Bock der herrschaftlichen Wagen. Auch beim Verladen der Schiffsfrachten am Quai werden fast nur Neger beschäftigt. Weisse Strassenarbeiter trifft man in New Orleans nicht an, und auch als Dienstboten werden hauptsächlich Schwarze angestellt. Man kann die verschiedensten Negertypen studieren,

vom ganz Schwarzen bis zum fast weissen Mulatten; doch sind letztere ziemlich selten. Am interessantesten sehen die alten, dunkelfarbigen Neger mit ihren kurzen, dünnen, weissen Bärten aus. Die Negerinnen sind oft nach der neuesten Mode gekleidet. Fröhliche schwarze Kinder kamen aus der Schule und vergnügten sich auf dem Heimweg mit Murmelspielen, ganz wie das bei uns im Frühjahr gebräuchlich ist.

Ich stattete noch dem Poydras Market, einer grossen Markthalle, einen kurzen Besuch ab. Hier sassen viele Neger, welche für 5 oder 10 Cents ihre Mahlzeit einnahmen.

Ins Hotel zurückgekehrt, liess ich mich mit dem Lift in den vierten Stock hinauf befördern. Eine Dame stieg unterwegs ein, und sofort nahmen die auf dem Lift befindlichen Amerikaner den Hut ab, um ihn, sobald die Dame den Fahrstuhl verlassen hatte, wieder aufzusetzen, denn der Amerikaner ist sehr höflich gegen das weibliche Geschlecht. In Geschäften und Bureaus dagegen behält man ruhig den Hut auf dem Kopfe und raucht seine Zigarre, und auch auf den Strassen zieht man viel seltener den Hut als bei uns. Abends 7 Uhr sass ich wieder in der Eisenbahn, welche mich ziemlich direkt nach Norden führte.

Donnerstag, 4. Januar. Um halb 7 Uhr morgens hatten wir -4^{0} C. Die Tage werden merklich kürzer. Ein dicker Reif lag auf der von der Sonne beschienenen Landschaft. Ueberall sah man Eis, und doch befanden wir uns in einer Baumwollengegend, deren Plantagen oft kolossale Ausdehnungen besitzen. Ich machte Bekanntschaft mit einem älteren Amerikaner, den meine mexikanischen Decken sehr interessierten. Der Herr stammte von deutschen Eltern ab, mit denen er in seinem zehnten Lebensjahre in die Südstaaten eingewandert war. Er sprach geläufig Deutsch und erzählte mir viel von seinen Erlebnissen. Er hatte auf seiten der Südstaaten den Krieg gegen den Norden mitgemacht, obwohl er nie für den Sklavenhandel gewesen war und auch nie Sklaven gehalten hatte. Er meinte, die Südstaaten hätten sich noch lange halten können, wenn sie noch etwas zu essen gehabt hätten. Die Häfen waren blockiert, und die Südstaaten produzierten für ihren Gebrauch nicht genügend Getreide, sondern hauptsächlich Baumwolle und Zucker.

Die Neger blieben nach ihrer Befreiung bei ihren früheren Herrschaften, wenn sie hier gut behandelt worden waren. Die meisten aber suchten anderswo Anstellung. Auf den Baumwollenplantagen, wo Weisse wegen zu grosser Hitze oft nicht arbeiten können, fanden sie Beschäftigung, und hier werden sie eigentlich auch heute noch fast wie Sklaven gehalten. Der Plantagenbesitzer streckt den Negern Geld vor, das diese nie abzahlen können, weil sie vorweg gebrauchen, was sie verdienen. Dieselben geraten hierdurch in ein Abhängigkeitsverhältnis zu ihrem Herrn, aus welchem sie sich kaum zu lösen vermögen. An manchen Orten bekommt der

15*

Neger ein Stückchen Land auf der Plantage angewiesen, das er in der freien Zeit für eigene Rechnung bebauen kann. Einige Neger legen den Erlös dieser Baumwolle zurück, und schon manche haben sich für das Ersparte in Texas, wo das Land noch sehr billig ist, ein Stück Land gekauft und Plantagen gegründet. Im allgemeinen aber lebt der Neger fröhlich in den Tag hinein, sorgenlos, ohne sich Gedanken über die Zukunft zu machen. Die Plantagenbesitzer verloren durch die Abschaffung der Sklaverei ein grosses Kapital, denn schon allein durch die Vermehrung der Sklaven gewannen sie viel Geld. Die Befreiung der Sklaven rüttelte sie auf, sie mussten mehr arbeiten, um den Verlust wieder einzubringen. Heute ist der Wohlstand in den Südstaaten bei weitem grösser als vor dem Kriege.

Freitag, 5. Januar. Morgens 7 Uhr, nach 36stündiger Fahrt, kam ich in Washington an. Hier war es schrecklich kalt. Um $7^3/_4$ Uhr zeigte das Thermometer —8° C. Hie und da sah man ein kleines Schneefleckchen. Der Himmel war ganz klar. Mir gefiel dieser Wintertag trotz der Kälte sehr gut. Mein Gepäck gab ich einem Neger mit dem Auftrag, mich in der Nähe des Bahnhofs zu einem guten Hotel zu begleiten. Der Mann entpuppte sich als Kutscher, führte mich zu seinem zweirädrigen Cab und brachte mich in das Hotel Vendôme, kaum 10 Minuten vom Bahnhof, an der Pennsylvania Avenue, der Hauptstrasse Washingtons gelegen. Der Neger hatte eine gute Wahl getroffen, mein Hotel lag äusserst günstig für mich, im Südosten der Stadt, in dem Quartier, wo alle Sehenswürdigkeiten sich befinden, und ich bekam für $1^1/_2$ $ ein nettes Zimmer mit Badekabinett.

Da die Sammlungen und die grossen öffentlichen Bauten erst um 9 Uhr dem Publikum zugänglich sind, so machte ich einen kleinen Abstecher nach dem Villenquartier der Stadt. Die Strassen hier sind gewaltig breit, die meisten mit zwei oder vier Reihen von Bäumen bepflanzt, welche im Sommer dem Fussgänger erfrischenden Schatten spenden. Die Strassen sind asphaltiert und die Trottoirs mit Backsteinen oder grossen Steinplatten gepflastert. Alles sieht recht sauber und niedlich aus. Fast die ganze Stadt ist aus roten Backsteinen gebaut. Man sieht eine Unmasse von Kirchen und kleinen Kapellen und fast auf jedem freien Platz steht die Statue eines Präsidenten oder Generals. Neben Washington, Jackson, Farragut, Garfield bemerkte ich da auch Martin Luther und Lafayette. Wie in New York beziehen die elektrischen Trams ihre Kraft von unterirdischen Kabeln.

Auch hier sieht man noch viele Neger. Bei manchen erkennt man bloss noch an den wulstigen Lippen und dem krausen Haar das afrikanische Blut. Manche eilen mit Schlittschuhen unter dem Arm an mir vorbei. Nachdem ich mich durch den Besuch des neuen gewaltigen Postgebäudes,

der U. S. Treasury und der State War and Navy Departements wieder erwärmt hatte, wanderte ich durch den gefrorenen Park zu dem 555,5 Fuss hohen Washington - Monument. Ein geräumiger Lift bringt die Besucher des Obelisken gratis, recht langsam, dafür aber sicher in eine Höhe von über 500 Fuss. Hier oben hatte ich eine prächtige Rundsicht über die Stadt und ihre Umgebung. Nur war es leider ungemütlich kalt in dieser luftigen Höhe. Im Süden und Osten hatte ich tief unter mir die schönen Parkanlagen und die gewaltigen Staatsbauten, die Kuppel des Kapitols. Im Süden ganz in der Nähe belustigt sich die Jugend mit Schlittschuhlaufen auf dem zugefrorenen, viele Windungen und idyllische Inseln bildenden, von Wäldern umgebenen Potomac. Gegen Norden und Westen dehnt sich das rote Häusermeer aus.

Nun besuchte ich das Engraving and Printing Bureau. Hier in der Druckerei der amerikanischen Bankbillets wird man von einer Angestellten herumgeführt, die eine lange, gut auswendig gelernte Erklärung herunterleierte, von der ich kein Wort verstand. In den grossen Korridoren hängen eingerahmt Kollektionen der verschiedenen Noten, und ich hätte gern ein solches Billetchen von 10 — 50 000 $ als Andenken mitgenommen, werden sie doch hier mit so geringer Mühe verfertigt. So schnell wie in den Zeitungsdruckereien, die wir in New York besichtigt, geht es hier allerdings nicht. Ein Arbeiter bestreicht die Metallplatte mit grüner Farbe und wischt sorgfältig mit einem Schwamm das Ueberflüssige weg. Eine Arbeiterin legt dann ein Stück Papier auf die Platte. Das Ganze geht unter einer Walze durch, und die eine Seite von fünf aneinander hängenden Noten ist gedruckt. Die gleiche Prozedur wird in diesem Saal von mehr als 50 Arbeitern vorgenommen. In andern Sälen werden die Noten gezählt, in Bündel gepackt, nummeriert etc

Im National Museum and Smithsonian Institute hielt ich mich längere Zeit auf. Hier werden die Kleider, Krawatten, Schmuckgegenstände von Grant, Washington, Lincoln etc. aufbewahrt. Ein ganzer Saal ist mit Kriegstrophäen aus Kuba geschmückt. Höchst interessant sind die ethnographischen Sammlungen. Alle Indianertypen Amerikas kann man hier in Lebensgrösse in Glaskästen finden, bei den verschiedensten häuslichen Arbeiten beschäftigt. Gross ist die ergänzende Sammlung von Photographien.

Am Botanischen Garten und der Garfield Statue vorbei gelangte ich zu dem auf einer Anhöhe gelegenen Kapitol hinauf, dessen Kuppel weit in das ebene Land hinausschaut. Die beiden grossen Säle, das Senate Chamber und das House of Representatives nehmen den grössten Teil des gewaltigen Gebäudes ein. Das Vestibul der Congressional Library ist mit seinen Marmortreppen und den in blassen Farben gehaltenen Deckengemälden mit einem kolossalen Luxus erbaut. Von der Galerie sah ich in den grossen Lesesaal hinunter, wo Männer und Frauen, in die

Lektüre vertieft, ganz klein erscheinen. Das Wetter änderte sich heute plötzlich, abends halb 5 Uhr zeigte das Thermometer $+6{,}5^{\circ}$ C.

Sonnabend, 6. Januar. Um 8 Uhr morgens fuhr ich von Washington weg. Das Thermometer zeigte noch $+2{,}5^{\circ}$ C. Direkt hinter der Lokomotive befindet sich ein Personenwagen, in dem ich Platz genommen. Mit fabelhafter Geschwindigkeit saust der Zug durch die Gegend dahin, und man begreift, dass, wenn da ein Zusammenstoss stattfindet, eine fürchterliche Katastrophe eintritt. Die Sonne schien prächtig vom blauen Himmel herab, und wir hatten heute einen von den Tagen wie sie etwa bei uns Ende Februar vorkommen. Abends, bei $+4^{\circ}$ C., kam es mir ganz warm vor und ich fror viel weniger als in Eagle Pass bei $+12^{\circ}$ C. Die schönen grossen Tannenwälder, die breiten ganz zugefrorenen Flüsse, wo eifrig Schlittschuh gelaufen wurde, all dies gefiel mir bei dem glänzenden Sonnenschein ausgezeichnet. Ein heller sonniger Wintertag bietet doch, auch wenn man aus dem Süden kommt, viel Schönes.

Etwa um 11 Uhr kam ich in dem gewaltigen Bahnhof von Philadelphia an. Dieser Bahnhof, das Pennsylvania Depot, ist ein kolossales, achtstöckiges, fast im Zentrum der Stadt gelegenes Gebäude. Die Einrichtung auf dem Perron ist äusserst praktisch, so dass es ganz unmöglich ist, in einen falschen Zug zu steigen. Zu jedem Gleise führt ein besonderer Eingang, wo Abfahrt und Richtung des Zuges deutlich angeschrieben sind und die Billets kontrolliert werden.

Gleich beim Bahnhof gelangte ich in die Broadstreet mit ihren eleganten Gebäuden und schönen Hotels. Man sieht hier einige achtstöckige Gebäude, aber nirgends die Riesen von New York. Durch die Chestnutstreet, die sehr schmale Hauptstrasse Philadelphias, wo sich nur Platz für ein Tramgleise gefunden, wandere ich bis zu dem breiten Fluss. Eine Menge grosser Eisschollen schwimmt hier herum. Grosse Schiffe suchen sich zwischen denselben einen Weg zu bahnen. Durch die Marketstreet, die zweite Hauptstrasse, die viel breiter ist und wo sich die grössten Geschäftshäuser befinden, kehrte ich zurück.

Originell sind die alkoholfreien Restaurants. Gegen Mittag und Abend sind dieselben kolossal besucht, und man bekommt hier für wenig Geld ein gutes Essen. Auf hohen dreibeinigen Stühlen sitzen die Gäste um die Bar herum, welche einen Kreis einschliesst, wo die sauber gekleideten Kellnerinnen wirken. Für fünf Cents erhält man eine Tasse Kaffee, für 25 Cents einen Braten mit Gemüse. Bei jeder Konsumation bekommt der Gast eine neue Karte, auf welcher der Preis steht, und die er beim Verlassen des Lokals an der Kasse vorzuweisen hat. Gemütlich allerdings ist es hier nicht.

An der Chestnut- und Marketstreet war abends, besonders zwischen der 7. und 12. Strasse, wo sich die grossen Läden befinden, ein unglaub-

liches Menschengewühl. Schwarze, dichte Massen strömten aus den Geschäften heraus, wie bei einem hohen Festtag aus einer Kirche. Die grossen Bankhäuser und Versicherungsanstalten sind mit grossem Luxus aus Stein aufgeführt. Manche dieser Prachtgebäude sind zum Verkauf ausgeschrieben, und ich traute meinen Augen kaum, als ich selbst vor Kirchen und Kapellen Verkaufstafeln angeschlagen fand. Auch sieht man einige Kirchen und Kapellen, die in Fairs umgewandelt worden sind.

Bei jeder Strassenkreuzung steht hier wie in New York ein gewaltiger, über 6 Fuss grosser, stämmiger Polizist mit einem kurzen Stock bewaffnet, der die Leute oft selbst, sie mit seinem breiten Rücken deckend, über die Strassenübergänge begleitet. Auf den Trottoirs befindet sich in allen amerikanischen Städten eine Menge Hausierer, die oft sogar kleine Tische aufgestellt haben, so dass man sich auf einem Jahrmarkt glauben könnte. In New York stand sogar täglich an der gleichen Stelle ein Maler, der auf dem Tottoir seine Porträts ausgestellt hatte und auf Kunden wartete.

Nachmittags wandte ich mich nach dem Nordwesten der Stadt und passierte mehrere grosse, mit Rasen und Bäumen bepflanzte Plätze, wo die Mütter und Mägde die Kinder an der warmen Sonne spazieren führten.

Ueberall sieht man sehr hübsche, wohnliche Privathäuser. An der 24. Strasse kam ich wieder zu einem breiten Fluss. Ich passierte die Brücke und traf am andern Ufer ein gewaltiges Spital, höchst luxuriös aus grünem und rotem Sandstein aufgebaut, mit seinen vielfachen Türmen sich wie ein Schloss ausnehmend. Ich folgte der Sprucestreet bis zur 44. Strasse, an das Ende der Stadt. Ueberall auf dieser Seite des Flusses sind die breiten Strassen mit schönen Bäumen bepflanzt, und eine Villa reiht sich hier an die andere. Durch die Strassen fährt eine Unzahl Herrschaftskutschen mit prächtigen Pferden bespannt, sowie elektrische Droschken. Diese letzteren fahren mit überraschender Präzision, ohne Geräusch auf ihren dicken Pneumatics dahin. Philadelphia dehnt sich hauptsächlich von Westen gegen Osten hin aus.

Ich kehrte über den durch viele Schiffe belebten Fluss, an dessen Ufern grosse Fabriken ihre Schornsteine in die Lüfte erheben, zur Stadt zurück und erkundigte mich bei einem Schutzmann nach einem guten Hotel. Er wies mich in das Binghamhouse an der Marketstreet. Das Hotel ist aus prächtigem Sandstein aufgebaut und besitzt ein grossartiges luxuriöses Entrée. Im 5. Stock bekam ich ein gutes Zimmer. Ueber dem Fenster, welches nach dem Hof hinausging, entdeckte ich einen gewaltigen Haken. An diesem hing eine schwere Eisenkette, an der ein dickes Tau befestigt war. Wenn es hier brennt, braucht man sich also nicht erst aus den Betttüchern ein Rettungsseil zu fabrizieren. Ueber dem Bett hängt noch eine elektrische Klingel, ein Feueralarmzeichen. Zum

Glück lernte ich all diese Einrichtungen nicht von der praktischen Seite kennen.

Sonntag, 7. Januar. In zwei Stunden erreichte ich von Philadelphia mit dem Schnellzug, durch eine hübsche, waldreiche Landschaft fahrend, um halb 9 Uhr Jersey-City. Hier erwartete mich mein Vetter, und ich war sehr froh, in der grossen Stadt einen Bekannten zu treffen. Vermittelst der praktischen kleinen Fahrtenpläne, die jede Bahngesellschaft den Reisenden zur Verfügung stellt, so dass man kein grosses, unhandliches Kursbuch benötigt, hatte ich die Zeit meiner Ankunft ersehen, aber vergessen zu melden, mit welcher Bahn ich ankommen würde. Mein findiger Vetter hatte richtig erraten, dass ich die Pennsylvaniabahn benützen würde. In New York mit der grossen Fähre angelangt, fühlte ich mich bereits wieder halb zu Hause. Nun erfuhr ich aber, dass ich in Mexiko betreffs der Schiffe ganz falsch unterrichtet worden. Der »Kaiser Wilhelm«, mit dem ich so gern gefahren, war bereits am Donnerstag in See gestochen. Es fuhren gegenwärtig nur wenig Schiffe. Die meisten waren in Reparatur, da alle Kompagnien auf die Weltausstellung rüsteten. Schon seit langem hatte ich keine Zeitung gelesen. Mein Vetter erzählte mir von den Niederlagen der Engländer in Transvaal. Mit dem Tram fuhren wir durch die 3. Avenue bis zur 18. Strasse und kehrten hier in dem freundlichen, sauberen deutschen Hotel Belvedère ein.

Am Nachmittag, bei prächtigstem Sonnenschein, begaben wir uns nach dem Centralpark. Sämtliche Teiche waren gefroren. Wären die idyllischen Fusswege nicht durchgehends asphaltiert, so könnte man sich weit weg von einer Stadt in einem prächtigen Walde glauben. Vom Ende des Parks ging ich mit Theophil zur 116. Strasse hinauf, wo seine Wohnung liegt. Ein Haus da draussen gleicht dem andern, aber alle sind höchstens zweistöckige, wohnliche Gebäude. Halb im Souterrain liegt das Esszimmer und zu dem Hochparterre steigt man über eine grosse Freitreppe hinauf.

Montag, 8. Januar. Am Morgen bestellte ich mir einen Platz auf der »Champagne«, welche am Donnerstag abfahren und am Freitag, den 19. Januar, in Havre ankommen soll.

Am späten Nachmittag besuchten Th. und ich Brooklyn. Die Hauptstrasse, der Broadway, reicht bei weitem nicht an den Broadway New Yorks heran und ist durch das Eisengestell des Elevators schrecklich verunziert. In den grösseren Quartieren sind die Strassen schön breit und durch Baumalleen belebt. Die Wohnungen sind hier verhältnismässig sehr billig.

Abends war auf der Brücke ein gewaltiges Leben. Ein dicht besetzter Tram folgte dem andern. Die Hochbahn mit den Lokomotiven fährt nicht über die Brücke, sondern giebt ihre Passagiere an grosse

elektrische Cars ab. Grossartig ist das Lichtermeer New Yorks und Brooklyns. Die Züge des Elevators, die sich fast ohne Unterbrechung folgen, sehen, wenn sie bei uns vorbei sausen, ganz schwarz aus mit einer Unmenge von weissen Flecken. Fast jeder Passagier hält nämlich vor sich eine Zeitung, in deren Lektüre er ganz vertieft ist. Abends besuchten wir die Oper. Welch gewaltiger Bau! Sechs Balkone türmen sich übereinander. New York soll die beste Oper der Welt haben, da keine andere Stadt die Künstler so gut bezahlt. Wir hörten hier Don Pasquale und Cavalleria rusticana, und mein Vetter, der ein grosser Musikfreund ist, war einfach bezaubert.

Dienstag, 9. Januar. Es war bitter kalt. Nachmittags gingen wir von der 155. Strasse zu Fuss bis ganz an das Ende der Insel, auf welcher New York zum grössten Teil gelegen. Hier draussen führen einige Brücken über den Meerarm, der gegen Norden die Stadt vom Festlande trennt und der mit dem Hudson in Zusammenhang steht. Auf einer breiten Strasse mit hübschen Waldpartien gelangten wir hinauf bis zum Hudson, der mir wiederum mit seinen hügligen waldigen Uferpartien sehr gut gefiel. Auf der breiten Strasse sammeln sich die Pferdeliebhaber und Sportsleute New Yorks, und es ist fast unglaublich, mit welcher Geschwindigkeit da die Renner mit den leichten Wägelchen an einem vorbeisausen und sich zu überholen suchen wie bei einem Wettrennen. Bis wir vom Hudson wieder bei der 14. Strasse anlangten, mussten wir ununterbrochen 1½ Stunden mit dem elektrischen Tram und der Hochbahn fahren.

Abends besuchten wir das deutsche Theater, wo das bayerische Volksstück »Das Nullerl« gegeben wurde. Ich glaubte mich auf einmal nach München versetzt, besonders als neben mir einige Frauen echt münchnerisch anfingen zu sprechen. In New York wohnen mehrere hunderttausend Deutsche, und man kann mit Deutsch ganz gut durchkommen. Selbst die Schuhputzer, wenn man auf ihr Englisch nicht reagiert, wiederholen ihr Begehren in deutscher Sprache.

Mittwoch, 10. Januar. Mit dem Dampfschiff fuhren wir nachmittags zu der Statue of Liberty hinüber, und durch steile äusserst enge Wendeltreppen gelangten wir in den Kopf der monströsen Riesendame, von wo wir auf das Treiben im Hafen New Yorks einen prächtigen Ueberblick hatten. Auf der kleinen Insel befinden sich einige Kanonen und eine aus Holz gebaute Kaserne. Auf diesem Inselchen, dessen ganzen Strand man in etwa fünf Minuten abschreiten kann, Militärdienst zu thun, gehört sicherlich nicht zum Angenehmsten, was einem Fortuna bescheren kann. Die Soldaten, mit ihren Filzhüten, den blauen oder braunen Mänteln und Gamaschen sehen nichts weniger als stramm aus, und unsere Rekruten marschieren schon in der ersten Woche besser als diese Leute.

Auf dem Rückweg hatten wir einen originellen Anblick. Ein riesenhafter Mann, der seine Mitmenschen nicht um Haupteslänge, sondern zum mindesten um zwei Meter überragte und bequem inspizieren konnte, was in den oberen Stockwerken der Häuser vor sich ging, kam uns entgegen, gefolgt von einer schwarzen Menschenmenge. Er ging auf Stelzen, von welchen man aber nichts sehen konnte, da seine blauen Hosen bis zur Erde reichten, trug auf dem Rücken ein ungeheures Plakat, eine Reklame für eine Zigarre, und entlockte einer Trompete kräftige Töne. Selbst die Polizisten konnten sich eines Lächelns nicht erwehren, als sie diesen Riesen sahen. In Reklame wird in Amerika Unglaubliches geleistet. Selbst in Torreon fahren Reklamewagen mit Musik durch das Städtchen.

Th. führte mich in das kolossale Geschäftshaus von Siegel, eines der grössten New Yorks. Etwa 20 Wachsfiguren auf einer Galerie über dem Eingang sind eifrig mit Waschen beschäftigt; fast alle acht Tage wird hier eine neue Attraktion für das schaulustige Publikum aufgestellt. In diesem Hause kann man so ziemlich alles kaufen, was der Mensch überhaupt nur wünschen mag. Im Erdgeschoss sind Küchengerätschaften, Werkzeuge, elektrische Maschinen etc. aufgestellt. In den oberen Stockwerken folgen Kleider-, Teppich-, Möbelmagazine, Buchhandlungen etc., bis man im obersten Stockwerk alle möglichen Konserven, Kaffee, Zucker, Gemüse, Käse etc. aufgestapelt findet. Halbe Ochsen, Schweine, Schafe hängen hier und prächtige Fische liegen zum Verkaufe aus. Vor den gewaltigen Springbrunnen zu ebener Erde sind mitten im Verkaufslokal kleine Tischchen aufgestellt, wo hauptsächlich ice cream gegessen wird.

Donnerstag, 11. Januar. Ein kalter Nordwind jagte durch die Strassen. Das Thermometer zeigte — 4 ° C. Das versprach keine angenehme Ueberfahrt, aber obwohl wir auf der ganzen Fahrt unruhige See hatten, trafen wir programmmässig am 19. Januar in Havre ein. Ein Expresszug brachte sämtliche Passagiere nach Paris. Es war ein düsterer Samstagmorgen und noch fast dunkel, als ich in Basel einrückte. Die abscheulichen schmutzigen Strassen waren das einzige, was mich an die Tropen erinnerte.

trich Reimer Ernst Vohsen Berlin.

5/12 02 a/c 8.-

3 2044 051 737 468

NOV 8 1905